Vom Markt und aus der Zelle.

Vom Markt und aus der Zelle.

Populäre Vorträge

und vermischte kleine Schriften

von

J. G. Kohl.

Zweiter Band.

Hannover.
Carl Rümpler.
1868.

Druck von August Grimpe in Hannover.

Inhalt.

Weihnachtsbesuch auf dem Landsitze eines englischen Lords.

„Ich beneide Sie nicht so sehr, mein Peregrinus, um die Besuche, welche Sie auf Ihren Reisen hie und da bei einigen unserer gekrönten Häupter auf dem Continente ausgeführt, und um die Erfahrungen, welche Sie dort gemacht haben mögen. Aber warum ich Sie beneide, das sind die Besuche, die Sie dann und wann einmal auf den Edelsitzen englischer Lords als wandernder Poet haben machen dürfen, und die Anschauungen, welche Sie dort gehabt haben. Denn ich gestehe, dergleichen hätte ich in meinem Leben auch besonders gerne einmal mit angesehen.“ — So sprach zu mir einst ein verständiger und viel gereister, auch in England wohlbekannter Freund, und ich gestehe, seine Aeußerung frappirte mich damals sehr und ich habe daraus den Schluß gezogen, daß ich wohl auch auf der genannten schönen Insel manches gesehen haben möchte, was für Andere verborgen geblieben und dessen Beschreibung für sie von Interesse sein könnte. Und in der That, die englischen Lords, die man freilich in London auf der Straße, im Parlamente, in anderen öffentlichen Versammlungen,

wo sie präsidiren, häufig genug sehen kann, haben sich auf dem Lande, in ihren Schlössern mit so vielen Hecken, Barrikaden und Hindernissen umgeben, daß man es schon für eine Gunst, die nicht jedem zu Theil wird, anzusehen hat, wenn man sich einmal Einen von ihnen in seinem Stammschlosse, in dem er sich mit den Seinen eingesponnen hat, wie eine Seidenraupe in ihrem Cocon, näher anblicken kann.

In Amerika sind Tausende, die ich weiß nicht wie viel darum geben würden, wenn sie einmal einen lebendigen Lord (à life Lord) in seinem chez soi besuchen könnten, die aber bei ihrer Passage über den Ocean und bei ihrer großen Tour über Liverpool durch London nach Paris ꝛc. vergebens darnach geizen und trachten.

Ja in England selbst sind eine Menge, die dies nicht bewirken können und die umsonst die Hälse darnach recken, ja die schon glücklich sind, wenn sie hie und da einmal beim Vorüberfahren eines Lords oder bei einem öffentlichen Feste einen kleinen gelegentlichen Blick („a glimpse“) auf die vielfach in Wolken gehüllten Gipfel der Aristokratie des Landes werfen dürfen.

Dennoch weiß in Deutschland das große Publikum aus eigener Erfahrung noch viel weniger als das englische davon, wie diese viel besprochenen und besungenen und doch noch vielfach mysteriösen „Lords“ es treiben und wo sie bleiben. Ich denke mir daher, daß es für Manche neu, interessant und belehrend sein mag, wenn ich es versuche, hier ein paar hübsche Tage zu schildern, die ich einmal auf dem Landsitze des in aller Welt berühmten Lords L...n zubrachte.

„Lord L...n“, so hatte man mir schon in Paris gesagt, wo ich erzählte, daß ich ihm gut empfohlen sei und daß ich ihn in England kennen lernen würde, „ist einer der liebenswürdigsten Engländer, die wir hier je bei uns in Frankreich gesehen haben. Er ist angenehm, fein gebildet, kenntnißreich, von großem Einfluß, und obwohl er die höchsten Staatsstellen im britischen Reiche bekleidet, so schmückt ihn doch die Krone aller Eigenschaften, eine äußere Anspruchslosigkeit im Benehmen, die ein Abglanz seines innern Werthes ist. Ich kann Ihnen zu einer solchen Begegnung nur gratuliren, und Sie werden bei näherer Bekanntschaft mit der englischen Gesellschaft die allgemeine Bemerkung machen, daß diejenige eckige und stolze Arroganz, die in den unteren Regionen so auffallend ist, sich in den Spitzen und Blüthen der Nation fast immer zu einer classischen Einfachheit, einer schlichten und höchst würdevollen Rundung des Wesens, Benehmens und Charakters abklärt.“

Als ich in London angekommen war und mich zur Genüge in dem Getümmel dieser Stadt herumgetrieben hatte, schrieb ich eines Tages an Lord L...n in folgender Weise: „Mister K. bringt dem Lord L...n sein Compliment dar und hat die Ehre, ihm beiliegenden Brief von seinem Freunde H. zu übersenden“, siegelte das Ganze ein und gab es auf die Post nach B... in ...shire. Denn so hatte man mich instruirt, mit meinem Empfehlungsschreiben zu verfahren. — Und einige Tage darauf bekam ich eine in ähnlicher Weise gehaltene Antwort und eine Einladung dahin, „daß L. L. sehr froh sein würde, Herrn K. zu Weihnachten auf seinem Landsitze B. zu sehen und

ihn zunächst zu Mittag am Vorabende des Festes um 7 Uhr erwarten werde."

Ich fuhr mit Dampfeseile durch die selbst zu so später Jahreszeit grün geschmückten und lieblichen Landschaften der südlichen Grafschaften England's dahin und kam gegen die bestimmte Zeit im Westen des Königreichs an, wo das Schloß B.... in der Nähe äußerst interessanter Localitäten, z. B. nicht weit von den alten, durch Stonehenge und andere druidischen Denkmäler geweihten Hügeln liegt.

Auf meiner letzten Station fand ich eine äußerst elegante zweispännige Carrosse mit einem Kutscher und kleinem Vorreiter vor. Diese hatten unter den nicht zahlreichen Aussteigenden den „Foreigner" bald ausgespäht und näherten sich mir mit der Frage: „Mister K.?" — „Ja!" — „Wir sind beordert, Sie aufzufordern, von dieser Equipage für Schloß B.... Gebrauch zu machen. Steigen Sie, wenn Sie wollen, ein!" —

Weiter habe ich von diesen guten, prompten, von blanken, ächten silbernen Knöpfen, von schneeweißen Lederhosen und goldlitzigen Mützen blinkenden und blitzernden Leuten kein Wort vernommen. Die Bedienten der englischen Großen sind zum Verzweifeln stumm und reservirt und treten nie mit einem selbsteigenen Gedanken, geschweige mit einer vorlauten Bemerkung, einer Frage oder einem Scherze aus ihrer gentlemenartigen Gemessenheit heraus. Diese englische Regulirung des Verhältnisses zwischen Herr und Diener, diese solide Umgränzung der Schranken zwischen beiden, bei der der Diener sich nie eine gemüthliche Freiheit herausnimmt, aber auch der Herr nie eine ver-

trauliche Grobheit, mag für die Dauer des Verhältnisses sehr weise berechnet sein. Es wird dabei in den englischen Haushaltungen Alles, die Befehle, die Erwiderungen, selbst die Verweise und auch die Dienstentlassungen ganz leise und brevi manu abgemacht, ohne Lärm und wie in einem wohlgeölten Uhrwerke ohne Knarren, freilich auch ohne den Genuß und die Freude, die man an einer guten, treuen, eifrigen, launigen, geschwätzigen und witzigen Seele von Bedienten oder Kammerzofe haben kann.

Jedenfalls war meine stumme Fahrt dadurch viel langweiliger, als sie z. B. mit dem Kutscher des Fürsten von Liechtenstein oder eines andern österreichischen Großen gewesen wäre.

Wenn ich den kleinen, hübschen, frisch wie eine Blume aussehenden Jockey anredete, so zupfte er sich nach der Gewohnheit der englischen Landeskinder jedes Mal das Haar des Vorderhaupts, in der Weise, wie unsere Militärs nach der Mütze greifen. Aber Antworten bekam ich nicht aus ihm heraus, entweder weil er mich aus lauter Respekt und aus Verwunderung über den „Foreigner" nicht verstand, oder weil er auf sein Geschäft, mich richtig an Ort und Stelle zu bringen, einzig und allein erpicht war.

Am liebsten hätte ich vorne auf dem Bock gesessen, um die hübsche Landschaft und die reizenden Dörfer und die vor unsern raschen Vollblutpferden schnell vorüberschwebenden Landsitze, alle die mit Weihnachtsgrün, mit Lorbeerzweigen, Myrthenreisern und anderen Evergreens ausgeschmückten Häuser und Boutiken der freundlichen Ortschaften freier betrachten zu können. Aber daß das nicht anging,

begriff ich denn doch, obgleich ich in England damals noch ein Neuling war. Und so mußte ich denn nolens volens selbst eine Art von Lord spielen, mußte steif hinter den festen Spiegelscheiben meiner Kutsche sitzen, in der Alles so sauber und nett gearbeitet, jeder Nagel, jeder Quast und Polsterstich mit einem solchen finish behandelt war, wie in den in London gearbeiteten Krönungswagen, die in dem Stallschuppen des Königs von Hannover stehen.

Bald schwenkten wir ein wenig vom großen Wege ab, geriethen in freundliche, lichte Gehölze, zwischen Hecken und elegante Umzäunungen. Pforten öffneten und schlossen sich. Ueber grüne Wiesen mit edlem Wild und rassigem Vieh kamen wir in den Park, zuletzt bei den „Pleasure-grounds“, den Blumengärten vorbei, zu dem in der Mitte von diesem Allen liegenden Schloßgebäude.

B.... — das Wort scheint halb französisch, halb angelsächsisch zu sein und bedeutet wohl so viel als „Schönwald“ — ist ein in ganz England berühmtes Haus. Lord L...., der schon seit dem Anfange dieses Jahrhunderts einer der Anführer der Whigs war, hat daselbst oft genug die Häupter und Minister dieser Partei zu Berathungen versammelt, welche einen nicht unbedeutenden Einfluß auf die Geschicke Großbritanniens geübt haben. Da der Besitzer des Schlosses fast ein halbes Säculum lang ein warmer Verfechter freisinniger Grundsätze und fortschreitender Reformen war, so sind die in diesen Mauern gehaltenen Berathungen und die daselbst geschmiedeten Pläne fast immer friedlicher und wohlthuender Natur gewesen. Hier keimten die Gedanken und Maßregeln zur Abklärung

der alten harten englischen Criminaljustiz, hier gestalteten sich die Pläne zur Entfesselung der vielfach beschränkten Katholiken England's, auch die zur Verbesserung des Schicksals der armen gedrückten Irländer, aus deren Insel ursprünglich die Vorfahren des Lord L...., die Pettys und Fitzmaurice herstammten. Hier wurde auch von dem edlen, allem Schönen huldigenden Besitzer den Musen oft genug ein freundliches Asyl bereitet. Nicht jedes englische Schloß ist mit so willkommenen und einladenden Erinnerungen geschmückt, wie B.... Castle.

Das Haus selbst — oder vielmehr das Ensemble von Gebäudekörpern und Schloßflügeln — bedeckt einen langgestreckten Baugrund. Es ist in dem in England so beliebten „geschmückten gothischen Style“ gebaut. Darin erinnern die meisten Schlösser der englischen „Nobility“ an die Westminster-Abtei und an die jetzigen Parlamentshäuser und gewissermaßen ist auch, wie ich schon eben andeutete, ein solcher Landsitz, in dem keine müßigen Leute wohnen, selbst zu Zeiten eine Art Parlament, ein Vorparlament, in welchem während der „Ferien“ eingeleitet wird, was in der „Saison“ in der genannten Abtei zur Ausführung kommen soll. Der gothisch-normannische Baustyl steht auch diesen alten Familien, die noch immer mit ihren Erinnerungen, Sitten und Gesinnungen in die alte normannische Ritterzeit hinaufragen, am besten an. — Wie erwartungsvoll und wie gern trat ich ein.

Lord L. selbst, oder besser the Marquis of L. — die Engländer sprechen immer die Titel ihrer hohen Herren „the Duke“, „the Marquis“ mit einem besonders respekt-

vollen und, ich möchte fast sagen, vorsichtigen Nachdrucke aus — es ist als wenn man eine vollwichtige Goldguinee auf den Tisch klingen läßt — der „Marquis", sage ich, kam mir bald sehr freundlich entgegen. Er war damals noch ein kräftiger und rühriger Sechsziger von angenehmen Zügen und rundlichen Umrissen der Physiognomie und des Körpers. Als junger, talentvoller, an Geist und Kenntnissen reicher, vielgereister, höchst gewandter Mann, damals, als er — schon in seinem sechsundzwanzigsten Jahre — dem großen Pitt als Schatzkanzler im Amte folgte, muß sein ganzes Wesen besonders anziehend und sehr hübsch gewesen sein. Auch jetzt noch war der Ausdruck seines Antlitzes sehr angenehm; besonders hatte der Blick seines lebhaften Auges etwas äußerst Wohlwollendes und sein ganzes verbindliches Benehmen diejenige natürliche Anspruchslosigkeit, die selbst ein Premier der Königin von Großbritannien nicht entbehren darf, wenn er uns gefallen will.

Von seiner zur Zeit meines Besuchs noch blühenden und in England weit und breit hochgeachteten, jetzt auch längst verewigten Gattin will ich nur sagen, wie auch sie in ihrem Wesen mich an die oft gemachte Bemerkung erinnerte, daß wie die besten und classischesten Künstler in ihren Produktionen immer natürlicher sind, als die Künstler niedrigeren Ranges, so auch die Leute von der besten Erziehung und feinsten Bildung in ihrem persönlichen Erscheinen diese classische Einfalt uns verkörpert vorführen.

Der Cirkel, der sich bald um das Paar unserer edlen Wirthe vereinte, war zahlreich und wies wie eine Perlenschnur manche Pretiose von Bedeutung auf. Ich, der ich

wie eine fremdartige Schneeflocke mitten hineingeschneit war, fand mich indeß, trotz der nicht fehlenden Introduktionen, erst nach dem Diner, als bei der Soirée zum Theegespräch Alles ruhig bei einander saß, ganz darin zurecht.

Da erkannte ich, wie die Mitte des Saales von verschiedenen Mitgliedern des im Jahre 1841 aufgelösten Whig-Ministeriums eingenommen wurde. Es war darunter mancher in beiden Indien berühmter Name, und für mich deutschen Wandersmann war es ein nicht geringer Genuß, diese Namen, die ich bisher nur in den Zeitungen in dem Schmuck der schwarzen Typen hatte glänzen sehen, hier nun in Fleisch und Blut vor und neben mir zu haben, und in dem einen Sopha den gewesenen Regenten von Ostindien, auf dem andern Divan den Financier des Schatzes ihrer britischen Majestät, des größten Schatzes der Welt, mit jungen Damen in lächelnde und tändelnde Plaudereien vertieft zu sehen. Jetzt waren diese Herren, wie gesagt, alle „out“. Es waren lauter aus dem Felde geschlagene Feldherren en retraite. Ihre Niederlage war eben in den jüngsten Tagen vollendet, und mancher von ihnen las hier in unserm Kreise in den Zeitungen die frisch gedruckten Spottreden seiner triumphirenden Gegner, der Torys, die nun „in“ waren. So lag unter andern auf einem der Salontische die neueste Nummer des englischen Punch, in welcher der abgedankte „Minister der Wälder und Forsten“ als kleiner irischer Betteljunge — unverkennbar ähnlich — dargestellt war, wie er mit einem kleinen Reiserbesen das Pflaster vor den Parlamentshäusern fegte. Darunter standen die Worte geschrieben: „Alles was mir aus den

Wäldern und Forsten übrig geblieben ist". Der aus dem Sattel gehobene Minister selbst ging zwischen uns herum, und ihm wurde von seinen Collegen unter Lachen und Scherzen die gelungene Karrikatur auf „Alles ihm Gebliebene" (den Straßenkehrer-Besen) vorgezeigt. Ich weiß nicht, ob man in Berlin unter ähnlichen Verhältnissen und Menschen einen ähnlichen Scherz des Kladderadatsch auch eben so gutlaunig betrachtet haben würde.

Auch in den Winkeln und Ecken des Saales konnte man noch manche interessante Persönlichkeit entdecken, alte Damen, die berühmte Namen trugen, unter andern z. B. eine sehr alte und würdige Miß Fox, eine Tochter des berühmten Fox aus dem vorigen Jahrhundert, und andere solche Reste und Bruchstücke aus ehemals glänzenden Kreisen, die mir interessant waren als historische Fingerzeige für die Verkettung und für die Traditionen der Coterie, in deren Mitte ich mich befand. Mitten zwischen den mehr ernsten Gesichtern der Engländer sah man bald hie bald da die heiteren Züge und die gewandte Figur des damaligen französischen Gesandten Louis Philipp's, des geistreichen Grafen v. H., hindurchschimmern und schweben.

Am schwersten wurde es mir, die Mitglieder einer und derselben Familie richtig mit einander zu verknüpfen, und doch ist dies, damit man keine Verstöße begehe, in einem größeren Kreise, in dem man sich bewegt, natürlich so sehr von nöthen. Bei uns in Deutschland ist das viel leichter. Denn hat man erst den Namen des Chefs der Familie richtig gefaßt, z. B. Graf Adlerbach, nun so weiß man auch Gräfin Adlerbach und den jungen Grafen Adler-

bach und Comtesse Adlerbach gleich zu placiren. Aber wer kann nur rathen — wie das in diesen aristokratischen Kreisen von England vorkommt — daß „Miß Franzisca Fitzpatrick“ die älteste und „Miß Louise Ferretty“ die zweite Tochter der „Gräfin Wabercombie“ ist. Und gewöhnlich wird in diesen hohen Kreisen vorausgesetzt, nicht blos daß man es räth, sondern daß man es schon längst, wenn nicht aus dem Umgange, doch aus der gedruckten „Peerage“ (dem gothaischen Kalender für die Lords) wisse.

In diesen Voraussetzungen fügen diese Herren daher bei Vorstellungen auch meistens gar keine solche interpretirende Anmerkung: „es ist meine Tochter“, in Parenthese hinzu. Der Earl von Eagletrop stellt Dich dem „Viscount Braxbury“ vor, und fragst Du ihn, wer Viscount Braxbury sei, so antwortet er erstaunt: „Mein Gott, das ist ja mein ältester Sohn, und hier ist Lord Forkenside, mein jüngster Sprößling.“

So eine englische Familie und ihre Terminologie ist wieder wie ein gothischer Thurmbau, besonders wenn nun in einer Familie mehre verschiedene Titel zu Hause sind. Da führt dann der Vater den ersten und wichtigsten Titel des Hauses und heißt z. B. „Herzog so und so“, der älteste Sohn den zweiten Titel und heißt „Marquis so und so“; der zweite Sohn ist vielleicht ein bloßer „Baron“, die anderen hingegen „Lords“ oder gar blos „Misters“. Für Jemanden, der daran gewöhnt ist, daß ein alter „Herr Meier“ blos immer ein „Fräulein Meier“ und einen jungen „Herrn Meier“ erzeugt, ist dies anfänglich ein wahrer Irrgarten, in dem er sich nicht so schnell zurecht

findet, und eine Quelle von Verwickelungen und Verwirrungen.

Dabei ist noch das Eigenthümliche, daß die englischen Grands Seigneurs ihre Söhne, wenn sie sie anreden, nicht bei ihrem Vornamen rufen, allerdings auch nicht bei ihrem Titel, z. B. etwa „Graf“ oder „Earl“, sondern nach den Ortschaften oder geographischen Lokalitäten, von denen diese Titel genommen sind. So nannte z. B. auch unser Gastgeber Lord L. über Tisch seinen ältesten Sohn, den Grafen von Shelburne, immer schlichtweg „Shelburne.“ Dies kam mir recht großartig oder magnatenhaft vor und erinnerte mich an die Weise der Könige und Prinzen in Shakespeare, die sich auch immer nach ihren Reichen oder Herzogthümern anreden: „Mein Bruder Kent“, oder „Lieber Vetter Gloucester“, oder gar „Warum erzürnt sich Frankreich?“ (eigentlich nur der König der Franzosen.) Etwas Aehnliches giebt es bekanntlich auch noch in andern Regionen der englischen Gesellschaft, z. B. unterschreiben sich die Großen der Kirchen, die Bischöfe nicht etwa „der Bischof von London“ oder „von York“, sondern simpel weg „London“, „York“ ꝛc.

Diese englische Weise contrastirt stark mit der aristokratischen Gesellschaft in Wien, wo selbst in den höchsten Zirkeln die Herzoginnen und Prinzessinnen sich immer recht prosaisch zurufen: „Du Xaver“ oder „Was hast g'sagt, Seppi?“ (Josephine, Fürstin von Schwarzenberg.) Da, in Wien, sind die Vornamen so beliebt, daß man immer von der „Gräfin Louise“ oder dem „Fürsten Felix“ sprechen und viel seltener den geographischen Beisatz „Lichtenstein“ oder „Schwarzenberg“ dabei erwähnen hört. So ist es auch

in Rußland, wo die höchsten Aristokraten unter einander auch meistens unter sich nur ihre Taufnamen nennen; doch wieder mit einer kleinen Nuance. Sie lassen meistens auch den Titel „Prinz“, „Graf“, „Baron“ weg, vermuthlich weil sie bei ihnen ursprünglich gar nicht zu Hause, sondern erst aus der Fremde eingeführt sind. Statt derselben setzen sie aber ihren Vatersnamen hinzu und nennen sich z. B. „Dimitri Alexandrowitsch“ (Demetrius, Alexanders Sohn), oder „Paul Petrowitsch“ (Paul, Peters Sohn). In den Ohren der Russen klingt diese einfache Betitelung am großartigsten. Selbst auf ihren Kaiser und kaiserlichen Prinzen wenden sie diese Weise an. Der russische Kaiser nennt sich immer auch nach seinem Vater, z. B. der jetzige Alexander Nikolajewitsch (Alexander, des Nicolaus Sohn), und sogar der geringste Russe spricht: „da fuhr Olga Nikolajewna (Olga, Nicolaus' Tochter) vorüber“, ohne den Titel Prinzessin oder Großfürstin hinzuzusetzen. Wird jener Name ohne sonstige Zusätze gebraucht, so weiß jeder, daß niemand anders gemeint sei, als die kaiserliche Olga.

Im Verlaufe des Abends in B.—castle kam ich mit einer Dame in einer Ecke des ziemlich gefüllten Saales auf den großen Dichter Thomas Moore zu sprechen, und ich sagte, daß seine lieblichen und süßen irischen Gesänge (Irish Melodies) mich einmal sehr bezaubert hätten. Die Dame lächelte dabei freundlich und schien sich über meine Aeußerungen zu freuen. Sie veränderte aber allmählich ihre Mienen, als ich weiter bemerkte, daß ich von Moore's Schriften außer seinem Lalla Rookh nur noch seinen Roman „den Epikuräer“ kenne und daß ich erst jetzt eben, weil ich

nach Irland reisen wolle, einen Versuch gemacht hätte, seine Geschichte von Irland zu studiren. Die Lalla Rookh, sagte ich, wäre mir als ein sehr kaltes orientalisches Gemälde von zwar glänzenden Farben, aber von wenig tiefem Gehalte erschienen — sein Epikuräer aber als ein sehr wunderlich phantastisches und verworrenes Produkt, das nur zu seinem eigenen Nachtheil an ähnliche Produkte von Voltaire zwar erinnere, doch aber weit weniger klar, elegant und bedeutsam sei, als diese.

Die Miene meiner Gesprächsgenossin wurde dabei immer unlieblicher und fast etwas ängstlich. Endlich als ich auf Thomas Moore's Geschichte von Irland kam und zu sagen anfing, daß ich dies für ein äußerst schwaches Produkt halten müsse, und noch weiter hinzusetzen wollte, daß ich nicht begreife, wie ein so berühmter Mann wie Moore solchen historischen Unsinn, Wirrwarr und Fabeln habe schreiben und glauben können, daß ich mich im höchsten Grade schmerzlich verwundern müsse, wie ein Patriot wie Moore seinem Vaterlande kein besseres Angebinde habe machen können, — da machte meine Dame eine rasche Bewegung, als wollte sie mir den Mund zuhalten, und sagte: „Ereifern Sie sich doch nicht so geräuschvoll! Dort sitzt ja Thomas Moore! Da neben uns auf diesem Divan!“ — „Wie“, sagte ich, „der berühmte Dichter selber!“ — „Ja, dort der Mann im schwarzen Frack, mit dem Trauerflor, der uns die rechte Seite zukehrt.“

In der That, Thomas Moore war erst nach dem Mittagsessen angekommen und hatte sich, ohne daß ich eine Ahnung davon hatte, in die Abendgesellschaft eingeschlichen.

Ich erschrak ein wenig über meine Unvorsichtigkeit. Denn da ich wußte, daß Thomas Moore im Städtchen Devizes in der Nähe von B.—castle lebte und auch, daß er immer mit der Whig-Partei gehalten und die Tories sogar in beißenden Spottgedichten verfolgt habe, so hätte ich ihn wohl fast in meiner Umgebung vermuthen können. Aber welcher von Eisenbahnen ins Innere eines fremden Landes und Kreises hinein geschwenkte Reisende denkt denn gleich an die Erfüllung des Wunders, daß er einen mit Lorbeern gekrönten Menschen, den er von Jugend auf nur in weiter Ferne gleichsam auf dem Olymp des Ruhmes sich hat bewegen sehen, nun gleich als eine kleine, wenig scheinbare und gar nicht imponirende Figur zwei Schritte von sich in einem Sopha, eine Tasse Thee schlürfend, neben sich haben soll.

Ich blinzelte gelegentlich ein wenig nach dem berühmten Manne hinüber, obgleich ich den Abend mich noch scheute, gleich, nachdem ich so eben so hart über ihn hergewesen war, mich ihm persönlich vorstellen zu lassen. Sein Aeußeres hatte eben nichts sehr Ansprechendes für mich. Klug genug freilich sah er aus. Aber er hatte etwas Spitziges und in seiner Stimme etwas Trockenes, nichts Gemüthvolles, nichts Weiches. Daß er sarkastisch, witzig, vielleicht beißend sein mußte, das konnte ich mir denken. Und das stimmte sehr gut mit seiner Muse, die in diesem Genre excellirt hat. Der Blick seines Auges war kalt. Hochpoetische Schwärmerei und tiefes, schwunghaftes Gefühl leuchtete jedenfalls nicht daraus hervor. Auch vermißte ich bei ihm den Lichtschimmer allgemeinen Wohlwollens und liebenswürdiger Güte, in welche das Wesen mancher guter,

gefälliger Menschen zuweilen so ganz eingetaucht zu sein pflegt. Auch die Grazie hatte seine Person nicht sehr begünstigt. Er hatte mir in seiner ganzen Erscheinung nicht viel von einem großartigen, freien Geiste. Wohl was Egoistisches, aber nichts Selbstbewußtes, Stolzes. Ich gestehe es, er kam mir sogar etwas bedientenhaft in Kleidung und Manieren vor. Auch richtete er seine Worte immer an die Vornehmsten in seiner Umgebung. Allerdings verdankte er seinem vornehmen Whig-Freunde eine kleine lebenslängliche Pension, von der er lebte. In Erzählung von Geschichten und Anekdoten war er sehr stark, und solche Geschichten, die meist recht pikant, gewürzt und scharf waren -- lauter Pickles — tischte er zu jeder Zeit gerne auf, und zum Theil darum war er auch bei vielen sehr beliebt. Daß er noch größere Qualitäten besessen hat, die mir bei meiner flüchtigen Bekanntschaft nicht offenbar geworden sind, versteht sich wohl von selbst. Denn für nichts und wieder nichts wird ein Mensch nicht so groß und hoch gefeiert werden, und ohne innere Verdienste hat auch Thomas Moore solche treffliche Männer, wie Lord John Russell und Lord L., bis an sein Lebensende nicht zu treuen Freunden gehabt. Dabei bleibe ich aber dennoch, daß auch eine solche flüchtige Begegnung und die dabei empfangenen ersten Eindrücke nach ihrer Art in der Beurtheilung der Menschen etwas in Anschlag zu bringen sind und uns wie mit einem Zauberschlage eine Seite des Charakters beleuchten können. Obgleich mein Umgang mit Thomas Moore nur sehr kurz war, wurde mir dadurch doch manches in seinen Schriften klarer und zusammenhängender.

Es würde mich zu weit führen, wenn ich alle interessanten Berührungen, Begrüßungen und Conversations-Genüsse dieses Abends wiederholen sollte. Um 1 Uhr in der Nacht zogen sich die Gäste allmählich in ihre Schlafgemächer zurück. Ich auch.

Ja! und nun so ein paradiesisches Schlafgemach in einem englischen Edelmannssitze, wie das Einen anlächelt nach dem Genusse einer solchen, Gedanken und Phantasie so vielfach anregenden Soirée, besonders einen nicht verwöhnten deutschen Reisenden, der eben so oft auf seinem bloßen Reisemantel als auf Eiderdaunen geträumt hat.

Es war, als hätte Morpheus, der Gott der Träume, selbst mein Gemach für mich zubereitet. Zuerst zog die Scenerie um das geschmackvolle Kamin herum, in welchem ein luxuriöses Feuer loderte, meine Blicke auf sich. Ein paar höchst gemüthliche Lehnstühle und ein reizender kleiner Divan waren um dasselbe herum gruppirt, vermuthlich damit der Gast noch Gelegenheit habe, erst den Rausch der Tageseindrücke im Schlafrock und Pantoffeln ein wenig leise verrauchen zu lassen.

Auf dem einen Sessel war die neueste Times ausgebreitet, auf der andern hing das Morning-Chronicle des Tages, in denen ich über die Männer, denen ich so eben Gute Nacht gewünscht hatte, manche Neuigkeiten gedruckt finden konnte. Da doch vermuthlich den andern Gästen dasselbe wie mir, wo nicht noch mehr, geboten würde, so möchte ich wissen, wie viel Exemplare von diesen kostspieligen Zeitungen im Hause eines solchen Lords täglich consumirt werden?

Hadschi Baba in Tausend und eine Nacht, als der Sultan sich den Spaß machte, ihn die Kaiserrolle spielen zu lassen, mochte bei all der ungewohnten Eleganz nicht mehr überrascht sein, als ich es damals war über die verschiedenen Gegenstände und Utensilien, die um den Toilettentisch gruppirt waren, um meinem persönlichen Gebrauche zu dienen. Mehre derselben habe ich gar nicht angerührt, weil ich den Zweck und die Art der Benutzung nicht errathen konnte. Der frommste Mahomedaner kann nicht so viele Abwaschungs-Apparate nöthig haben, wie die Engländer sie erfunden und in alltäglichen Gebrauch genommen haben.

Neben meinem Lager und Kopfkissen stand ein aus edlem Holze geschmackvoll geschnitzter und reich verzierter Nachttisch, der mit frischen Obstsorten der Art beladen und geschmückt war, daß er einem de Heem oder Blumen-Breughel bei seinen Frucht- und Pflanzenstücken zum schönsten Modell hätte dienen können. Ich kostete eine der in Fülle vorhandenen Trauben, an denen jede Beere untadelich reif entwickelt, süß und schmackhaft war, als hätte der Gärtner ihr eben so viel sorgfältigen finish gegeben, wie der Glasschleifer den kleinen Crystall-Flacons und Flaschen, die mitten zwischen den Früchten und Blumen standen und in denen verschiedene Sorten von kühlenden und beruhigenden Nachtgetränken enthalten waren.

Daß mein Bett aussah, als wäre es für irgend eine vornehme Braut zubereitet, daß der Boden des Zimmers bis in die letzten Ecken mit dicken Teppichen gepolstert war, weich und hochwollig wie ein Rasenplatz, brauche ich wohl kaum

zu erwähnen. Denn auch dieser den Füßen so wohlthuende und der Ruhe im Schlafzimmer so förderliche Luxus ist in England ja ganz gewöhnlich. In Deutschland freut man sich schon, wenn man ein Schaffell oder einen weichen Lappen, so groß, daß, wenn man die Füße darauf setzt, die Zehen nicht darüber wegstehen, vor seinem Bette auf dem kalten Gypsteppich unserer alten Schlösser findet.

Auch die Vorhänge vor dem Bette und vor den Fenstern machen die Engländer so solide, daß sie ihren Zweck, rabenschwarze, durch kein Lichtlein gestörte Nacht im Schlafzimmer zu machen, vollständig erfüllen. Sie bestehen meistens aus dicken Stoffen mit reichen, doppelt und dreifach herabwallenden Falten, und außerdem sind sie noch mit einem andern Seidenstoffe gefüttert, und wenn man mit solchen Gardinen die Fenster verhängt, so kann man jedes Sternchen herausfordern, ein Löchlein für seine Neugierde zu finden. In Frankreich und Deutschland hat man immer seine liebe Noth, wenn man einen Versuch macht, sich mit den dort üblichen Vorhängen gegen Sonne und Mond zu verschanzen.

Kurz und mit einem Worte, wem das Gewissen rein ist, der muß in einem solchen englischen Schlafgemache wie ein Engel schlummern. Aber — aber — das reine Gewissen, das war eben der böse Punkt, der es bei mir nicht zum Schlafe kommen ließ. Zu meiner Schmach und Beschämung muß ich es gestehen, ich befleckte es noch spät um 2 Uhr in der Nacht. Zu allen Zeiten ist der böse Feind bei der Hand, Unkraut und Nesseln zwischen den Weizen zu säen und den Rosen der Freude verdrießliche

Dornen anzuhängen. Wie dies geschah, will ich hier kurz erzählen, nicht um mich mit meinen Fehlern und Schwächen vor meinem lieben Leser bloß zu stellen, sondern weil ich glaube, daß auch diese kleine Angelegenheit einiges Belehrende für unerfahrene Deutsche, die in England einmal in eine ähnliche Lage kommen könnten, und zugleich etwas Bezeichnendes für die englischen Hauszustände, die ich hier schildere, enthalten möchte.

Der Vorfall war dieser: Kurz nachdem ich alle die eben geschilderten Lieblichkeiten beifällig in Augenschein genommen, auch wie gesagt die willkommene Traube gekostet und mir auch eine der Crystallflaschen mit Schlaftrunk neben den Zeitungen und dem Kamin zurecht gestellt hatte, um beim Feuer noch ein wenig zu sinnen und meinen Gedanken über die hübschen Tagesereignisse und merkwürdigen Abendgespräche nachzuhängen, da fing der Böse an mich zu fragen, was fehlt Dir nun noch, um diese Genüsse vollkommen zu machen, und er hatte selbst gleich auch die Antwort bei der Hand und rief mir auf gut Deutsch ins Ohr: „ein trauliches Tabackspfeifchen oder doch wenigstens eine Cigarre."

„Aber", dachte ich, „für so feine Umgebung gebührt sich ein recht feines Kraut, und ich zog die beste Havanna hervor, die ich von London mitgebracht hatte. Sollte irgend Jemand außer mir den Duft davon riechen, so wird er seine Freude daran haben."

Kurz also, gedacht, gethan! Ich zündete mein edles Blatt an und fühlte wie bei der lodernden Flamme ausgestreckt allmählich meine Pulse und Geister sich beruhigten

und wie auf den kräuselnden Wölkchen, die ich wie Opferdampf um mich her verbreitete, nach und nach die Schlaf- und Traumgeister zu mir heranschwebten.

Wer mit englischen Sitten vertraut ist, wird zwar von vornherein meinen Einfall höchst ungebührlich und unvorsichtig finden. Und wenn ich jetzt noch daran denke, so begreife ich selbst nicht mehr, wie ich damals dazu kam. Ich hatte doch schon längst etwas davon gehört, daß aller Taback in der englischen Gesellschaft verpönt ist. Aber zu meiner Entschuldigung muß ich sagen, daß ich doch noch nicht wußte, welche Ausdehnung dies Verbot dort habe. Ich dachte mir, „in der englischen Gesellschaft“ zwar raucht man nicht. Sehr gut! Aber auf der Schlafstube, die vermuthlich in irgend einer entlegenen Partie des Schlosses liegt, da ist doch eigentlich der rechte Ort dazu, um dieser Freude zu opfern. Haben doch die Engländer das Prinzip: My house is my castle, und gewiß werden sie dem reisenden Gaste erlauben, dieses Prinzip wenigstens auf seine Schlafgemach für sich auszudehnen und anzuwenden. Ich war noch ein Neuling in England. Es war, wie gesagt, mein erster Einbruch in das Innere des englischen Haus-, Familien- und Landlebens.

Ich hatte damals noch nicht beobachtet, wie die englischen Herren auf dem Lande, wenn sie ein wenig Havannaduft naschen wollen, bescheiden für ein Halbstündchen nach dem Diner hinausgehen in den Park, ganz weit von den Damen weg, und da wie Diebe mit ihrem Glimmstengel in der Finsterniß, selbst zuweilen im Regen mit dem Regenschirm herumtraben und dabei den Ueberrock zugeknöpft bis

an den Hals, damit ja kein Rauch sich einniste in die Kravatten oder den Frack, — in der That für einen Deutschen und Türken eine sehr wenig gemüthliche Art, das Rauchen zu genießen!

Ich hatte auch noch nicht alle die Veranstaltungen, die man in einem englischen Landhause vornimmt, um die Luft darin immer frisch, lieblich und ungetrübt wie eine Krystall-Quelle zu erhalten, gehörig beobachtet; wie die Bedienten sich jeden Morgen bemühen, alle Fenster des Hauses halb zu öffnen, um eine kühle Luftströmung durch das ganze Haus ziehen zu lassen, wie Küche und Keller und Alles, was der Reinheit der Luft Eintrag thun kann, von den Partieen des Hauses, in denen Menschen athmen sollen, so sorgfältig und weit gesondert wird, — wie selbst auch viele in andern Ländern gebräuchliche starke Wohlgerüche von ihren Häusern und Wohnungen verbannt sind, in denen sie nur die ungewürzte, reine, neutrale, gesunde Himmelsluft genießen wollen, sowie der Schöpfer sie braut.

Auch hatte ich damals noch nicht den Inhalt der großen, schönen, chinesischen Vasen und Urnen untersucht, die in jedem englischen Landhause am Fuße und Kopfe der Treppen und auch sonst noch in den Corridors reichlich aufgestellt nnd vertheilt zu sein pflegen und die mit allerlei getrockneten, ganz zart und nur ganz leise duftenden Kräutern gefüllt sind. Denn diese Kräuterurnen enthalten die einzige Würze der Luft, welche die Engländer in ihren Häusern zulassen. Aber diese Würze ist nicht stärker, wie der Geruch der Theeblüthen. Und weil die Kräuter getrocknet sind, ist er nicht dem Verderbniß und dem Umschlagen ins

Gegentheil ausgesetzt, wie z. B. die aromatischen Oele, Haarpomaden und dergleichen.

Kurzum wegen aller dieser und anderer Umstände ist die stets neutralisirte Atmosphäre in einem englischen Hause mit einem fleckenlosen weißen Atlasgewande zu vergleichen. Sie ist so empfindlich und empfänglich, daß, wenn man eine starkriechende Hyacinthe durch's Haus trägt, der Duft davon sich wie ein Tintentropfen, der ins Wasser fällt, überall rasch verbreitet. Man kann sich denken, daß in solchen Umgebungen eine Havanna-Cigarre ein Echo finden muß, wie ein Pistolenschuß in einer leeren Halle.

Bei aller meiner Unbedachtsamkeit hatte ich doch so viel Vorsicht gebraucht, daß ich die Hauptwolken gegen das Kamin zu blies, wo sie von der Flamme in den Schlot entführt wurden. Aber selbst die meiner Meinung nach ganz schwachen Nachzügler, die zurück blieben, waren noch kräftig genug, um großes Unheil anzustiften. Sie mußten, ich weiß nicht wie, durch das Schlüsselloch und die Thürfugen hindurchgeschlüpft, die Treppe wie ein stiller Brand hinabgestiegen sein, im Corridor wie eine schleichende Pest sich verbreitet haben.

Kurzum! Es ist schon Alles ganz mäuschenstill im Hause geworden. Auf einmal aber höre ich wieder Alarm. Man eilt die Treppen auf und ab; man pocht an mehre Thüren, und Worte werden gewechselt; man klopft auch an meines Nachbarn Thür, endlich an meine. „Herein!“ rufe ich und denke: „was bedeutet mir nur Das?“ — „Um Gottes Willen, Sie sind es? Ach haben Sie doch die Güte, mein Herr, diese Cigarre auf der Stelle ins

Feuer zu werfen. Einige Damen unten haben schon Alles gemerkt und sind dem Ersticken oder doch einer Ohnmacht nahe.“ — Mit dieser Schreckenspost trat in mein Schlafzimmerparadies Herr N., von dem ich eigentlich nie recht erfahren habe, welche Rolle er im Hause meines Lords spielte. Er war zwar kein dienender Geist, vielmehr ein Gentleman, der auch mit uns bei Tisch saß; dennoch schien er allerlei Verrichtungen und Geschäfte im Hause zu verwalten. Ich glaube, er war ein Mittelding zwischen einem Hausfreunde und einem Secretär oder Ober-Hausverwalter unseres edlen Wirthes. Bei dem erzählten Vorfall, der nun nicht mehr zu ändern war, benahm übrigens Herr N. sich sehr ruhig und ohne weitere Vorwürfe, half mir auch freundlich dabei, die Fenster zu öffnen und die Luft wieder für Damen athembar zu machen, erzählte mir dann aber dabei, wie in diesem Flügel des Hauses seitdem der Baumeister es mauerte, noch nie ein Blättchen Taback verbrannt worden sei, sowie auch, was ich noch nicht wußte, daß es noch jetzt in England Damen gäbe, die einen Raucher wie einen bösen Menschen („a wicked man“) betrachteten und denen der Tabacksgeruch so zuwider wäre, wie der Dampf aus dem Acheron. Dies waren allerdings Erzählungen, die mir natürlich alle auf Haupt und Herz fielen, wie einem armen Märtyrer brennendes Pech, die mir aber doch zugleich sehr merkwürdig und interessant waren, obwohl sie mir auf meinem feenhaften Lager die Träume nicht wenig versalzten.

Ich ließ es mir indeß zur Lehre dienen, ging nachher stillschweigend darüber hinweg — Entschuldigungen machen solche Vorfälle, namentlich in England, meistens nur noch

schlimmer — und hatte auch von Seiten meiner Wirthe, die wohl besondere Rücksicht mit mir Deutschen üben zu müssen glaubten, nichts weiter darüber zu hören, als daß Lord L. mich in seiner freundlichen und gefälligen Weise am andern Tage nach dem Frühstück einlud, mit ihm nach dem Hausflügel zu gehen, den sein Sohn Lord S., ein großer Raucher, bewohne; denn dort, sagte er, pflegten sie gewöhnlich alle zu rauchen.

Soviel über dieses, wie gesagt, nicht unlehrreiche Intermezzo. — Am andern Morgen zum Frühstück kam ich bei Zeiten herunter. Der einzige Gast, den ich bereits vorfand, war Thomas Moore. Er war damit beschäftigt, die von den Bedienten geöffneten Fenster zu schließen, durch die ein frischer, aber kalter Zugwind hereindrang, den er, wie er sagte, in seinem 64. Jahre nicht mehr vertragen könne. Ich half ihm gern dabei, weil auch ich diesen englischen Weihnachts-Morgenwind beim Frühstück etwas ungemüthlich fand. Ich lernte diesen großen Mann nun persönlich näher kennen. Aber ich gestehe es, meine Sympathien für ihn stiegen dadurch nicht höher. Er ließ mich kalt und er kam mir wie gepanzert vor. Beim Frühstück aber erzählte er einige vortreffliche Anekdoten in geläufiger, fast zu geläufiger Weise. Leider habe ich sie alle wieder vergessen. Nur ein Geschichtchen ist mir im Gedächtniß geblieben, und ich mag es hier wiedergeben, weil es eine kleine, für die Geschichte der englischen Sprache interessante, Merkwürdigkeit enthielt, die vielleicht bei uns in Deutschland noch nicht bekannt sein dürfte.

Thomas Moore theilte uns nämlich die Entstehungs-

Geschichte des englischen Wortes „Quiz“ mit, das ganz neuen Ursprungs ist, jetzt aber bekanntlich allgemein von allen Engländern gebraucht wird. Er sagte, sein Landsmann und Freund, der witzige Sheridan (dessen Biographie und Werke auch Thomas Moore herausgegeben hat), habe dieses Wort componirt und in die englische Sprache eingeführt, und zwar bei folgender Gelegenheit:

Einst, so erzählte uns Thomas Moore, saß Sheridan mit mehren seiner literarischen Freunde beim Becher bis spät in die Nacht hinein, wie er es namentlich in der letzten nicht glücklichen Zeit seines Lebens oft zu thun pflegte. Es kam unter ihnen, ich weiß nicht wie, die Rede auf den Wachsthum und die Bildung der Worte und wie sie unter den Menschen aufkommen und wieder aus der Mode gerathen.

Einer der Anwesenden bemerkte, wie manche Ausdrücke, Schlagworte und Sprichwörter, die jetzt allgemein gäng und gäbe seien, anfänglich nur die Lieblingswörter gewisser Schriftsteller gewesen wären, und wie ihr Ursprung oft auf ein einziges Gedicht oder anderweitige Composition zurückzuführen sei, in welchen diese Worte in eine so frappirende Stellung gesetzt wurden, daß sie sich den Lesern und Zuhörern besonders eingeprägt hätten, und daß das Volk sie dann von da genommen und in seine alltägliche Rede hinübergetragen habe.

Einer der Anwesenden, auch ein einflußreicher Schriftsteller, der sich vielleicht noch größer dünkte als er war, behauptete, daß er sich anheischig machen wolle, irgend ein neues und ungewöhnliches Wort dadurch, daß er es in

seinen beliebten und viel gelesenen Dichtungen oft anwende und häufig drucken lasse, binnen Jahresfrist so fashionabel zu machen, daß alle Welt es im Munde führen sollte. Da erhob sich Sheridan, der dies mit angehört hatte, und sagte, daß er durch ein viel einfacheres Mittel und in weit kürzerer Frist jede beliebige Laut- und Buchstaben-Composition bleibend und für alle Zeiten in den Mund der Engländer bringen könne. Er wolle eine Wette eingehen, daß er dies binnen 24 Stunden zu Stande bringen werde, vorausgesetzt, daß seine anwesenden literarischen Freunde ihm dabei über Nacht behülflich sein wollten.

Die Wette wurde angenommen, das Versprechen gegeben, und man buck auf der Stelle aus vier zusammengerafften Buchstaben das ganz neue, bis dahin noch von Niemandem vernommene Wort „Quiz" — das weder mit den romanischen, noch mit den angloſächsischen, noch mit den celtischen Wurzeln und Elementen der englischen Sprache einige Aehnlichkeit und Verwandtschaft hatte.

Jeder war neugierig zu erfahren, welches Mittel Sheridan vorschlagen würde, um seinen Zweck zu erreichen und dieses kleine Wortungethüm seinen Landsleuten zwischen die Lippen zu pflanzen.

Er ließ einen großen Block weiße Kreide kommen, zerschlug ihn in so viele Stücke als Personen anwesend waren und hieß einen Jeden sich damit bewaffnen. Auf seine Anordnung stürzte alsdann die ganze Gesellschaft nach Mitternacht in die Straßen der großen Stadt hinaus und vertheilte sich in denselben. Sheridan befahl ihnen, auf jede Hausthür, zu der sie unbemerkt gelangen könnten, die

besagten Buchstaben deutlich hinzuschreiben. Da der Scribenten eine gute Anzahl war und da sie alle eifrig und fleißig dabei waren, so gelang es ihnen, bis zum Morgenroth eine Menge von mehren tausend Häusern mit diesem Schibboleth zu versehen und, nachdem es geschehen war, sich, ohne von den Polizeidienern, die damals in London noch rarae aves oder ein Non existens waren, ertappt zu sein, zurückzuziehen.

Als nun die guten Bürgerinnen der Stadt oder wenigstens ihre geschwätzigen Dienstmädchen sich aus dem Schlafe erhoben und die Häuser öffneten, da bemerkten sie das mit großen Buchstaben an ihren Thüren geschriebene Wort „Quiz!“ — Die erste mochte nicht viel dabei denken und stillschweigend die „nuisance“ wieder abwaschen. Als aber auch bei den Nachbarn und Nachbarinnen dasselbe ominöse Wort gefunden wurde, da steckten die Leute die Köpfe zusammen und verwunderten sich darüber, hatten alle das Wort „Quiz“ im Munde und fragten sich, was „Quiz“ wohl bedeuten solle.

Am Ende ging es gar wie ein Lauffeuer durch alle Straßen und öffentlichen Plätze der Stadt, so weit die lustigen Nachtvögel mit ihren Kreidestücken gereicht hatten. Da das Wort höchst unverständlich und dabei überall genau dasselbe war, so kam allmählich das Schreckensgerücht auf, es möchte in London eine Conspiration existiren und vielleicht eine Art neuer Pulververschwörung dahinter stecken. Diese Hypothese schien durch die Bemerkung, die man machte, daß einige Häuser ausgelassen waren und dann ein Paar folgende einmal wieder das mysteriöse Wort

hatten, unterstützt zu werden. Denn das waren offenbar wohl die Proskribirten.

Dies Schreckensgerücht, das eine Zeit lang Glauben fand, und dann wie gesagt das geschäftige Dienstmädchen- und Weibergeschwätz, auf welches Sheridan besonders gerechnet hatte, trug nicht wenig zu dem beabsichtigten Erfolge bei.

Am Ende, da keine Verschwörung entdeckt wurde, keine Pulverexplosion erfolgte, sahen die Bürger allerdings ein, daß hinter diesem Worte „Quiz“ nichts Besonderes stecke, daß es nichts weiter als ein Quiz, eine Neckerei sei. Sie beruhigten sich lächelnd und sagten, sie seien „gequitzt“, d. h. gefoppt. Das Wort aber blieb seitdem in ihrem Munde zuerst nur unter der Bevölkerung der großen Stadt, und verbreitete sich dann von da aus mit der Erzählung des Vorfalls über ganz England. Und jetzt steht nun das Wort und die davon abgeleiteten Worte „a quizzer“, „to quizz“, „quizzical“ 2c. in jedem englischen Lexicon, so wie Sheridan, der seine Wette gewann, es gewollt hatte.

Hiemit unterhielt Thomas Moore unsere Gesellschaft beim Frühstück. Da darnach der erste Weihnachtsfeiertag sich näher heranmachte, so hatten wir eine große Zeit vor uns. Denn dies Fest wird von den Engländern höher begangen als irgend ein anderes der christlichen Kirche. Unsere ganze Gesellschaft ging an diesem Tage zweimal zum Gottesdienst in die schöne, geschmückte Privatcapelle, die zu unserm Schlosse gehörte.

Was uns da geboten wurde, war zwar keineswegs unerbaulich. Doch fand ich den Gottesdienst in der freien

Natur und unsere Spaziergänge in Feld und Park noch erfreulicher. Die Luft war so milde, daß an Ueberwurf und Mantel Niemand dachte. Die Wiesen und Rasenplätze waren frisch und kräftig und ebenso der ganze Park mit seinen zahlreichen Sempervirens grün, wie bei uns im Sommer.

Die Sonne schien sanft, wie im Mai, und auf den Beeten und an den Häusern blühten verschiedene Blumen. Wir waren ungefähr unter dem 51. Grade N. B. und ich glaube, daß außerhalb Englands in keinem andern Lande der Welt unter demselben Breitengrade — er geht im Osten Europa's nicht weit vor Warschau vorüber, in Asien schneidet er den Süden von Kamtschatka, in Amerika den von Labrador — etwas Aehnliches stattfinden und erlebt werden kann.

Wie die Natur, so that auch die Kunst das Ihre, die eiligen Horen des schnell verrinnenden Feiertages zu schmücken. Es ist fast selbstverständlich, daß wenigstens eine Partie von Zimmern in dem Schlosse eines englischen Großen einer Gemäldegallerie gewidmet sind. Lord L..., in dessen Familie sich schon seit einiger Zeit eine ziemlich starke Lawine irdischer Schätze, die Erbschaft eines durch seinen Geist wie durch seine Reichthümer (selbst in England) berühmten, im 17. Jahrhunderte lebenden Sir William Petty, von Hand zu Hand fortwälzt, hat viele Pretiosen aus verschiedenen Künstlerschulen und Ateliers acquirirt. Auch waren die Thürbogen unserer Zimmer und die Plafonds der Säle von Niemandem anders als von dem berühmtesten englischen Künstler der Neuzeit, von der Hand

des großen Thier- und Landschaftmalers Edwin Landseer, geschmückt, der sich auch in dem königlichen Palaste von Buckingham House und noch in manchen andern Schlössern englischer Großen auf Gemäuern verewigt hat.

Aber was verschlagen am Ende an einem ersten Weihnachtstage in England Landseer und Gemälde, Gärten und Immergrün, Natur und Kunst. Es ist lauter Vorspiel und Zugabe, nichts als Beiwerk und Einleitung zu dem großen Ereigniß des Tages, zu dem splendiden Christmasdinner, das eigentlich den Hauptgegenstand der ganzen Weihnachts-Einladung bildet und zu dem man sich von des Morgens früh bis des Abends 7 Uhr, wo es endlich stattfindet, wie beim Ersteigen eines Berges zu seinem Gipfelpunkte allmählich erhebt. Man fordert sich auf zu einem Spaziergange, zu einem Ritt, um sich Appetit zu verschaffen „zum Dinner“ — man beguckt dies und liest jenes, um sich die Zeit zu vertreiben „bis zum Dinner“ — man schlendert im Stalle und Hofe umher, kritisirt die Pferde, füttert die Hühner „bis zum Dinner“ —, und eine Menge Gäste, die gar nicht wußten, was sie den langen Tag mit sich anfangen sollten „bis zum Dinner“, — fühlen und zeigen sich plötzlich als ganze Männer und Ritter, sobald sie endlich auf's beste geschmückt eine Dame eingehäkelt haben, um sich der Prozession in dem von Landseer so reizend geschmückten Speisesaal anzuschließen, und sobald sie sich an ihrem Platze bei Tafel hingepflanzt haben. Ich sage „hingepflanzt“, denn in der That ein Mensch bei Tisch ist wie eine Pflanze, die erst recht standhaft dasteht, wenn sie in ihrem Topfe eingesetzt und befestigt ist mit ihren Wurzeln in dem nahr-

haften Boden und mit ihren Blättern von der Gießkanne des Gärtners erfrischt und beträufelt. Vor Tisch aber ist er nur wie ein abgerissener Zweig oder dürres Laub, das der Wind umhertreibt. Wenigstens an solchen hohen Feiertagen ist es so, wo sonst kein ernstes Geschäft mit „dem Dinner“ rivalisirt.

Ehemals knüpften sich an das englische Weihnachts-Dinner freilich noch viel mehr Sitten, Gebräuche und Feierlichkeiten als jetzt. Aufzüge der Dienerschaft, allerlei Ceremonien, Gesänge und Lustigkeiten waren damit verbunden, wie man dies in alten Büchern beschrieben lesen kann. Auch waren auf der Tafel gewisse Gerichte dabei herkömmlich. Von diesem Allen ist jetzt zwar nicht mehr Vieles übriggeblieben. Allein nichts desto weniger ist es kein Zweifel, daß das besagte Mittagsessen doch noch immer das wichtigste in ganz England während des Laufes des Jahres ist. Es ist eine alljährlich wiederkehrende National-Begebenheit, wie in Rußland die große Mahlzeit, welche die Fasten um Ostern beschließt. Selbst dem ärmsten Engländer, der im Laufe des Jahres vielleicht oft hungern muß, sucht man doch sein „Christmaßdinner“ zu verschaffen. In allen Armenhäusern und auch in allen Gefängnissen wird jedem, sogar dem gefetteten Zuchthaussträflinge am ersten Weihnachtstage ein Roastbeef und ein Plumpudding bewilligt und bereitet. Und wenn man auch in Frankreich, sowie in England und überall in der Welt weit davon entfernt ist, das Ideal des wohlwollenden Heinrich IV. — das allsonntägliche Huhn im Topfe eines Jeden — verwirklicht zu sehen, so ist man in England doch so weit gekommen, daß wenigstens Jeder-

mann einmal im Jahre zu Weihnachten sein Roastbeef und seinen Plumpudding auf dem Tische hat.

Den Freien und Bemittelten schmeckt diese Weihnachts-Mahlzeit bloß auf dem Lande, und Alles, was nur irgend eine Connexion außerhalb der Mauern der Stadt hat, verläßt daher das räucherige London und eilt hinaus in die freie Landschaft. London ist, wie die Engländer sich ausdrücken, um die Weihnachtszeit „deserted“ (verödet). Niemand bleibt dort zurück, bloß die „Nobodies“, von denen es dann freilich noch immer ein paar Millionen in der Stadt giebt, die aber nicht Mannes genug sind, um dem „somebody“ in diesem Menschengewühl das unheimliche Gefühl zu benehmen, daß er sich in einer menschenleeren Stadt befände.

Freilich gelingt es nicht Jedem — so viele auch darnach geizen mögen —, sich um die besagte fröhliche Zeit aus jener Wüste zu einem solchen ländlichen Mahle hinaus zu retten, wie es das unsrige war, bei welchem die aufgetragenen Speisen die Vorzüge der englischen und französischen Küche vereinigten — denn von jener hatten sie das solide, duft- und kraftreiche Material, von dieser die verfeinernde Kunst entlehnt —, bei welchem man mit lorbeergekrönten Poeten, Lords und Männern von Ansehn, Gewicht und Geist dem Roastbeef munter, wie ein Londoner Porter, zu Leibe geht — denn nicht bloß im Tode, sondern auch bei den appetitstillenden Mahlzeiten sind wir Menschen alle vielfach gleich —, bei welchem das ganze Service, die Teller, die Flaschen, die Gläser, die Messer und Gabeln und mehr noch die poesievollen Tafelaufsätze lauter Kunst-

werke von Meisterhand sind — denn soll es nun einmal hoch hergehen, so verlange ich auch vor allen Dingen wie Göthe's Sänger, daß der gute Wein mir „aus purem Golde“ kredenzt werde — es liegt mir nichts an Delicatessen, die ich etwa mit einem hölzernen Löffel essen soll — meine Augen speisen und schlürfen viel begieriger als mein Mund —, und bei welchem endlich ein Landseer mit seinen unvergleichlichen Thier-, Park-, Jagd-Scenen und schottischen Landschaftspiecen den Hintergrund geschmückt hat.

Unser „tabletalk“ war, soweit mein Ohr an unserer langgestreckten Tafel reichte, wieder sehr angenehm und anregend, wie am Abend zuvor. Ich muß überhaupt gestehen, daß ich, je mehr ich von der englischen Gesellschaft von gutem Ton kennen lernte, desto mehr ausgezeichnete Qualitäten an der englischen Art und Weise der Führung der Conversation entdeckte. Früher hatte ich in den englischen Schriften oft, ohne es zu begreifen, Bemerkungen über die „conversational powers“ (die Conversationsgaben) der Engländer gelesen und hatte auch englische Autoren die französische und die englische Weise der Unterhaltung vergleichen sehen.

So lange ich nichts Besseres gesehen und gehört hatte, als das Alltagsgespräch der Engländer oder vielmehr ihre Alltagsstummheit in den Wirthshäusern, in den Klubbs, in den weniger gebildeten Kreisen, hatte ich mich gefragt, wo denn überhaupt in diesem Lande „Unterhaltungsgaben“ irgend welcher Art und Farbe steckten. Allmählich erst fing ich an zu ahnden, daß sie wirklich und zwar in nicht geringem Maße und in charakteristischer Eigenthümlichkeit

vorhanden seien. Sie haben sich mir besonders in den kleinen gebildeten Kreisen und zwar vorzugsweise bei der Tafel gezeigt; denn der Engländer wie der Deutsche will, bevor er aufthaut und aufblüht, erst recht tüchtig begossen und gedüngt sein. Daher ziehen auch die Engländer die Tafelfreuden gern möglichst in die Länge. Eben daher aber auch lieben sie am meisten die kleinen Diners an einem runden Tische von etwa 9 oder höchstens 12 Personen.

Wer viele solcher kleinen englischen Diners in gebildeten Kreisen mitgemacht hat, der wird am Ende geneigt sein, zuzugeben, daß dieselben durch ihre Unterhaltung einen ganz eigenen Reiz besitzen und daß bei dem englischen table-talk sich in der That keine verächtlichen „conversational powers“ hervorthun.

Die Kunst, welche die Engländer am geschicktesten und consequentesten dabei üben, scheint mir vor Allem die Kunst des Zuhörens zu sein, und man muß doch gestehen, daß dies schon die Hälfte einer guten Unterhaltung ist. Die Deutschen, die gar zu leicht ungeduldig sind, mit ihrer eigenen Meinung hervorzuplatzen, und die Franzosen, die immer von Leben und Witz schäumen und sprudeln, entwickeln diese so nothwendige Kunst bei ihrer Conversation weit weniger.

Die Engländer, die politisch und parlamentarisch viel besser geschult sind, lassen jeden, der das Wort hat, geduldig ausreden. Sie fallen nie Jemandem in die Rede. Sie geben sich offenbar Mühe, seine Meinung richtig zu verstehen, und ist der Ball (das Wort) einem andern zugefallen, so hat der das Recht, sich so lange mit ihm herumzutreiben,

bis er ihn an die Stelle gebracht hat, wo er ihn haben wollte. Auf diese Weise kommt bei ihnen denn jeder an die Reihe. Niemand, der sich einigermaßen geltend machen kann, wird überrannt. Das Gespräch fällt dabei auch so leicht nicht von dem Hundertsten ins Tausendste. Man bleibt mehr bei einem aufs Tapet gekommenen Gegenstande. Es ist mehr eine leichtere Art von Discussion, als eine flatterhafte Causerie. Man merkt dabei, daß die Engländer ihre wohlgeregelten Parlamentssitten mit in die Unterhaltung des gemeinen Lebens übertragen. Vielleicht aber sind jene erst aus dieser hervorgegangen. Da auf diese Weise das Thema von vielen Seiten beleuchtet und einigermaßen erschöpft wird, so verläßt daher ein denkender Mensch eine englische Tafel und Conversation — beides gehört, wie gesagt, immer zusammen — mit einem weit größeren Grade von Befriedigung, während die französischen brillanten und blitzenden Causerien und Zick-Zack-Zungengefechte ihn oft nur verwirren.

Unsere heutige große Weihnachtstafel in B—castle war dem Gesagten nach gar nicht einmal besonders dazu geeignet, die eigentlichen Vorzüge der englischen Conversation zu entwickeln. Stellenweise aber, wie gesagt, war auch hier die Unterhaltung anziehend genug. Ich hatte abermals Thomas Moore zum vis à vis. Als die Damen sich entfernt hatten, erzählte er wieder eine Menge höchst pikanter Anekdoten. Mir ist aber wieder nur eine davon im Gedächtniß geblieben, die er freilich auch wohl in Anwesenheit der Damen hätte erzählen können; denn sie war nur literarischer und psychologischer oder, wenn man will, historischer Art.

Sie betraf ein witziges Bonmot von Voltaire und war charakteristisch für diesen und seinen berühmten Zeitgenossen, den Schweizer Albrecht von Haller. Ich weiß nicht, ob diese Anekdote schon sonst bekannt ist und ich mag sie hier als eine der Erinnerungsblumen, die ich bei meinem Besuche in B—castle sammelte, aufzeichnen: Ein vornehmer Engländer brachte einmal dem großen Gelehrten und Dichter Haller, als er von seinen Aemtern zurückgezogen in Bern lebte, seine Huldigung dar. Als er nach beendigter Unterhaltung sich erheben und empfehlen wollte, fragte ihn Haller, „wohin er nun zu reisen gedenke". Der Engländer sagte, er wolle nach Ferney gehen, um auch dem dort hausenden großen französischen Philosophen seine Aufwartung zu machen. Es muß dies also wohl um's Jahr 1755 herum gewesen sein, denn da lebte auch Voltaire, vom Hofe des Königs von Preußen geflüchtet, in der Zurückgezogenheit am Genfer See.

Kaum hatte dies Haller vernommen, so legte sich sein Gesicht in nicht gar freundliche Falten. Da er hörte, daß dem „Witzbolde zu Ferney", wie er Voltaire zu nennen pflegte, dieselbe Ehre zugedacht sei, die ihm zu Theil geworden war, schien er plötzlich diese Ehre bedeutend geringer anzuschlagen. Es war ihm zuwider, daß seine große Gelehrsamkeit und seine gewichtigen Verdienste um die Wissenschaften mit dem Voltaire'schen Espritschaum auf gleichen Fuß gesetzt werden und dieselbe Huldigung empfangen sollten. Er konnte sich daher nicht enthalten, mit etwas bernerischer Plumpheit und im groben Schweizerdialekte, als wenn er mit einer Keule um sich schlüge, gegen Voltaire loszubrechen.

„Nun“, sagte er zu seinem vornehmen englischen Gaste, „da gratulire ich Ihnen zu der Bekanntschaft! Werden Ihr Gaudium haben an der hohlen Nußschale. Einen Philosophen nennen sie ihn. Ist ein eitler Geck, der Voltaire. Sagte, die Franzosen wären von Haus aus Affen und könnten sich zu Zeiten in Tiger verwandeln. Hatte sich wohl selbst dabei im Sinne. Ist nicht um ein Haar besser! Ist kraß unwissend, oberflächlich, und seine Poeterei ist wie eine Leyer ohne Resonnanzboden. Nichts als Saiten- und Wort-Klingklang. Ich habe nicht den geringsten Respekt vor ihm trotz des Geschreies, das er von sich in der Welt machen läßt.“ Und was dergleichen sehr beredt hervorgebrachte Invectiven mehr waren.

Der vornehme Engländer hörte den großen Schweizer verdutzt an, empfahl sich etwas verlegen, ließ sich aber doch von seinem Vorsatze, zu Voltaire zu reisen, nicht abbringen.

Dieser seinerseits nahm den Fremden ungemein schmeichelhaft auf, und nachdem beide die ersten Höflichkeiten ausgetauscht hatten, fragte ihn Voltaire, woher er denn zunächst komme. „Von Bern.“ — „Von Bern? — O, da haben Sie doch gewiß auch meinen verehrten Freund, den großen Haller besucht?“ — „Ja, ich war bei ihm, mein Herr!“ — „Ich preise Sie glücklich. Nicht wahr, das ist ein Mann! wie gelehrt, wie hoch verdient! Ein Weiser, ein Philosoph, der Aristoteles unseres Zeitalters. Man weiß nicht, was man mehr bei ihm bewundern soll, seine Gelehrsamkeit oder sein hoch dichterisches Gefühl und seine schwunghafte Phantasie. O, ich verehre, ich liebe meinen

trefflichen, guten, admirablen Freund Haller über alle Maßen!“

Und in diesen überschwänglichen Elogen fuhr Voltaire noch eine Zeitlang fort, bis er bemerkte, daß sein vornehmer Gast gar nicht einstimmte und bedeutend hinter seinem Furioso zurückblieb, ja sogar stumm und verlegen wurde. „Denken Sie anders, mein Herr?“ — „Das nicht — aber“ — „Ich bitte, was ist's?“ — Kurz, allmählich kam der offenherzige und wahrheitsliebende Engländer damit heraus, wie es ihn in Erstaunen setzte, zwei so ausgezeichnete, in Nachbarschaft lebende Männer in so verschiedenem Tone einen von dem andern urtheilen zu hören. Voltaire lockte am Ende das ganze Geständniß und Geheimniß aus ihm heraus. Der Engländer erzählte ihm zuletzt haarklein, was der große Haller über den großen Voltaire gesprochen habe. — „Ah, in der That?“ sagte Voltaire etwas verschnupft, „aber — aber“ — setzte er sich tröstend hinzu, „nicht wahr, mein Herr, man täuscht sich zuweilen, enfin! vielleicht irrten wir uns in unserem gegenseitigen Urtheile alle beide“, und machte mit diesem kleinen, feinen, ächt Voltaire'schen Nadelstiche den ganzen Gegenstand der Unterhaltung todt, indem er munter zu andern Dingen überging.

Auch unsere ferneren Abendunterhaltungen und was noch weiter an den folgenden Tagen passirte, war Alles interessant, anregend, charakteristisch, und ich meinerseits hätte wohl Freude genug daran, den ganzen kleinen, dichten Kranz von sich darbietenden Beobachtungen, Berührungen und lehrreichen Gesprächen, den die flüchtigen Horen mir

hier in dieser anmuthigen und bedeutungsvollen Umgebung flochten, durchzubuchstabiren. Ich weiß aber nicht, ob ich auch meinen Lesern dazu die Geduld zutrauen darf, und ich gehe daher lieber darüber hinweg.

Aber eines wohlthuenden Schauspiels, das wir aufführten und das mir gleichsam die Krone des ganzen lordlichen Weihnachtsfestes zu sein schien, kann ich doch nicht umhin noch zum Schlusse zu erwähnen, und zwar eines Schauspiels, welches sich auf die Armen, die Wittwen und Waisen unserer Nachbarschaft bezog.

Wie denn nach dem, was ich oben sagte, überhaupt Alles, was auf dem Lande in England vor sich geht, in Deutschland immer weniger besprochen wird, als das, was sich auf dem großen, für jedermann offen daliegenden Welttheater von London ereignet, so habe ich namentlich noch nicht viel von den merk- und preiswürdigen Anstrengungen gelesen, welche in den Kreisen jener Edelsitze, den eigentlichen Herzkammern des englischen Lebens gemacht werden, um Freude und Wohl der Unbemittelten zu fördern, — von den zahlreichen Privatvereinen, welche dort unter den Landdamen existiren, um die Armen der Nachbarschaft mit Kleidung und Nahrung zu versorgen und deren hochgestellte Mitglieder oft selbst das Amt der fleißigen Schneiderinnen und Nätherinnen übernehmen, um Anderen im Fleiße voranzuleuchten, — von den oft ganz eigenthümlichen und höchst zweckmäßig eingerichteten Sparkassen, um die geringen Leute zur Sparsamkeit anzuhalten und ihnen kleine Capitalien in die Hände oder besser aus den Händen zu spielen und dieselben für sie sicher anzulegen, — von den Unterrichtsvereinen,

um ihnen Belehrung, Kenntnisse und Schulbücher zu verschaffen, wobei die Damen oft die mühselige Rolle der Schulmeisterin übernehmen, auch um sich selbst dabei in Geduld und guten Werken zu üben, — von den Privat-Bibel- und Privat-Mäßigkeitsvereinen, um Frömmigkeit, Mäßigkeit und andere Tugenden unter den Leuten zu fördern oder aufrecht zu erhalten, — von den hübschen und oft ganz großartigen, häuslichen und ländlichen Festen, welche die großen Grundbesitzer, ich meine die berühmten Herzöge und Earls, bei verschiedenen Gelegenheiten ihren Pächtern und Untergebenen geben, und bei denen es meist viel patriarchalischer und cordialer hergeht, als man es sich in Deutschland, wo jene englischen Herzöge mehr oder weniger immer nur als schroffe, unzugängliche, hochfahrend-aristokratische und höchst-selbstische Magnaten gedacht werden, vorstellen will.

Von einem Feste der letzten Art war ich nun hier in B—castle ein Augenzeuge. Am zweiten und dritten Weihnachtstage beschränkten sich unsere eigenen Freuden außer dem Kirchengange auf ein kleines, kurzes Diner und beide Tage waren fast ganz den Landleuten, den Pächtern und dann den Armen und Kindern der Umgegend gewidmet. Jene kamen am ersten Tage, diese am zweiten.

Beiden Partien wurde in einer weiten Halle des Schlosses ein großes Christmaßdinner gegeben, und wenn man recht genau wissen will, wie es dabei herging, so kann man darüber nachlesen, was in dem bekannten Roman Adam Bede von G. E. darüber gesagt ist, wo ein solches

Pächterfest auf einem englischen Landsitze getreu so geschildert ist, wie ich es hier mit ansah.

Die Pächter und ihre Frauen erschienen alle in ihrem besten Staate, und am andern Tage die Armen, die Wittwen und die Schaaren von Kindern und Waisen in ihren nettesten Kleidern. Bei Tische erhielten sie alle ihren nationalen Plumpudding und ihr Roastbeef, nebst Wein und anderen Zuthaten, und dem Dinner der Kleinen folgte noch eine großartige Vertheilung von für sie bereiteten Gewändern, Schuhen, Schürzen, Hauben, Bändern und Schmucksachen, die vor der Vertheilung den Anblick einer kleinen Industrieausstellung gewährten — und endlich zum Schluß eine muntere Soiree mit Tanz und Spiel.

Unserer Wirthin, der in England einst hoch verehrten, wohlwollenden, jetzt wie gesagt längst verewigten Marquise von L. fiel natürlich dabei in Anordnung und Leitung des Ganzen die Hauptrolle zu, und es war nicht wenig erfreulich zu sehen, mit wie eifrigem Ernste, als wäre es eine heilige Pflicht, die sie übte — und freilich war es das auch — diese edle, einst so schöne und auch jetzt in ihrem Alter noch so höchst angenehme und würdevolle Tochter des Grafen von Upper-Assorn dieses Amt verwaltete.

Aber auch wir Anderen durften an diesen Tagen nicht unthätig bleiben. Bedienten und Mägde wurden bei dem Feste nicht zugelassen. Sie hatten unterdeß in einer andern Abtheilung des Schlosses auch ihren Fest- und Ruhetag. Die Gäste, d. h. Thomas Moore, Lord so und so, der ehemalige Minister der britischen Wälder und Forsten, der französische Gesandte Graf d'H— &c. &c.,

schleppten die Speisen zu. Unser Wirth, der Marquis v. L., der einstmalige Schatzkanzler von England und Nachfolger von Pitt, verwaltete mit dem großen Tranchirmesser in der Hand und die Serviette wie eine Schürze im Knopfloch das Amt des Oberkellners und ließ die großen Braten in appetitliche Stücke zerfallen, die wir Unterkellner alsdann den hungrigen und dieser Dinge harrenden Leuten geschäftig zubrachten.

Ich meinerseits hatte dabei Gelegenheit, manchem blühenden englischen Landmädchen, mancher alten steifen, aber würdigen und frommen Matrone, manchem von der Sonne gebräunten und verrunzelten Arbeiter, manchem reizenden frischen und munteren Knäbchen ins Angesicht zu blicken und von ihm hie und da naive und charakteristische Aeußerungen zu hören, die mir Einsichten in die Denk- und Lebensweise dieser Leute verschafften und die ich zum Frommen meiner deutschen Leser hier auch noch wohl einmal ausmalen und darstellen möchte. Aber wie gesagt, ich müßte mir dazu den Pinsel und die Pallette der feinzeichnenden Niederländer Dow und Mieris leihen, und ich bin bange, dieses Genre möchte meinen Lesern für die Dauer beschwerlich werden.

Ich überlasse es ihnen daher, sich meine Andeutungen, die indeß, so hoffe ich, zum Theil neu gewesen sein werden, weiter auszumalen, und schließe dies Capitel mit jener Erinnerung an die Armen- und Kinder-Speisung.

Was aus allen den jungen und alten Menschen geworden ist, die damals dort in B—castle in Wiltshire im Anfange der vierziger Jahre so weihnachtslustig bei-

sammen waren, das weiß ich nicht. Mancher kleiner Bursche mag unterdeß schon zu einem tüchtigen Manne, manches Mägdlein zu einer sorgenvollen Hausfrau herangewachsen sein. Und wie viele von den Alten, die damals sich das von uns servirte Roastbeef und Pudding so wohl schmecken ließen, mögen schon zu ihren Vätern versammelt sein. Selbst von denen, deren Schicksal ich zu verfolgen im Stande war, lebt jetzt kaum mehr die Hälfte. Unsere edle Wirthin Lady L. ist, wie ich schon sagte, von ihrem irdischen Posten abberufen und hat ihren trefflichen Mann in vereinsamtem Alter zurückgelassen. Jene alte Miß Fox ging ihr lange vorher vorauf. Der gewandte Graf d'H., der Minister Louis Philipp's, ist mit seinem Könige schon vor 12 Jahren von den politischen Stürmen aus seiner Stellung vertrieben und ist seinem königlichen Herrn dann auch auf einem noch dornigeren Wege nachgefolgt. Einmal freilich, im Jahre 1846, kamen noch dieselben Whigführer, die damals in B. versammelt waren, wieder in das Amt, aber dann haben Krankheit und Tod ihren Kreis grausam decimirt. Auch der geist- und anekdotenreiche Thomas Moore hat längst geendet und ach, wie traurig! seiner Kinder eines nach dem andern wie Niobe beraubt und darnach erst am Gedächtnisse und Geiste und dann stückweise an seinen Körperkräften gelähmt.

Sammlungen und Sammler in England.

Wem das Glück zu Theil geworden ist, die Engländer hie und da auf ihren Landsitzen zu besuchen, der wird vielfache Gelegenheit gefunden haben, den Reichthum von literarischen, Natur- und Kunstschätzen zu bewundern, welche sie in allen Ecken und Winkeln ihrer schönen Insel aufgehäuft haben. Wer von irgend einer Gattung oder Classe, von in irgend einer Beziehung interessanten Gegenständen das Vollkommenste und Vollständigste sehen will, der muß nach England reisen. Denn die Engländer sind jetzt, wie es einst die Römer waren, in der vortheilhaftesten Lage, um die gesammte Natur und Menschheit auszubeuten. Ihre Connexionen gehen über den ganzen Globus und Geld haben sie in Fülle. Auch besitzen sie sonst alle Sammlern nöthigen Eigenschaften und Anlagen. Durch Ausdauer sind sie in so eminentem Grade ausgezeichnet, daß meistens, wenn sie einmal ihren Sinn auf etwas gesetzt haben, sich ihrer eine ganz fixe Idee dafür zu bemächtigen pflegt. Dabei üben sie auch die gehörige Beschränkung, um erfolgreich zu sein. Häufiger als bei irgend einem

anderen Volke werfen sich ihre Liebhabereien auf etwas ganz Specielles, auf diese oder jene kleine Gattung oder Classe der zahlreichen sammelbaren Dinge des Globus.

Ein englischer Büchersammler widmet sich daher selten dem ganzen weiten Felde der Literatur. Vielmehr hat er gewöhnlich nur eine gewisse Sorte von Büchern auf's Korn genommen, z. B. die Bibeln. Für Alles, was Bibel ist, schwärmt er, für jede Bibel in irgend einem Formate, in irgend einer Sprache, von irgend einem Datum zahlt er die größten Preise. Für alle andern Bücher, die nicht Bibel sind, ist dann ein solcher kalt und unempfindlich.

Ebenso macht ein englischer Sammler von Naturprodukten gewöhnlich keinen Versuch, das ganze weite Reich der Natur zu erstürmen, als dächte er, wie ein deutscher Dichter singt: Seid umschlungen, Millionen. Vielmehr faßt er die Schöpfung bei einem kleinen Zipfel an. Er gewinnt eine Leidenschaft blos für die gefiederte Natur und aus dieser wählt er sich wieder eine einzige Species, z. B. die Colibris, aus. Auf Colibris allein macht er Jagd. Das Colibri-Sammeln wird sein Sport. So wird er denn als Ornythologe ein großer Kenner der Colibris und bringt die vollständigste und schönste Sammlnug von Colibris zu Stande, die auf Erden existirt.

Wie man in ganz England den kennt, der die unvergleichlichsten Colibris besitzt, so kennt man auch ebenso allgemein den, der das größte Palmenhaus hat, oder den, der in römischen oder sächsischen Münzen von Niemandem übertroffen wird, oder auch den, dessen Jagdhunde oder dessen Pferde oder Rinder von einer bestimmten Sorte

alle anderen gehörnten oder gehuften Thiere von derselben Sorte aus dem Felde schlagen.

Neben Lord Elgin, der ganz Griechenland und mehr in specie die Akropolis von Athen ausbeutete, neben Layard, der die Hügel von Ninive durchwühlte, neben dem Obersten Rawlison, der nur auf Keilschriften Jagd machte, neben dem reichen Herrn Curzon, der in allen Klöstern des Orients herumspürte, um mittelalterliche Manuscripte zu entdecken, bis herab auf den Grafen Harrington, ein Mitglied der wegen ihrer Excentricität berühmten Familie Stanhope, der eine ganz unvergleichliche Sammlung von 200 in ebensoviel eleganten Porzellanvasen aufgespeicherten Sorten von Schnupftaback zusammenbrachte, könnte man noch eine zahllose Reihe anderer vom Sammeleifer ergriffenen Engländer citiren, die dazu beigetragen haben, ihr ganzes Inselreich mit Raritäten-Cabinetten zu erfüllen. Diese bekannteren Dinge will ich aber hier übergehen und mich darauf beschränken, nur beispielsweise zweier merkwürdiger englischer Sammlungen und ihrer Besitzer zu erwähnen, die ich einmal Gelegenheit hatte, mit einem gelehrten Freunde, der dieselben für wissenschaftliche Zwecke aufsuchte und den ich bei seiner Expediton begleitete, näher kennen zu lernen.

Das eine war eine in England berühmte Manuscripten-Sammlung und das andere eine fast eben so berühmte Sammlung ausgestopfter Vögel. Jene gehörte einem Herrn, den ich Sir Charles nennen mag, und diese einem Andern, den ich Sir Alexander nennen will. Die Namen sind hier

gleichgültig und es kömmt mir nur auf das Charakteristische der Sache an.

„Sir Charles", der Manuscripten-Sammler, lebte in einem alten Landhause in einer Grafschaft der westlichen Gegenden von England. Und „Sir Alexander" bewohnte ein elegantes „Mansion" in einem ganz entgegengesetzten Zipfel der Insel.

Zu beiden waren die Zugänge sehr schwer, wie denn in England alle Wege und Stege, die zu interessanten Dingen führen, überall mit Schlagbäumen besetzt sind. Wie ihre schönen Parks und Schlösser und Gärten mit allerlei Hecken und eisernen Gittern und Thoren, so umgeben die eifersüchtigen Sammler des Landes auch ihre Museen mit Hindernissen mancherlei Art. Wie die Engländer überhaupt recht häufig, so sind denn auch namentlich die englischen Curiositäten-Sammler von Haus aus in gewissem Grade Sonderlinge und Originale, und gewöhnlich aus irgend einem Grunde mit der Welt zerfallen und der Gesellschaft und den zudringlichen Besuchern gram.

Sir Charles hatte sich, so sagte man, sogar mit seiner Familie überworfen. Eine oder ich glaube gar zwei seiner Töchter hatten sich gegen seinen Willen und ohne seine Zustimmung verheirathet. Sie mußten sein Haus deshalb meiden, und da er keine andern Kinder mehr besaß, so überließ er sich daher seiner Leidenschaft für alte seltene Bücher in ganz unbegränzter Weise, dachte nicht daran, was er seinen Erben hinterlassen möchte, und steckte sein ganzes Vermögen, man sagte über 150,000 Pfund Sterling, in alte seltene Papiere.

Mit diesem seinem papiernen Schatze lebte er einsam und zurückgezogen, wie ein Ritter mit seiner entführten Geliebten auf einem entlegenen Schlosse, eifersüchtig auf seinen Besitz und ohne den Wunsch, seinen Genuß mit Anderen zu theilen. Nur Bücherhändler, Antiquare und Raritäten-Krämer, mit denen er handeln und tauschen konnte, fanden leichten Zutritt bei ihm. Müßigen Beschauern und blos wißbegierigen und neugierigen Gelehrten oder Literaturfreunden öffnete er nicht gern sein Haus.

Ich glaube, er hatte dafür noch einen andern Grund. Obwohl er wirklich viele der allerseltensten Sachen besaß, rare Drucke, Unica, Inkunabeln, Urhandschriften, um die ihn selbst das britische Museum beneiden konnte, so war er doch im Grunde mehr Laie und Liebhaber, als Kenner und Gelehrter. Er hatte daher eine gewisse, allen Autodidakten eigene Scheu vor Männern vom Fache und ließ sich nicht gern in die Karten gucken. Man mußte auf allerlei Quer- und Kreuzwegen zu ihm gelangen. Mein besagter Freund, der die Sammlung zu benutzen wünschte, mußte sich erst bei dem Lord H. vorstellen lassen. Dieser Lord H., ein Intimus von Sir Charles, mußte ihn und meinen Freund und auch mich erst zu einer Soirée einladen. Da mußten wir uns Alle treffen und da mußte unter der Aegide hoher Protektion der Pakt geschlossen werden, der uns die Erlaubniß zur Besichtigung der Sammlung gab.

Ungefähr ebenso war es mit dem oben erwähnten Sir Alexander. Derselbe war zwar ein sehr ausgezeichneter englischer Ornithologe, der früher sogar einige Schriften abgefaßt hatte, welche Autorität unter den Naturforschern

besaßen. Allein auch bei ihm gab's einen Haken. Welcher Engländer wäre denn ganz glatt und hakenlos, ich meine ohne irgend ein Vorurtheil? Sir Alexander war nicht bloß ein gründlicher Kenner der Vögel und besaß darin seine Stärke, sondern er hatte sich außerdem auch einer besonderen, gewissen fixen Idee hingegeben. Er glaubte an die Existenz des sogenannten „Meermädchens", eines von den schottischen Fischern und Matrosen erfundenen mythologischen Wesens, das, wie die Nereiden der Griechen, in seinem Oberkörper einem Weibe und in den Extremitäten einem Fische gleichen soll. Und darin bestand nun Sir Alexander's Schwäche. Er glaubte in seinem naturhistorischen Museum eine Meerjungfer zu besitzen und hatte neben seinen trefflichen ornithologischen Schriften auch einen Aufsatz „über das Meermädchen" im Allgemeinen und über sein eigenes Exemplar dieser interessanten Persönlichkeit insbesondere geschrieben.

Dieser Aufsatz hatte die Kritiker über ihn hergebracht. Man hatte die Gesundheit seines Verstandes in Zweifel gezogen, man hatte ihn lächerlich gemacht, und darob war er mit der Welt zerfallen, hatte sich mit seinen vortrefflichen Vögeln und seinem „Meermädchen" auf seinen Landsitz in ....shire im Norden Albions zurückgezogen, wo er ein ebenso exclusives und einsames Leben führte, wie Sir Charles im Westen der britischen Insel.

Dem Letzteren galt zunächst unser Besuch. Wir durchflogen halb England per Eisenbahn, bis in die Grafschaft, in der unser einsiedlerische Manuscripten-Mann hauste. Dann gab es eine leidliche Chaussee bis zu einem gewissen Städtchen dieser Grafschaft. Von da an wurden die Wege

immer schlechter und zuletzt konnten wir nur noch mit einem einspännigen sogenannten „Dog-Car" (Jagdwagen) aus der Stelle kommen und zum Ziele gelangen.

Es war offenbar, daß Sir Charles den Zugang zu seinem Wohnsitze und zu seiner Sammlung nicht erleichtern wollte. Es gehörte Beharrlichkeit dazu, zu ihm durchzudringen. Endlich verlor sich der Weg ohne besonders markirten Uebergang aus dem Felde und aus der Wildniß in ein bischen gartenhaftes Gebüsch, und da präsentirte sich ohne alle weitere Vorrede — für die Ordnung und Ausschmückung seines Parks und Blumengartens hatte Sir Charles nie einige Zeit und Neigung gefunden — das Haus, von oben bis unten vollgepfropft mit Manuskripten und Büchern. Rouleaux und Gardinen gab es nicht. Dagegen glotzten uns die im Innern aufgetempelten Bücherkasten schon von weitem mit ihren Enden aus jedem Fenster entgegen. Und diese sonderbare Erscheinung war gleich eines der ersten Dinge, welche Sir Charles, nachdem wir eingetreten waren und er uns bewillkommnet hatte, erklärte.

Er sagte uns, er lebe in beständiger Furcht vor einer Feuersbrunst und er habe daher diejenige Erfindung gemacht und die Vorrichtung getroffen, die wir da vor den Fenstern sähen.

Es waren lauter kleine längliche Kasten, etwa so groß, daß sie ein Mann leicht handhaben und bewegen konnte. In jedem derselben waren einige derjenigen Werke enthalten, welche Sir Charles für Hauptpretiosen hielt. Sie waren alle verschlossen und zu jedem hatte der Besitzer einen Schlüssel. Viele solcher Kasten standen in anderen Räumen des Hauses

herum, so daß sie im Falle eines ausbrechenden Feuers von Sir Charles selbst oder von einem seiner Leute schnell aufgenommen und zum Hause hinausgeschleppt werden konnten. Denjenigen, welche vor den Fenstern selbst standen, brauchte man nur von hinten einen Stoß zu geben, um sie sogleich aus dem brennenden Hause ins Freie zu stürzen. Man kann sich denken, daß bei einem solchen, bloß auf die Möglichkeit einer Feuersbrunst berechneten Aufstellungssysteme die organische und rationelle Ordnung in der Sammlung nicht groß sein konnte. Nur Sir Charles selbst, der ein ausgezeichnetes Gedächtniß für seine Schätze und einen großen Localsinn für sein Haus besaß, konnte sich darin zurechtfinden.

Uebrigens war seine Furcht vor Feuer allerdings nur zu sehr begründet; denn die ganze Wohnung, nicht nur alle Zimmer, sondern auch der Hausraum, bis zur Küche hin, die Treppen, auch alle Schlafstuben waren mit Büchern und Documenten und Papieren bepackt, besteckt und vollgepfropft, so daß man in keinem Winkel mit einem Lichte hineinleuchten konnte, ohne auf solche leicht entzündliche und dabei kostbare Stoffe zu stoßen.

Sir Charles hatte anfänglich, wie man es bei andern gewöhnlichen Literaturfreunden in England immer findet, blos ein einziges Bibliothekzimmer zur Aufbewahrung seiner Schätze benutzt. Als seine Sammlung größer wurde und das Bibliothekzimmer endlich ganz angefüllt war, mußte sich auch der Speisesaal für die Bücher eröffnen.

Und da Sir Charles nicht nachließ, Manuskripte und Bücher aufzutreiben und zusammenzukaufen, da seine Leiden=

schaft dafür wie eine Krankheit wuchs, so griff auch in seinem Haushalte die wuchernde Sammlung wie ein Krebsschaden mehr und mehr um sich. Sie drang in alle Räume der Wohnung, in alle Gaststuben, Vorrathskammern und Schlafgemächer ein; sie quartirte sich neben dem Bettzeuge in den Leinenschränken, neben den Bechern und Flaschen in den Glasschränken ein.

Auch in den Kellerräumen, in denen Sir Charles einmal eine Druckerpresse errichtete, weil er den Gedanken gefaßt hatte, mit Hülfe seiner Leute einen Katalog seiner Sammlung zu entwerfen und drucken zu lassen, lagen Berge von Literatur aufgehäuft. Ein paar Bogen jenes Katalogs wurden allerdings auch im Laufe eines Jahres fertig gebracht. Aber dies Unternehmen war zu herkulisch. Sir Charles und seine Leute konnten nicht damit durchkommen und die Druckerpresse stand nun ruhig, arbeitslos, vergessen und verstäubt im Keller neben den Kartoffeln und dem Waschtroge.

Zur Zeit unseres Besuches bei Sir Charles hatte dieser wie Göthe's Zauberlehrling von einer durch ihn selbst heraufbeschworenen Fluth bedrängte Mann — nur noch in einer einzigen Stube einen Winkel ganz frei von Büchern und Papieren. Es war in einem der vorderen Gemächer, das nun sowohl als Empfangs- und Gesellschafts-Salon, wie auch als Speise- und Theezimmer für die Hausgenossenschaft dienen mußte.

In diesem Zimmer, dessen Wände übrigens ebenfalls noch etwas mit Büchern austapeziert waren, standen noch ein paar freie Stühle, ein leerer Sopha und ein bücherloser

Tisch, und an diesem Tische — einer sehr kleinen bücherlosen Oase, einer bescheidenen trockenen Stelle in der allgemeinen Papierüberschwemmung — saßen und verkehrten wir den ganzen Tag. Es war unsere Frühstücks-, Thee- und Mittagstafel, zugleich auch unser Schreib- und Arbeitstisch, und in den Zwischenzeiten breitete Sir Charles auf ihm auch die Raritäten aus, die er uns zeigen wollte und die er aus seinen Kisten und Kasten und aus verschiedenen uns ganz unzugänglich, geheimnißvoll und verborgen gebliebenen Winkeln seines Hauses zusammenholte.

Auch die Schlafstuben der Gäste, sagte ich, waren mit raren Büchern angefüllt. Auf den Stufen der Treppen, die in die oberen Räume des Hauses führten, lagen sie überall zu den Seiten hoch aufgetempelt und man hatte kaum so viel Spatium, um auf den Fußspitzen und mit aufgehobenen Rockschößen hindurch zu stelzen und zu klettern.

Bis weit über Mitternacht hinaus hatte ich dabei die schönste Beschäftigung und interessanteste Unterhaltung. Als ich mich endlich ins Bett gelegt hatte und zufällig unter dasselbe hinuntergriff, traf meine Hand auch hier auf ganze Haufen großer Kupferwerke und Atlanten, die daselbst, weil sie Sir Charles nirgendwo anders mehr hatte unterbringen können, deponirt waren.

Mit einem Worte also, das ganze Haus war für solche Literaten, wie wir beiden, mein Freund und ich, es waren, ein Paradies, ein wahrer Pfannkuchen-Berg. Auf Schritt und Tritt mußten wir uns durch Bücher und Büchertitel durchfressen. Ich brauchte eine Stunde zum Ankleiden; denn jeder Gang zum Spiegel oder zu einem

Strumpfe oder einem Stiefel lenkte meine hungrigen Blicke auf ein seltenes, zuvor nie gesehenes, vor 200 oder 300 Jahren in „Firenza" oder in „Roma" oder in „Argentoratum" gedrucktes Werk. Fast eben so lange hatte ich nöthig, um aus meinem hochgelegenen Dachstübchen zu jenem oben beschriebenen Tische und Sopha, dem allgemeinen Stelldichein der Hausgesellschaft, herabzukommen. Denn auf jeder Treppenstufe fesselte irgend ein altes verblichenes und ehrwürdiges Papier oder Pergament für einige Augenblicke meine Aufmerksamkeit.

Gelangte ich endlich ganz gedanken- oder doch büchertitelvoll hinab — und hatte ich mich schmal genug gemacht, um meine Person zwischen den interessanten Werken, mit denen Sir Charles und seine übrigen Gäste den Frühstückstisch und Sopha bereits belegt hatten, hindurch zwängen zu können, so war dann für den Rest des Tages kein Loskommen und kein Aufstehen mehr.

Unter den „übrigen Gästen" — es waren ihrer zwei — befand sich auch ein Grieche, dessen Name mir damals zwar noch nicht vorgekommen war, der sich aber in der literarischen Welt schon bekannt genug gemacht hatte. Es war ein großer Manuskripten- und Raritätenhändler aus dem Oriente, der unterschiedliche Pergamentrollen und schweinslederne Bände mitgebracht und dieselben wie ein Tabuletkrämer seine Waaren auf Teppich, Tisch und Stühlen ausgekramt hatte, um sie unserem Sir Charles zum Verkaufe anzutragen.

Darunter befand sich namentlich eine schmale, dünne, eng beschriebene, dicht aufgewickelte, lange Pergamentrolle,

von welcher der Grieche erklärte, daß sie das Kostbarste sei, was er jetzt eben zu bieten habe. Es sei nämlich, sagte er, eine homerische Rhapsodie, ein Gesang aus der Odyssee in einer Urschrift, welche der Zeit nach über alle bisher bekannten Aufzeichnungen homerischer Gesänge hinausginge. Er wollte uns beweisen, daß seine Piece noch aus der Zeit der alten heidnischen Hellenen selber, vielleicht aus Pisistratus' Zeiten, stamme, obwohl, wie die Gelehrten glauben, bisher gar keine griechischen Handschriften an den Tag gekommen sind, die über das 6. Jahrhundert der christlichen Zeitrechnung hinausgehen.

Kurz, er war überzeugt, daß er die allerälteste Handschrift eines Stücks von Homer besäße, die es überhaupt in der Welt gäbe. Ich glaube, er hatte es auf dem Berge Athos entdeckt, und er verlangte einen großen Preis, wenn ich mich recht erinnere, 50 Pfund Sterling für die kleine Rolle, die nicht mehr als allenfalls eine Westentaschenecke füllte.

Unsere Unterhaltung drehte sich fast den ganzen Tag um diesen merkwürdigen Gegenstand, und auch am Abend, als der Grieche, der sich ganz heiser gesprochen hatte, endlich zu Bette gegangen war und ich mit Sir Charles noch etwas länger an dem bewußten Tische sitzen blieb, griff dieser wieder zu der homerischen Pergamentrarität, entrollte sie, betrachtete sich die schadhaften Stellen und die gebräunten Flecken, die darauf waren, und untersuchte die Schriftzüge, verglich sie mit andern alten griechischen Schriftzügen, die er selber besaß, und hielt sie sowohl vor das Licht, als hinter das Licht, nahm auch Brille und Loupe zu Hülfe, um sie aufs genaueste zu inspiciren.

Die Sache regte ihn offenbar auf das äußerste auf, das Pergament reizte und bezauberte ihn, wie ein Juwel eine Dame, und er fragte dabei auch mich um meinen Rath und meine Meinung. Diese konnte ich ihm anfänglich nicht geben, weil ich wenig oder nichts von solchen alten griechischen Manuskripten verstand. Endlich fragte mich Sir Charles, ob ich denn seinen griechischen Gastfreund gar nicht kenne, und da ich gestehen mußte, daß ich nichts von ihm wisse, als was ich heute gesehen, so erzählte mir Sir Charles nun Manches von ihm. Derselbe, sagte er, sei ein berühmter Mann, Namens ...., nicht bloß ein großer Kenner griechischer Manuskripte, sondern auch der geschickteste Verfertiger von solchen, den es auf der Welt gäbe. Er verstehe das Pergament, das Seiden-, das Baumwollen- und das Leinenpapier, wie es jedem Zeitalter angehöre, unvergleichlich treu darzustellen und auch mit solchen naturgetreuen Flecken und Beschädigungen zu versehen, wie der Lauf der Zeiten sie hervorzubringen pflege; dabei kenne er den Styl der Schriftzüge jedes Jahrhunderts, den anmuthigen, gefälligen, gewandten der früheſten Zeiten und den steiferen und unschöneren der späteren so gut und wisse ihn so treffend nachzuahmen, daß kein Montfaucon im Stande wäre, seine unächte Waare von ächter zu unterscheiden. Es sei daher sehr riskant, sich mit diesem Menschen auf einen Handel einzulassen. Er habe in der That oft sehr viel Werthvolles zu bieten, aber mitunter komme ein Manuskript vor, bei dem er nachgeholfen oder das er vielleicht gar von Anfang bis zu Ende selbst fabricirt habe.

Um dies Alles, was er mir von seinem Gaste sagte, noch näher zu dokumentiren, ging Sir Charles zu einem Büreau, welches er aufschloß und aus dem er die Nummer einer deutschen Zeitung herausholte. In derselben, sagte er, sei von einer zuverlässigen Autorität die ganze Lebensgeschichte und Verfahrungsweise dieses talentvollen Griechen offen dargelegt. Er selbst, Sir Charles, verstehe kein Deutsch. Aber ich möchte es lesen und könnte mich dann selbst davon überzeugen, mit welchem gefährlichen Individuum wir zu thun hätten.

Nachdem ich den betreffenden Artikel gelesen hatte, konnte ich nun allerdings meinem Wirthe den von ihm gewünschten Rath und meine bestimmte Meinung abgeben. Sie gingen natürlich dahin, „daß er lieber das homerische Manuskript durchaus ungekauft lassen solle". Und hiemit zog ich mich in meine Manuskripten-Schlafkammer zurück, während mein leidenschaftlicher Bücherfreund und Wirth noch lange gedankenvoll das ominöse Pergament betrachtend und dasselbe auf- und zurollend auf seinem Platze, bei seiner Studirlampe und mit seinen Brillen und Loupen sitzen blieb.

Weil wir damit weit über Mitternacht hinausgetrieben waren, so kam ich am andern Morgen eine Stunde später als gewöhnlich zum Frühstückstische herunter. Ich vermißte den Griechen und da er nicht erschien, so sagte mir Sir Charles endlich, derselbe sei schon seit einer Stunde wieder abgereist. — „Gut! Sir Charles", sagte ich, „daß Sie ihn gehen ließen und daß Sie meinen Rath, sich auf keinen Handel mit ihm einzulassen, befolgt haben."

Wie groß war meine Verwunderung, als Sir Charles diese meine Gratulation mit etwas spöttischem Lächeln aufnahm, stillschweigend an ein verschlossenes Kästchen ging, es öffnete, daraus die besagte homerische Rhapsodie hervorholte, indem er dann mit fester Stimme und fast triumphirend ausrief: „Ich habe sie. Ich habe dem Griechen die 50 Pfund bezahlt und habe ihm auch noch dazu seine übrigen Seltenheiten abgekauft.“ — Ich konnte nicht umhin, Sir Charles bei dieser Gelegenheit meinen Beifall vorzuenthalten. Ich fragte ihn, wie es möglich sei, daß er nach dem, was er mir selbst über den Griechen mitgetheilt und schwarz auf weiß gedruckt gezeigt habe, sein schönes Geld auf eine so unsichere Nummer habe setzen können.

„Mir ging die Sache gestern noch die ganze Nacht durch den Kopf“, erwiderte Sir Charles, „das älteste Manuskript von einer homerischen Rhapsodie — sollte ich mir das entschlüpfen lassen? Vielleicht zwar ist der Grieche auch dies Mal ein Schelm und hat mir blos ein bewundernswürdiges Fabrikat gebracht. Aber es ist doch auch möglich, daß das Dokument ächt ist. Er drohte mir heute morgen, wenn ich nicht zuschlüge, damit wegzugehen und es beim britischen Museum abzusetzen. Sollte ich das riskiren? Lieber riskirte ich meine 50 Pfund. Denn, wie gesagt, ich habe mitunter schon sehr gute und sehr ächte Sachen von diesem Menschen gekauft, und — ich wiederhole es — möglich ist es doch immer noch, daß die Schrift ächt ist. Während der nächsten Monate werde ich mich damit beschäftigen, die Sache zu untersuchen und mir Licht

darüber zu verschaffen trachten, ob ich in der That der Besitzer der ältesten homerischen Handschrift bin."

Ob Sir Charles diesen Punkt je ausgemacht hat oder nicht, das habe ich nie erfahren. Die Scheidestunde hatte endlich auch für mich und meinen Freund geschlagen, und wir entfernten uns aus unserem Manuskripten-Pfannkuchen-Berge ebenso, wie wir gekommen waren, erst auf unergründlichen Schmutzwegen mit einem einspännigen Dog-Car, dann auf etwas besseren mit einer vierspännigen Diligence, mit der wir endlich das Tageslicht einer Eisenbahn erreichten, um dann längs derselben in wenigen Stunden uns ans andere Ende von England zu schwenken und dort einem eben so eifrigen Englischen Sammler, wie es Sir Charles war, dem schon oben genannten Ornithologen Sir Alexander, einen Besuch zu machen.

Auch Sir Alexander wohnte mit seinen Vögeln, wie Sir Charles mit seinen Büchern, etwas abseits von den großen, geräuschvollen Verkehrsbahnen. Er hatte wenige Nachbaren und stand mit diesen wenigen in keiner Verbindung. Ich deutete oben schon an, warum er mit der Welt zerfallen war.

Indeß war seine Umgebung viel eleganter, als die des Sir Charles. Wir konnten mit einer ordentlichen zweispännigen Carrosse dahin gelangen. Zuerst kamen wir in einen reizenden Park, den ein allerliebstes kleines Thal mit frischen Wiesen und reichbelaubten Bäumen erfüllte. Doch trugen schon gleich diese Bäume Spuren und Zeugnisse von den ungewöhnlichen Neigungen und Beschäftigungen ihres Besitzers an sich. Sie waren nämlich zu

meiner Verwunderung alle mit einer reichen Auswahl von „Mistletoes“ (Misteln), den in England so berühmten, einst bei den britischen Druiden heiligen Schmarotzerpflanzen besetzt.

Von druidischem Geiste beseelt, hatte Sir Alexander außer seinen Vögeln auch dieses alte britische Unkraut, das einst die celtischen Priester, man sagt mit goldenen Sicheln und unter allerlei Ceremonien, aus den Eichen holten und bei ihrem Gottesdienste als ein Opfer oder ein Emblem verwandten, ins Auge gefaßt und zu einem Lieblingsgegenstande seiner Thätigkeit gemacht. Er hatte eine sehr gute Methode erfunden, die Mistel zu verpflanzen und sie den Bäumen einzuimpfen, was nicht ganz leicht sein soll. Er hatte die Mistelcultur auf einen hohen Grad der Vollkommenheit gebracht. Jeder Baum in seinem Parke war mit einigen Misteln geschmückt, wie ein Weihnachtsbaum mit Goldflittern. Und darunter waren wahre Prachtexemplare, breit und schön entwickelte Misteln mit runden, hohen, kuppelartigen Kronen.

In der Mitte des Parks an der tiefsten Stelle der Thalniederung lag ein kleiner See. Dieser umschloß eine Insel und auf der Insel winkte uns ein freundliches und stattliches Gebäude entgegen, die Wohnung und das Vogel- und Meermädchen-Museum des Sir Alexander. Ueber den Canal der Insel schwebte eine Zugbrücke, die sich nach geschehener Anmeldung vor uns senkte, sowie es zu den Zeiten Gebrauch war, als die Schloßbesitzer mit der übrigen Welt umher noch in Hader und Fehde zu liegen pflegten.

Indem wir über diese Brücke zu den allerliebsten Blumenbeeten, welche das Haus geschmackvoll einfaßten, hinüberfuhren, ermahnte uns unser Begleiter, ein Freund Sir Alexanders, der uns introduciren wollte, noch einmal, zu bedenken, daß wir zu Sir Alexander bloß in der Absicht führen, um seine Vögel zu sehen, und daß dabei seiner „Meerjungfer" in keiner Weise Erwähnung geschehen dürfe. Er sagte uns, wir würden zwar auf einem runden Tische, der in der Mitte des Vögelsaals stünde, eine von einem Schleier oder weißen Tuche bedeckte Glasglocke gewahren. Wir sollten aber die verschleierte Glasglocke unbemerkt lassen, nicht darnach schielen, nicht darnach fragen, was sie enthalte, auch überhaupt gar keine Notiz von ihr nehmen und in keiner Weise auf sie anspielen. Denn dieselbe verberge das Geheimniß Sir Alexander's, das Lieblingsobject seiner Gedanken, eben das besagte Meermädchen, an dessen Existenz zu glauben er die Welt vergebens zu überreden versucht habe. Ueber seine Vögel umher und über die Verfahrungsweisen bei ihrer Ausstopfung und Aufstellung könnten wir soviel fragen, wie wir wollten, und würden darüber von Sir Alexander ebenso gefällige als verständige und lehrreiche Antworten erhalten. Aber so wie wir etwa das Meermädchen in unserm Gespräche berührten, würde er entweder verstummen, oder Unbegreiflichkeiten reden, und jedenfalls würde uns der ganze Abend verdorben werden.

Sir Alexander, der uns an seiner Thürschwelle bewillkommnete, war ein sehr eleganter, alter Gentleman, dabei freilich etwas steif, ernst und förmlich. Er lud uns zum

Thee ein und diesen bereiteten und servirten uns zwei junge Nichten des alten Herrn, die wie die Jungfrauen Arabiens durch kohlschwarze Augen, durch Haare blank und dunkel wie Ebenholz, und durch einen kaffeebraunen Teint ausgezeichnet waren. Sie waren von einer vermischten Abstammung aus dem Süden, aus Ostindien, solche halb englische, halb orientalische Damen, wie man sie jetzt, da Vermischungen der blonden angloſächſiſchen und der braunen Hindurace häufiger vorkommen, nicht selten in den englischen Familien findet.

Ob sich auch an sie eine mysteriöse Geschichte knüpfte und ob die Zugbrücke und das Inselschloß auch für sie einige Bedeutung hatte, weiß ich nicht, schien mir aber nicht unwahrscheinlich. Mysterien und druidische Liebhabereien und Whims und fixe Ideen, ostindische Romantik und Meermädchen und Raritätenkram mag man ja leicht in einem und demselben Schlosse beisammen finden.

Nachdem wir den Thee genossen und dabei einige stumme Danksagungen und Verbeugungen mit den jungen, gebräunten Prinzessinnen, die, wie alles solches gemischtes Blut in England, sehr zurückhaltend, sehr einsilbig und sehr scheu waren, kam nun die Hauptsache aufs Tapet, nämlich die Vögel.

Sir Alexander fragte mich zunächst, ob ich schon gut ausgestopfte Vögel gesehen habe. Ich glaubte, dies ohne weiteres bejahen zu können und rechnete ihm eine Menge herrlicher Vögelsammlungen her, die ich besucht hätte. Aber bei jeder Sammlung, die ich nannte, sagte Sir Alexander kopfschüttelnd, mit einem etwas spöttischen Lächeln, er kenne

diese Sammlungen auch. Es sei nichts damit. Die Vögel darin seien unter aller Kritik schlecht behandelt.

Ich nannte dann die schönen Vögel in dem Museum des Jardin des Plantes in Paris, in den königlich holländischen Sammlungen von Amsterdam und in denen vom Haag. Aber auch diese wollte Sir Alexander in keiner Weise gelten lassen. Sie waren in seinen Augen sammt und sonders „miserabel, abominabel“. Man habe darin die Vögel creti und pleti zugelassen, ohne die von den Jägern und Handelsleuten eingelieferten Bälge gehörig auszuwählen. Er seinerseits unterziehe dieselben vor allen Dingen einer kritischen Untersuchung, sähe nach, ob die Haut und der Federpilz gehörig unversehrt geblieben sei, oder ob die Jäger und die Zeit ihn nicht schon hie und da verdorben hätten, bevor er sich darüber entscheide, ob der Vogel werth sei, daß er die Mühe des Ausstopfens an ihn wende und daß er ihm einen Platz in seiner Sammlung anweise.

Auch die Operation des Ausstopfens und Aufstellens, sagte er, wäre in all den von mir genannten Sammlungen und überhaupt in sämmtlichen übrigen berühmten oder nichtberühmten Museen Europa's mit der größten Nachlässigkeit und mit der ärgsten Unkenntniß der Natur und der Principien der Ausstopfungskunst betrieben. Da fände man Vögel, die nichts weniger als aus den ihnen in der Natur eigenen Augen blickten. Ihm selber genügten für seine Vögel dergleichen Glasaugen, wie man sie durch den Handel beziehen könne, durchaus nicht. Er habe die Glasschmelzerei und die Glasfärbung gelernt und bereite sich seine Vögelaugen

selbst so naturgemäß, treu und exact, daß man sie, wenn er sie einsetze, nicht von den lebendigen unterscheiden könne.

Noch viel schlechter würde in allen den gewöhnlichen königlichen Sammlungen und National-Museen Europa's der Federpelz selbst behandelt. Man sähe nicht darauf, daß die Federn ihren natürlichen Glanz behielten oder wiederbekämen. Man achte auch nicht darauf, daß die Federn sich gerade so anschmiegten und übereinander schichteten, nicht dichter und nicht lockerer, wie dies im gewöhnlichen Naturzustande des Vogels der Fall sei. Er seinerseits behandele wo möglich jedes Federchen einzeln, bringe sie in ihre rechte Lage und corrigire und bearbeite den ganzen Pelz, der gewöhnlich bei der Verpackung und Versendung viel gelitten habe und mannigfaltig verbogen und verschoben sei, wie ein holländischer Kupferstecher sein Portrait.

Und was dann das Ausstopfen selber beträfe, so schienen ihm, sagte er, die gewöhnlichen Ausstopfer nicht viel anders als die Wurstmacher zu verfahren. Sie stopften soviel Material in den Bauch des Vogels hinein, als er fassen wolle, und nähten ihn hernach wieder zu. Dabei würden auch die Gewohnheiten, die Bewegungen, die natürliche Haltung des Vogels, seine Art zu sitzen oder zu stehen, gar nicht hinreichend studirt und berücksichtigt. Man brächte sie in allerlei zufällige und den verschiedenen Gattungen und Arten unnatürliche und uncharakteristische Stellungen.

Bei dem einen wäre der Hals herausgereckt, wo er geduckt sein müsse, und den andern lasse man zusammenkauern, da er sich ausspreizen solle; der eine wäre auf einem Baumaste so aufgeklebt, wie er nur auf dem flachen

Boden zu sitzen pflege, und der andere werde, als wäre er ein sehr scheuer Vogel, im Akte des Auffliegens gegeben, während es viel natürlicher wäre, ihn als ein eminent stupides und träges Thier in seinem rauhen Federpelz wie versteckt und vergraben darzustellen. Kurzum, er (Sir Alexander) könne keines unserer ornithologischen Museen durchmustern, ohne seine Augen durch alle die dort begangenen eclatanten Fehler ebenso beleidigt zu fühlen, wie ein Professor der Malerkunst, der eine Ausstellung der schülerhaften Produkte der Zöglinge einer Akademie mit kritischen Blicken betrachtet.

Er selber, sagte Sir Alexander, behandele seine Vögel wie ein Bildhauer. Zuerst baue er sich ein osteologisch richtiges Gerippe aus Draht, um das Knochenwerk des Vogels zu ersetzen. Ueber dieses ziehe er den Balg, der dem Gerüste anpassen müsse, wie ein Atlasschuh dem eleganten Fuße einer Tänzerin, und dann fülle er die Zwischenräume vorsichtig mit geeigneten Stoffen aus. Dabei sehe er genau auf die von ihm sorgfältig studirte und dem Naturell des Vogels angemessene Haltung, und suche dabei das Leben selber so charakteristisch als möglich wiederzugeben.

Alle die Prozesse und Bearbeitungsmethoden, welche von den gewöhnlichen Vogelausstopfern so leichtfertig und fabrikmäßig betrieben würden, beschäftigten ihn Tage lang. Ja er habe manche Vögelkörper, bei denen er diese Prozesse so langsam und vorsichtig vornähme, daß die Exemplare wohl halbe Jahre hindurch auf dem Werk- und Modellirtische in seinem Atelier ständen, bevor er sich entschlösse, sie für fertig zu erklären und in seine Sammlung aufzunehmen.

Dies ungefähr waren Sir Alexander's einleitende Worte, und man kann sich darnach denken, welche in der That rare Sachen wir zu sehen bekamen, als er endlich die Präliminarsitzung aufhob und die Thore sowohl zu seinem Museum als auch zu seinem Atelier uns öffnete.

Es waren lauter geschniegelte und gebügelte Schwäne und Gänse, lauter Möven und Meerschwalben, geputzt, gewaschen und in ihrem ächten natürlichen Sonntagsstaate; Enten und Hühner, so leibhaftig und lebendig, daß man sich nur wunderte, wie sie nicht aufschnatterten und gakelten; Adler, Habichte und Enten, die so getreu im Ausdruck des Charakters und Wesens ihrer Art waren, daß, wenn sie nicht todtgeschossen und ausgestopft gewesen wären, ihre Brüder im Walde sie hätten beneiden mögen; Colibris, deren kleine Bälge Sir Alexander unförmlich und wie Rosinen verpackt empfangen und die seine Kunst wieder mit Geist und Leben erfüllt zu haben schien.

Kurzum, wir sahen lauter Wundereffekte dieser Kunst und wir gaben vollkommen zu, daß Sir Alexander ein ziemlich gutes Recht dazu habe, ein wenig selbstbewußt und stolz auf alle anderen Vögelsammlungen der Welt herabzusehen.

Ich lernte hier wieder von neuem, daß, wenn die wunderlichen, einseitigen, launenvollen Engländer sich einmal auf etwas legen, sie es gründlich erfassen, es nicht halb und oberflächlich thun und daß, wenn Jemand Vögel oder Mistelstauden oder sonst irgend etwas Merkwürdiges in Perfektion sehen will, er, wie gesagt, nach England reisen muß.

Grillenhaft aber, wie gesagt, sind sie dabei auch alle, diese englischen Sammler. Und so mußten wir denn auch bei unserm trefflichen Sir Alexander immer um seine Grille, sein Meermädchen, vorsichtig herumbiegen. Jenen runden Tisch, den uns unser Freund im Voraus beschrieben hatte, und die verschleierte Glasglocke darauf hatten wir längst bemerkt. Nitimur in vetitum! Wir konnten nicht umhin, dann und wann hinüber zu schielen; aber doch hielten wir die Hand vor den Mund und blieben getreulich stumm.

Mein Freund sagte mir, daß in früheren Zeiten, als Sir Alexander in Bezug auf seine Meerjungfer noch unbefangener und offenherziger war, einige Männer sie gesehen und daß diese Männer gesagt hätten, Sir Alexander's Jungfer sei auch wie seine Vögel ein Meisterstück der Ausstopfungskunst. Die Haut irgend eines Thieres sei dabei so geschickt behandelt und zu einer so naturgetreuen Nereide, halb Mensch, halb Fisch, gestaltet, da ßman darauf schwören möchte, es könne nichts anderes als ein Naturprodukt sein. Alle Spuren der Kunst seien daran vertilgt, keine Naht zu erkennen, alles wie geboren und gewachsen. Vermuthlich habe Sir Alexander diese Composition einst ebenso angefertigt, wie Macpherson seine sogenannten ossianischen Gedichte, und es sei sehr begreiflich, daß, nachdem er sich lange bestrebt, Anderen seine Thätigkeit zu verbergen, er nun auch schließlich selber an die Aechtheit und Naturwüchsigkeit seiner Arbeit ebenso glaube, wie Don Quixote an die Wahrhaftigkeit seiner Träume, wie Münchhausen an seine Anekdoten, wie die Fetisch-Anbeter an die Göttlichkeit ihrer Idole, die sie doch eigenhändig aus Holz schnitzten. —

Vollkommen befriedigt — bis auf den einen Punkt der Meerjungfer — verließen wir den geschickten Sir Alexander, fuhren noch am späten Abend von seiner reizenden kleinen Insel über die Zugbrücke, die sich hinter uns wieder hob, in die freie Welt hinaus und kehrten noch in derselben Nacht per Eisenbahn nach London zurück, indem wir den Schatz unserer englischen Erfahrungen um zwei sehr merkwürdige Bilder und Erinnerungen an die beiden Charaktere, Sir Charles, den Manuskripten-Jäger, und Sir Alexander, den Vogel-Ausstopfer, bereichert fühlten.

Schilderung einer Dampffahrt über den Ocean.

Eine Dampffahrt über den Ocean von Newyork oder Boston nach England oder Deutschland ist jetzt zwar kaum eine Reise mehr zu nennen. Die Sache wird mit verhältnißmäßig so vieler Bequemlichkeit und mit so großer Schnelligkeit abgemacht, daß es fast nur eine Spazierfahrt ist. Hat man die 14 Tage überstanden und kommt jenseits des Wassers an, so erkennt man, daß der atlantische Ocean, wie Humboldt sagt, in der That nichts weiter ist, „als eine breite Meerenge“. Man glaubt gleichsam mit einem Fährboot nur von einem Ufer zum andern übergefahren zu sein.

Die Dampfboote laufen immer so unbeirrt auf demselben geraden Strich, als wäre ein Strick herübergezogen, längs dessen Linien sie hinrollten, wie die Flußfähren. Die Räume, in denen man sich befindet, sind so elegant und gemächlich, die Gesellschaft, von der man umgeben ist, riecht so wenig nach Theer und Speck, daß man kaum einen Unterschied findet zwischen den prächtigen Hotels und den lebhaften Gesellschaften, die man in Newyork verließ. Es sind schwimmende Paläste und die Unterhaltung ist ein

zwei Wochen lang fortgesetztes Banquet oder Rout. Der einzige und wesentliche Unterschied ist, daß „das Hotel“ beständig schwankt und wackelt, immer rudert und rennt und daß „die Soirée“ oder „das Banquet“ in dem Bauche eines großen Fisches veranstaltet worden zu sein scheint. Statt von Bäumen und Gärten ist der Palast von weißen Wogen und unfruchtbaren Wasser-Oeden umgeben. Als nächste Hausnachbaren hat man die Delphine und Wallfische und eine Planke von wenigen Zoll Dicke trennt den Schläfer auf seinem Lager von schauerlichen Abgründen.

Und freilich reicht dieser eine Unterschied hin, jene Spazierfahrt, der so fremdartige, so wenig städtische, so unbürgerliche Verhältnisse zur Folie unterliegen, zu einem ganz eigenthümlichen und durch die Contraste in gewissem Grade poetischen Unternehmen zu machen. Je höher der Luxus in dem Reiche des Neptuns, der selber immer der alte, rauhe, bärtige, von Unheil triefende Gott bleibt, steigt, desto stärker empfindet man diese „Poesie der Contraste“.

Trotz aller Aehnlichkeiten des Treibens an Bord mit dem in Newyork und anderen bevölkerten Orten hat der, welcher einmal über den Ocean fuhr, doch ein ganz absonderliches Stück Leben durchlebt. Es giebt jetzt allmonatlich hunderte und tausende von Menschen, die ein solches Stück Leben mitmachen, und es lohnt sich daher wohl der Mühe, das Charakteristische von dem, was so Viele alltäglich genießen, erleiden, sehen, treiben und — nicht beschreiben, auch auf dem Festlande einmal gemüthlich zu besprechen und klar ans Tageslicht zu bringen.

Ich will es daher versuchen, hier eine von mir im

Jahre 1858 ausgeführte Fahrt mit dem bei vielen so beliebten Dampfer Arago von Newyork nach Southampton und Havre de Grace zu schildern. Wir hatten dabei gar keine ungewöhnlichen Abenteuer, keine großartigen Ereignisse oder erschütternde Scenen zu bestehen. Es trug sich mit uns nichts Anderes zu, als was Einem fast regelmäßig bei einer Fahrt über den Ocean zu begegnen pflegt. Aber gerade die Schilderung des Gewöhnlichen hat den Vorzug vor der des Außerordentlichen, daß es die Sensationen und Erfahrungen, welche Tausende machten, interpretirt. Die Schiffbrüche, die Feuersbrünste, die Eisgefahren, die Explosionen etc. sind zwar nervenerschütternde Ereignisse. Gott sei Dank giebt es indeß aber immer nur Wenige, die selber dem Schilderer oder Maler solche gräßliche Scenen nachfühlen können. Wer den „Alltäglichkeiten" ihr eigenthümliches Interesse abzugewinnen trachtet, erwirbt sich ein Verdienst in einem größeren Kreise.

Ich sagte, das Schiff „Arago" war bei mehren meiner Freunde „sehr beliebt". Es wurde mir von vielen Seiten als ein Dampfer gerühmt, der immer glückliche und passabel schnelle Fahrten gemacht habe, einen unübertrefflichen Capitain, eine ausgesuchte Mannschaft, comfortable Einrichtungen, eine vorzügliche Küche und noch viele andere ausgezeichnete Eigenschaften besäße. „Ich gehe immer mit der Arago", sagte mir einer meiner Bekannten in Washington, der den Ocean alle paar Jahre einmal zu durchkreuzen hatte. „Die Arago ist meine Auserkorene. Sie ist auf dem ganzen weiten Ocean das einzige Schiff, dem ich mich anvertraue, und wenn ich segeln muß, sichere ich mir meine

Cajüte an ihrem Bord schon 6 Wochen im Voraus!" Und so beschloß ich denn auch, mit der Arago zu gehen, obwohl ich bemerken mag, daß über den Punkt, welches eigentlich das beste und sicherste Schiff sein mag, die Meinungen sehr verschieden sind. Es giebt unter den Geschäftsmännern des Oceans und den atlantischen Reisenden Leute, die ebenso für ein anderes Schiff schwärmen, wie mein Freund und ich für „die Arago", und ebenso darauf halten, daß sie an Bord der „Afrika" oder „Europa" oder wie nun die Schiffe, die zur Wahl auf der Liste stehen, alle heißen, ihr Bett „6 Wochen im Voraus" sichern. — Der Mensch ist eben in allen Dingen ein Gewohnheitswesen und er bildet sich seine Vorurtheile über Alles, verzieht, bevorzugt seine Dampfschiffe wie seine Kinder und Lieblinge, und macht überall Coterie und Partei. Auch der Aberglaube mischt sich hinein und der eine hält diesen, der andere jenen Namen für einen von guter oder böser Vorbedeutung. Dazu kommen die nationalen Vorurtheile. Die Engländer glauben, sie können nur mit Schiffen von der großen Liverpooler Linie lebendig nach Europa kommen. Diese halten sie aber für so ungefährlich, als segelten sie auf gemauerten Wegen. Andere Nationen haben wieder andere Lieblingslinien und auserkorene Schiffe.

An einem wunderbar heißen Morgen eines der letzten Tage des lieben Heumonats ging unsere Einschiffung vor sich, und obwohl man eine solche Scene im Hafen von Newyork, wo beständig hunderte von Menschen nach allen Weltenden sich einschiffen, alltäglich sehen kann, so bleibt es doch immerhin ein Schauspiel, dem man, besonders

wenn man ein Mitakteur ist, nicht ohne Emotion mit beizuwohnen vermag.

Da fast jeder gern so lange als möglich unter den Seinen am Festlande weilt und bis zum unabwendbaren Trennungsmomente zögert, das letzte Wort zu sprechen, — da auch fast Keiner sich in der Lage sieht, seinen Koffer, der noch immer dieses oder jenes lange erwartete Packet aufnehmen soll, vor den letzten Stunden zu schließen, — da endlich auch die Capitaine bei allen ihren Geschäften mit der Reinigung und Instandsetzung des Schiffes erst am letzten Tage ganz fertig sind und aus diesen und anderen Gründen eine Besitzergreifung der belegten Kajüten und Ruhestätten vor dem Abfahrtsmorgen nie erlauben, so wird dann das Schiff gegen 10 Uhr Vormittags, oder wann nun eben die Abfahrtszeit bestimmt ist, von einer sehr eilfertigen Menschenmasse förmlich gestürmt.

Die Droschkenkutscher und Equipagen mit den Abreisenden und ihren Freunden peitschen und galoppiren heran, wie bei den großen Auffahrten zu einem Stadtfeste. Die enge Brücke, welche vom Ufer auf das Schiff führt, faßt die Aussteigenden kaum. Um hinauf zu kommen, muß man Queue machen wie bei den Pariser Theatern. Alle haben sich — am Ende noch unnöthiger Weise — das Feuer bis auf die Finger herabbrennen lassen und werden zur Strafe dafür von der Furcht geängstigt, man möchte sie diesseits des Oceans vergessen. Frauen und Männer, junge Damen und junge Herren, Kinder und Säuglinge, Alles drängt, stößt, trägt und hilft sich über „die Brücke" zu dem in derselben Weise überfüllten Deck des Schiffs hinauf.

Von Bedienten und Matrosen, von Negern und Weißen geschleppt und über die Köpfe hinweggetragen und wenn es nicht anders geht, hinübergeworfen und geschleudert, tanzen und springen die Koffer und Nachtsäcke, die Kisten, Kasten, Schachteln und Packete aller Art den Reisenden nach und tempeln sich auf dem Oberdeck in Haufen und Pyramiden auf, wie die Beute einer geplünderten Stadt.

Es ist ein Wunder, wie am Ende noch ein Jeder wieder das Seine und sich selbst aus dem Chaos herausfindet. Hast Du aber Deine Habe richtig wieder beim rechten Ende und findest Du, daß der dienende Geist, der Dir beistehen sollte, Dir längst abhanden gekommen ist, so thust Du am besten, des englischen „help Your self“ eingedenk zu sein und „omnia tua tecum ferens“ die von Dir belegte Kajüte aufzusuchen. Aber auch, den Weg zu dieser Dir zu zeigen, scheint niemand Zeit zu haben. Wer soll es thun? Der Capitain und die Matrosen sind unsichtbar und haben wichtigere Dinge zu verrichten, als einen unglücklichen Passagier zurecht zu weisen. Den Stewards, die dazu da sind, dampft der Kopf oder sie wissen schon nicht mehr, wo er ihnen steht, und ihre Hände haben vollauf für die Damen zu thun. Wie glücklich, wie geborgen fühlst Du Dich, wenn es Dir am Ende gelang, in den unterirdischen Schachten und Stollen des Schiffes, in denen Du eine Zeitlang mit vielen Anderen umherstolperst, endlich eine Kajütennummer gefunden zu haben, die mit der auf Deinem Fahrscheine angegebenen übereinstimmt. Richtig, dies ist Deine Dir reservirte Ruhestätte

in Sturm und Braus, oder Dein Gefängniß und Dein Jammer- und Krankenlager für die Zeit der vierzehntägigen Schaukelei.

Der enge Raum, das niedrige Zimmerchen ist schon gefüllt mit der Habe Deiner Dir noch unbekannten Schlaf- und Leidensgenossen. Auf den paar Quadratschuhen, die Dir geblieben sind, richtest Du Dich ein, so gut es in der Schnelle möglich ist. Gott sei Dank, Du bist nun etablirt, Du hast in dem schwimmenden Bienenkorbe wie Diogenes Dein Dir gehöriges Viertheil einer Zelle gefunden, und Du eilst ans Tageslicht auf's Hauptdeck zurück, um nun — denn schon hat es zum ersten Male geläutet — Deinen harrenden Freunden das letzte Lebewohl zu sagen.

Dort hat jetzt Alles eine etwas ruhigere Physiognomie angenommen. Denn auch die Anderen haben unterdessen ihre Schlupfwinkel gefunden, sind richtig installirte und anerkannte Bürger der kleinen, für Europa bestimmten Colonie geworden, und jeder kann nun den Schluß der Scene sorgloser mit ansehen, oder vielmehr kann sich, vom nächsten Druck der kleinen Sorgen befreit, seinem größeren Kummer, seinen Thränen und seinem Schmerze um den Abschied freier hingeben.

Es haben sich im Geplauder vertieft stille Gruppen gebildet um einen blassen, leidenden Kranken, der in den Bädern der alten Welt oder in den Klimaten von Spanien und Italien Stärkung und Heilung suchen soll und dem die Seinigen ihre letzten Rathschläge ertheilen, — um einen Familienvater, den Geschäfte über's Meer rufen und der, obwohl entschlossen, doch zögernd die Hände seiner zurück-

bleibenden Lieben gefaßt hält, — um eine Mutter mit ihren Töchtern, die ihrem vorangereisten Gatten und Vater nacheilen wollen, um sich mit ihm in Europa wieder zu vereinen, wo er, der in der neuen Welt ein unabhängiger Mann wurde, ihnen unterdeß entweder in Paris, oder am Rhein, oder im Lande, wo die Citronen blühen, ein Paradies bereitete.

Ja, wer nennt und bezeichnet die bunten Veranlassungen und die verwickelten Verhältnisse alle, welche diese 200 Menschen — denn so viele waren unserer allein in der ersten Cajüte — zu dem Entschlusse gedrängt haben, an Bord einer Nußschaale durch die Wassergebirge des Oceans zu eilen. Vom Mississippi, von Californien, auch von Cuba, Portorico und Venezuela sind sie alle zusammengeeilt nach Newyork, diesem frequentesten und bequemsten Ueberfahrtsplatze der neuen Welt.

Alle genannten Fälle kamen bei uns vor. Aber freilich gehörte die Majorität der Passagiere doch nur in die prosaische Klasse der sogenannten amerikanischen Touristen, die nichts weiter im Sinne hatten, als einmal mit ihren jungen Frauen oder Töchtern „die große Tour" durch Europa oder, wie sie selbst dies wohl bescheiden nennen, einen „Trip" (einen kleinen Ausflug) nach der ihnen so merkwürdigen alten Welt zu machen. Bei so einem oceanischen „Trip", zu dem sie sich so leicht entschließen, wie unsere jungen Paare zu einer Hochzeitsreise in den Harz oder an den Rhein, pflegen sie, leichtbeschuht und beflügelten Schrittes, wie diese Merkurskinder, die „Yankees", es immer sind, binnen ein paar Wochen wie Irrlichter über alle Länder

und Merkwürdigkeiten unseres Continents hinzuschweifen. Sie nehmen dabei eine Karte von Europa zur Hand, auf der Liverpool, London, Paris, die Ruinen von Rom, Neapel, Constantinopel, der Rhein und vielleicht noch ein paar solcher Punkte bis zum heiligen Lande hin verzeichnet sind, und entwerfen sich darnach ihre Reiseroute, wie die Zugvögel, die über eine Anzahl schöner Thäler und Landschaften achtlos hinflattern.

Sie sind zufrieden, wenn sie überall nur einmal durch die Ritzen in die fremden Länder blinzeln und hineinlugen können. Distanzen sind ihnen dabei nichts und dreihundert Meilen lange Eisenbahnfahrten, wie Seereisen auf dem Mittelmeer und der Ostsee, werden ohne Weiteres in den Hochzeits-Reiseplan mit aufgenommen. So „blinzeln“ sie einmal bei Petersburg in Rußland, oder bei Algier in Afrika hinein. Auch rennen sie mit ihrem Weibchen, das ebenso unermüdlich und rastlos ist wie sie selber, einmal bis Pesth die Donau auf und ab und stelzen, stolpern und traben durch die schönen Alpenländer. Sie selbst nennen dies ausdrucksvoll und fast unübersetzlich „ramble over a country.“ Da ein Deutscher fast von selbst das Gewicht dieses Wortes, in welchem die Unregelmäßigkeit, die Planlosigkeit, die geräuschvolle Rastlosigkeit der Reise angedeutet ist, fühlt, so könnte man es fast ins Deutsche aufnehmen.

Vor allen Dingen „rambeln“ sie natürlich über ganz Italien hin bis nach Sicilien hinab und außerdem auch noch längs der Küste von Norwegen hinauf, um einen kleinen Nach- und Beigeschmack oder, wie sie selbst dies

wieder sehr charakteristisch geben, „a smattering“ von dem skandinavischen Wesen und der Landschafts-Scenerie im hohen Norden zu bekommen. Sie „rambeln“ bis nach Wardöhuus hinauf und stehen an dem ersten Jahrestage ihrer Hochzeit auf dem Gipfel des Nordkaps, um der Mitternachtssonne ins roth aufgedunsene Antlitz zu gaffen. Von da beeilen sie sich ins gelobte Land zu kommen, um die heiligen Stätten zu beäugeln, und schon nach einem kurzen Viertel- oder halben Jahre sitzen sie wieder in Nr. 27 Wallstreet in Newyork, um Baumwolle zu verkaufen und gelegentlich ihren Verwandten zu versichern, daß sie in den Alpen und in den Pyrenäen und noch anderswo „very elegant scenery“ (sehr elegante Scenerie) gesehen hätten.

Doch da tönte die zweite Glocke und unterbrach meine Gedankenfäden, die sich an das Dutzend junger Touristenpaare, welche wir nacheinander an Bord nahmen, angesponnen hatten. So eben wurde das Hauptstück der ganzen Expedition, der Briefbeutel „the mail“, an Bord gebracht. Dieser Briefsack ist für die oceanischen Dampfer wichtiger als wir sämmtlichen Passagiere. Bevor er nicht da ist, kann natürlich an keine Abfahrt gedacht werden. Und aus begreiflichen Gründen wird sein Abschluß und Abgang auf den Postbüreaux bis auf die allerletzte Sekunde verschoben. Wie viele für Europa wichtige Nachrichten können nicht noch in den letzten 5 Minuten bis 10 Uhr ankommen. Auch bei der Ankunft am jenseitigen Ufer ist wieder der Briefbeutel (the mail) das erste, was eilfertig aus dem Schiffe hinausgeschafft wird. Ein Theil von ihm, z. B. die telegraphischen Depeschen werden schon bei der ersten

trockenen, in das Drahtnetz eingesponnenen Spitze des erreichten Continents, von der dazu ein Boot ausläuft, abgegeben, und so sind die wichtigsten Nachrichten, die wir brachten, schon in die entferntesten Theile dieses Continents gelangt, wenn das Schiff selbst noch weit vom Hafen ist.

Der sogenannte „Briefbeutel" besteht in einer langen Reihe von versiegelten Ledersäcken (jeder so groß, wie ein gutes Stück der Riesenschlange), welche einige Dutzend im Gänsemarsch hinter einander her laufende Männer an Bord schleppen. Obgleich sie sich im Trabe bewegen, dauert die Operation mehre Minuten. Ein gefüllter Sack erschien nach dem andern und als ich schon bis 40 gezählt hatte, wollte doch die Reihe noch nicht enden. Es waren darin vermuthlich Geldpäckchen genug und wichtige Depeschen der Regierungen und noch mehr Briefe enthalten — die Summa von alledem, was Amerika an Europa über die letzten vier Tage, in denen kein Steamer abgegangen war, zu berichten und zu erzählen hatte. Wenn man dies mit ansieht, begreift man es, warum die Dampfschiffs-Compagnien immer so viel aus der „Mail" machen, warum sie so sehr darnach streben, daß ihnen die Beförderung der „Mail" anvertraut werde, warum die Regierungen so große Summen für eine einmalige Beförderung des „Briefbeutels" an die Compagnien bezahlen und warum die Compagnien, welche keine „Briefbeutel" bekommen, nur schwer mit denen concurriren können, die diesen privilegirten Beutel erwischen. Ich begriff, wie drei- und vierhundert lebendige Passagiere in Unbedeutendheit neben dem „Briefbeutel" versinken mußten, in welchem viele Tausende von

stummen Passagieren versteckt lagen. Durch den Briefbeutel sprachen sich nicht weniger als dreißig Millionen Amerikaner mit den hundert Millionen Europäern aus. Durch uns Passagiere — lebendigen Briefen gleichsam — konnte immer nur eine verhältnißmäßig äußerst geringfügige Anzahl von Menschen unter einander in Correspondenz treten.

Wenn also Se. Hoheit der Briefbeutel an Bord ist, da ertönt alsbald die letzte Abschiedsglocke zum Abbruch der Brücke — zum Lösen der Taue. Dann werden schnell die letzten Blumenbouquets, die in der Salzluft der See so bald ihren Duft verlieren sollen, den Abreisenden in den Schooß gelegt, dann werden noch einmal die Hände geschüttelt — vom Ufer aus die Hüte geschwenkt — aus der Ferne noch mit den weißen Taschentüchern geflaggt, — und wenn diese nicht mehr gesehen werden können, zum Schluß noch einmal durch das Sprachrohr einer gelösten Kanone Lebewohl gerufen — und endlich trocknet jeder sich seine Thränen und hüllt sich still in den Mantel der Resignation.

Unsere Arago schwebte mit uns über den glatten Spiegel der wundervollen Baien dahin, welche die Haupt-, Vor- und Nebenkammern des großen componirten Bassins — „der Hafen von Newyork" genannt — bilden. Wir passirten die reizende Meerenge der „Narrows" mit den hübschen Wiesen, Gärten, Hainen, Dörfern und Landsitzen zu beiden Seiten. Das weidende Vieh blöckte vernehmlich zu uns hinüber, als wollte es fragen: Wohin, ihr irrenden Ritter? Unsere Arago strich wie eine flüchtige Ente schnau-

bend und schweifend durch das äußere Bassin (the outer Harbour) hindurch, wo die große Stadt schon an unserm Horizonte untergegangen war, und schlüpfte endlich beim „Sandigen Haken“ (Sandy Hook), der letzten Nasenspitze der Neuen Welt, in den Vater Ocean hinaus.

Dieser gute „Vater“ nahm uns alsbald in seine polterhaft hätschelnden Arme und herzte uns an seiner Brust mit einer wahren Affenliebe. Denn obgleich es am Lande so still und so heiß gewesen war, wie in einem Backofen, so blies draußen doch ein frischer Wind und die Meergötter trieben auf den Wellen ihr fast nie rastendes Spiel.

Bei weitem die meisten von uns waren zwar sehr „gute Segler“, die ein bischen bergauf und bergab wenig kümmerte. Nur einige wurden indeß sogleich, nachdem wir bei der genannten Sandspitze zur Thür hinaus waren, wunderbar schnell afficirt. Ein junger Herr verlor den Gebrauch seiner Füße, noch ehe der Tanz der Wellen eigentlich einmal begonnen hatte. Er sank zusammen wie ein gefällter Baum, und war auf der ganzen Reise so heftig krank, daß sein Vater, der ihn begleitete, ernstlich um ihn besorgt wurde. Viele junge Damen natürlich erbleichten und verblühten auch urplötzlich wie Blumen, die ein giftiger Wind angehaucht hatte. Einige von ihnen fingen zwar nach einigen Tagen an, sich muthig wieder aufzurichten und unter den Lebenden zu zeigen. Andere aber hat man nach dem Einsteigen in Newyork nie wieder erblickt; denn sie verbarrikadirten und verpuppten sich alsbald als unheilbare Patienten in ihren Cajüten. Mehren Passagieren hatte

im letzten Augenblicke das Festland noch einen ganz übeln Denkzettel, einen Stich, nämlich einen Sonnenstich, beigebracht. Da sie sich beim Abschiednehmen auf dem Deck und bei den letzten Blicken, die sie dem Lande zusandten, vor den Pfeilen des verrätherischen Helios Amerika's nicht so sorgfältig gehütet hatten, wie die Amerikaner dies gewöhnlich vermittelst großer Hüte, dichter Schleier, Sonnen- und Regenschirme zu thun pflegen, so hatte sie besagter Helios fast alle ein wenig gezwickt. Dies zeigte sich erst recht am folgenden Tage, wo einige mit geschwollenem Angesichte, andere wenigstens mit ganz erhitzter und verbrannter Haut wie Monatsrosen glühend erschienen. Mehrere von ihnen häuteten sich förmlich, ehe sie nach Europa kamen, und einige waren so nahe an den schlimmsten Effekten des Sonnenstichs, der bekanntlich in Newyork sehr oft tödtet oder wahnsinnig macht, vorübergekommen, daß sie auf der ganzen Reise an Kopfschmerz und andern Unpäßlichkeiten zu leiden hatten. Diese Uebel schienen auf der See erst recht herauszukommen, obwohl die heiße Sonne des Festlandes sich sehr bald hinter dichte Nebelschleier versteckt hatte. Seekundige aber behaupteten, daß eben dieser Nebel, besonders wenn eine Julisonne dahinter säße, ebenfalls einen sehr reizenden und nachtheiligen Effekt auf die Haut übe.

Dies Alles, Sonne, Nebel und Wellenschlag decimirten also ein wenig unsere Gesellschaft. Die Majorität blieb aber doch auf der ganzen Reise rauchend, speisend, spielend, lesend, musicirend, singend und schwatzend beisammen. Man trieb alle diese Dinge an Bord unseres Schiffes trotz der so sehr veränderten Umgebung und Situation ganz ebenso

6*

weiter fort, wie man sie am Festlande zu treiben gewohnt war. Und im Grunde genommen ist dies auch sehr natürlich. Eine Gesellschaft müßiger Leute auf dem Meere muß meistens die Ressourcen ihrer Unterhaltung in sich selber finden. Denn sobald man die anmuthigen Ufer des Festlandes aus Sicht verloren hat, bietet der „majestätische“ Ocean im Ganzen zum Verwundern wenig Gegenstände dar, welche im Stande sind, die Aufmerksamkeit der Menge zu fesseln, Geist und Sinne des gewöhnlichen Menschen zu reizen und zu beschäftigen. In Summa ist das Meer nichts als eine gewaltige Wüstenei. Weht und wogt es — und dies ist doch so ziemlich der gewöhnliche Fall —, so ist das Schiff beständig von hohen Wellenbergen umgeben, zwischen denen man hinläuft, wie ein Reiter zwischen den Hecken und Knicken in Schleswig-Holstein. Das Fahrzeug fällt dabei, wie die russische Telege auf den bodenlosen Wegen Polens, in der schlechten Jahreszeit aus einem Loch in's andere. Und wird es jede zweite Minute für einen Moment aus den feuchten Wänden und Thälern auf einen Wogengipfel hinausgehoben, was erblickt das durstige Auge? — Nichts als unsägliche Massen eben solcher ganz gleichförmiger, weiß beschäumter Wellenhügel, wie eine unabsehbare Heerde von colossalen Haidschnucken, die sich sämmtlich in alle Ewigkeit hinaus heben und senken, wild durcheinander spielen und arbeiten, wie in einem endlosen Much a do about nothing. Lauter Bewegung, Mühe und Arbeit ohne Ziel und Zweck!

Das amüsante Spiel der Brandung, das man vom Festlande aus so gern beobachtet, fällt natürlich hier, wo

man mitten drinnen steckt, ganz weg. Die Wogen auf dem hohen Meere hüpfen nicht in solchen schäumenden Katarakten auf und rauschen und donnern dabei auch nicht in so taktvollen Schlägen über, wie am Ufer und an den Felsen. Sie rasen und wüthen ganz still, stumm und musiklos vor sich hin. Es fehlt da völlig an den interessanten Contrasten, die sich von der Küste aus darbieten. Dort an der Küste hat man das sichere und geschmückte Festland unter den Füßen und genießt mit poetischer Sensation die Schauer der unermeßlichen, weit vor den Blicken ausgebreiteten Wasserwelt. Das Bild hat einen Vordergrund. Es ist — wenigstens theilweise — eingerahmt und man besitzt einen Maßstab zum Vergleiche. In der Mitte jener Welt selber ist die Phantasie verlassen wie ein Schiffer, der seine Sonne, seine Ruder, seine Uhr und seinen Mastbaum verloren hat. Die meisten pittoresken Seestücke, welche die Marinemaler zu Stande gebracht haben, sind daher auch nur Uferstücke.

Wer die poetische Schilderung der lebendigen Wunder der Tiefe von Schiller's Taucher im Kopfe hat, wie es sich da tausendfältig regt und wimmelt, und wer der zahllosen, mühselig zusammengesuchten Seethiere und Conchilien, die er in unseren Museen aufgehäuft fand, gedenkt, der erwartet vielleicht viel Unterhaltung von dieser Seite. Allein auch die Fauna des Oceans ist doch mehr oder weniger an die Ufer der Festländer und Inseln gebunden. Sie bedarf der Nahrung, welche in den dort ausmündenden Strömen vom Continente herabträufelt; theils hat sie feste Standpunkte oder Laichplätze nöthig, die sie nur in der

Nähe des Landes findet, wo das Wasser nicht so unergründlich tief ist und die Sonnenstrahlen oder doch ein Lichtschimmer noch bis auf den Boden gelangen. Aus den Finsternissen der unergründlichen Schlünde der mittleren Partien des Oceans taucht nur ein sehr sparsames, dürftiges und wenig mannigfaltiges Leben hervor.

Dazu kommt noch, daß diese raschen, plätschernden und lärmigen Dampfschiffe das „wenige“ Naturleben, was etwa noch erscheinen möchte, überall erschrecken und von sich entfernt halten. Bei den langsameren und stillen Segelschiffen ist dies anders. Um sie versammeln sich die Heerden der Amphitrite oft ganz gemächlich. Von ihnen, die beständig etwas Genießbares verlieren, können die Thiere, wie die Mäuse in unsern Schlafkammern, immer dann und wann einen Brosamen weghaschen. Die schreckhaften Dampfschiffe, welche fast alles Athmende aus ihrem Kielwasser fegen, machen die Oede auf der See noch größer, als sie von Haus aus ist.

Auch seinen geschäftigen Mitmenschen begegnet der Seefahrer hier außerordentlich selten. Und dies ist mir oft ganz unbegreiflich gewesen. Wir befanden uns doch jetzt auf einer der großen oceanischen Heer- und Wanderstraßen, auf einer der „Oceanic Highroads“, wie die Engländer sagen. Es war vermuthlich die frequenteste auf dem ganzen Globus, die zwischen Newyork und London, den beiden großen Brennpunkten des Welthandels diesseits und jenseits des Oceans. Und dabei waren wir auch gerade in der belebtesten Jahreszeit. Hunderte von Schiffen segeln an beiden Orten wöchentlich aus. Summirt man

die Werthe der auf diesen Straßen transportirten Waaren für den Lauf des Jahres, so bekommt man schwindelnd große Zahlen. Und doch sind jene frequenten Heerstraßen so gewaltig breit, daß man wochenlang fahren kann, ohne auch nur einmal einen Wimpel in Sicht zu bekommen. Alle die Mastenwälder in unsern zahlreichen Häfen, alle die Millionen von Waarencollis, die von ihnen in die Welt hinaus befördert werden, verschlagen nichts zur angenehmen Belebung dieses Colosses von Ocean. Auf ihm ausgebreitet und zerstreut lichten und zersplittern sie sich dermaßen, daß Einem dort von der Großartigkeit des „Weltverkehrs" äußerst wenig zum Bewußtsein gelangt und von seinen gewaltigen Strömungen nur alle 4 oder 5 Tage einmal ein Tröpfchen, ein paar in weiter Ferne ganz stille und kaum durch das Fernrohr erkennbar vorübergeführte Waarenladungen zur Ansicht gelangen.

Unter allen Elementen am wenigsten erfreut Einen die Luft auf dem Meere. Sie ist zwar immer, selbst im Winter, ein wenig laulich, dabei aber — selbst im Sommer — doch nie so durchwärmt, daß einem warmblütigen Wesen behaglich dabei zu Muthe werden könnte. Pelze und Mäntel kann man beinahe immer gebrauchen — wenigstens nordwärts vom Breitengrade von Neapel. Und selbst mit zugeknöpftem Ueberrock rennt man an Bord gern hin und her, um des Fröstelns quitt zu werden. Gesund soll diese Seeluft freilich in hohem Grade sein, und vor Erkältung, Rheumatismus und dergleichen bist Du merkwürdig sicher, auch wenn Dir einmal ein Wellenzipfel über den Kopf ginge. Dabei ist sie aber so außerordentlich duft- und

gewürzlos, so völlig neutral und gleichgültig für den Geruch, wie hartes Wasser für den Geschmack, oder etwa wie die Luft in der berühmten amerikanischen Mammuth-Höhle. Wenn man aus dieser Höhle herauskommt, so scheint dem sehr empfindlich gewordenen Sinne der Eichen- und Buchenwald von hundert Aromen durchwürzt zu sein, und eine ebenso feine Empfänglichkeit bekommen auch die Seefahrer für den Geruch des Festlandes. Selbst Sandwüsten, denen sie sich nähern, scheinen ihnen dann nach lauter Hyacinthen und Veilchen zu duften.

Auch das Spiel der atmosphärischen Dünste, die auf dem Festlande so reizend und fein abgestufte Tinten und Farbennuancen erzeugen, und weiter das Spiel der Wolken am Himmel ist, wie das Wasser selber, weit einförmiger auf dem Ocean, der seine eigene breitbackige Physiognomie auch am Firmamente abzuspiegeln scheint. Die Wolken haben bei weitem nicht so viel Zeichnung und Figur auf dem Meere, wie auf dem Festlande. Sie sind immer wie von den Winden gepeitscht, zerzaust und zerzupft und scheinen nur den Gebirgen der Länder zuzueilen, wo sie sich bei uns alsdann in malerische Gruppirungen lagern oder bauschige Dunstdivans und Himmelspolster von „Cumuli“ und phantastisch gelockte Allongeperrücken von „cirrhi“ bilden oder in reizenden, zierlichen, kleinen „Lämmerwolken“ zerflattern. Auch die Gewitter ziehen auf dem Meere nicht mit den imposanten, ausdrucksvollen und pittoresken Runzeln und gähnend geöffneten schwarzen Thorlöchern auf, mit denen sie auf dem Festlande in höchst tragischer und dramatischer Weise mitunter Himmel und Erde verschlingen.

Zuweilen, namentlich in der schönen ersten Sommerzeit, in der wir jetzt reisten, ist der ganze Ocean wochenlang in trüben und oft sehr dichten Nebel eingehüllt, vorzugsweise in den Gegenden, welche die amerikanisch-europäischen Dampfer durchkreuzen, in denen das geschmolzene Eiswasser des Nordens mit den warmen Strömungen aus dem Süden zusammentrifft. Kaum können die Schiffsführer um Mittag dann und wann für einen Augenblick die verdunkelte Sonnenscheibe aus dem Schleier herausfinden, um ihre „Breite" zu bestimmen, kaum dann und wann in der Nacht die am Himmelsgewölbe ausgesteckten Laternen und Wegweiser oder ein Segment des Zifferblatts der Monduhr zu ihrer Orientirung gewahren. Fast nie hören bei Tag und Nacht die Alarmsignale zu arbeiten auf, die alle paar Minuten rasch absetzenden Schläge der Nebelglocke, oder das Brüllen der mächtigen Dampfpfeife, die weit über die Wüste hinaus heult, um dasjenige Fahrzeug, das vielleicht in der Nähe sein möchte, zu avertiren. Nicht selten ist der Nebelschleier, der auf den Ocean herabhängt, halbe Tage lang so dicht, daß man, an dem Vorderende des Schiffs sitzend, schon den zweiten Mast nicht so deutlich sieht wie den ersten, und daß Einem der dritte Mast und das Schiffsende in der trüben Luft fast verschwindet. Dies ist ein wunderlicher Anblick. Immer wühlt das rastlose Fahrzeug mit Windesschnelle in die dichten Dunstvorhänge hinein, wie ein Bär in undurchdringliches Waldesdickicht, und nie kommt man aus den unsäglichen Schleiermassen ins Freie. Bei solchen nicht selten ängstlichen Zuständen der oceanischen Atmosphäre empfindet man es lebhaft, warum die Araber

dies atlantische Meer „das Meer der Finsternisse“ nannten und mit wie großem Rechte man die Männer als kühn und heroisch pries, die da zuerst die Pfade anbahnten und auf ihnen ein Licht anzündeten.

Den phantastischen Eisbergen, die ein wißbegieriger Passagier so gern einmal in der Nähe sähe, geht der Capitän so weit als möglich aus dem Wege, und die Wallfische, nach denen die Reisenden so manche vergebliche Blickharpune aussenden, vermeiden wieder uns. Auf den Dampfschiffen, vor welchen diese Thiere eine so unbegründete und einfältige Scheu haben, während sie den zu ihrer Erlegung armirten Segelschiffen oft gerade unter den Kiel laufen, muß man sich gewöhnlich mit einer Fernansicht von ihnen begnügen. Man sieht sie wohl ein- oder zweimal in der Ferne spielen. Doch denkt man nachher auch an eine solche kleine Scene noch mit Vergnügen zurück, wie man am Saume des äußersten Horizontes, auf den zufällig ein Lichtstrahl fiel, ihre dunklen Körpermassen auf- und untertauchen, ihre Kopffontänen sprützen und schimmern sah. Man erinnert sich dabei der Stelle über die scherzenden Meeresungethüme in dem Psalme König David's.

Die Brüder des Wallfisches dagegen, die Delphine des Oceans, die wir „Meerschweine“ (franz. Marsouins) und die Engländer „purpoises“ nennen, sind allerdings viel zuthunlicher und gehören zu den gewöhnlichsten Gesellschaftern des oceanischen Passagiers. Sie durcheilen die atlantische Sahara beständig in ganzen Zügen oder Ketten, wie die Wandergänse, wohlgeordnet eine hinter der andern her, in gleichen Abständen. Sie schwimmen gewöhnlich

ganz in der Nähe der Oberfläche, und da sie, vermuthlich um zu athmen, alle paar Schritt einmal aus dem Wasser hervorplatzen, wobei der größte Theil ihres Körpers sichtbar wird, so kann man sie weithin verfolgen. Bei dem Schnappen nach Luft, was immer der eine dem andern taktmäßig nachmacht, unterbrechen sie ihre Wanderung nicht, sondern streifen dabei nur einmal, mit den Flossen sich einen Schwung gebend, schnell bei der Oberfläche vorbei. Es sieht aus, als wenn sie sich taumelnd einmal ganz herumwälzten. Unsere Schiffer nennen sie daher auch „Tümmler" (Taumler). Man bekömmt für einen Augenblick dann den etwas gekrümmten Rücken zu sehen, der von weitem den Anblick eines im Wasser spielenden Schweins giebt. Daher der Name „Meerschwein". Der Fisch ist sonst so lang und schlank wie andere Fische. Man sieht sie in allen Theilen des Oceans und zu allen Zeiten so häufig, wie die Hasen im Thüringer Walde. Sie scheinen sich auch mehr als die Wallfische an die Dampfschiffe gewöhnt zu haben. Wenn man einer Kette begegnet, lassen sie sich nicht beirren und kommen nicht aus dem Takte. Vielmehr patrouilliren sie wie unsere Soldaten, ohne ihren Marsch zu beschleunigen, in der einmal angenommenen Richtung vorüber. Es sieht aus, als wenn sie irgendwo eine Insel oder einen Hafen im Auge hätten, wo sie ein bestimmtes, sehr eiliges Geschäft verrichten müßten.

Zuweilen, wenn sie aber besondere Lust empfinden, sich unregelmäßig zu taumeln, oder vielleicht, wenn wir ihnen gerade über den Weg rennen und ihre Ordnung stören, kommen sie so nahe zum Schiffe, daß man in klarem Wasser

ihre Flossen, Augen und Alles ganz genau wie auf einem Kupferstich erkennen kann. Häufig schwimmen sie mit dem Dampfer in die Wette. Sie schießen auch dann wohl pfeilgeschwind unter dem Kiel durch, indem sie auf der andern Seite des Schiffs wieder zum Vorschein kommen. Auch umkreisen sie mitunter, wie Schwalben eine Thurmspitze, das Fahrzeug, selbst wenn es 10 Meilen in der Stunde geht, rings herum in weitem Zirkel, als wollten sie mit uns spielen und unserer Schnelligkeit, die im Vergleich mit der ihrigen nur eine Schneckenbewegung ist, spotten. Das Allermerkwürdigste war mir dabei die Kleinheit und geringe Zahl ihrer Flossen, und daß wir bei aller Aufmerksamkeit doch kaum eine Bewegung oder einen Schlag bei diesen Flossen wahrnehmen konnten. Es schien, als bewegten sich die Fische wie dem Bogen entflohene Pfeile, mit dem Beistande von nichts Aeußerlichem, blos auf den Impuls ihrer innern Willenskraft und Gedanken. Diese Schwimmkünste sind auch wieder ein von den Naturforschern noch keineswegs genügend erklärtes Wunder.

So lange die Fahrt noch in den warmen Gewässern des Golfstroms fort geht — und das dauert im Juni, wo die Capitäne des Sommereises wegen einen sehr südlichen Cours halten, wohl 6 bis 7 Tage —, hat man auch noch immer dann und wann das Vergnügen, einige fliegende Fische, die den besagten Golfstrom längs seiner ganzen Ausdehnung hin begleiten, beobachten zu können. Mir fiel es bei diesen Thierchen auf, daß sie meistens dicht vor unserem Schiffsschnabel aufflogen und dann gewöhnlich seitwärts sich hinausretteten, ebenso wie die wilden Wasser-

vögel, denen ein Dampfer auf dem Mississippi zu nahe auf den Leib rückt, es zu machen pflegen. Bei diesen Vögeln, die nicht tauchen können, war jene Art sich zu retten ganz natürlich. Aber daß sich ein Fisch vor einem Dampfer in die Luft hinaus rettet, kam mir sonderbar vor, zumal da schon die Tauchenten, denen doch die Luft viel heimischer ist, bei Gefahr sich meistens durch Niedertauchen in Sicherheit bringen. Vermuthlich denkt der fliegende Fisch dabei an seine Dorados und andere feindliche Wassergenossen, denen er allerdings durch einen Sprung in die Luft besser entkommt. Wenn man fliegende Fische zum ersten Male sieht, glaubt man, aus dem Wasser herausspringende Vögel zu erblicken. Man kann sie anfänglich kaum von Vögeln unterscheiden.

Die allermerkwürdigste Erscheinung aus der Thierwelt aber für einen atlantischen Passagier sind wohl ohne Zweifel die kleinen, unermüdlichen Vögel, welche wir „Sturmvögel“ nennen und denen die Matrosen allgemein den Namen „Mother Carey's Chicken“ (Mutter Carey's Küchlein) gegeben haben. Diese Vögelchen verliert man auf einer Reise von Amerika nach Europa fast keinen Tag aus dem Gesichte, und sie verließen unsere Arago nicht, wenn dieselbe sonst auch von allen Kreaturen verrathen war. Sie spielten immer dutzendweise im „Kielwasser“, das bekanntlich bei Dampfschiffen sehr breit ist und auf dem Ocean eine weiße Schaumstraße von ein paar englischen Meilen Länge bildet. Sie sind beständig auf dem Flügel und nur zuweilen sieht man sie einmal für einen Moment auf der Spitze einer Welle ruhen. Dieser Moment ist aber so

kurz, daß man fast Mühe hat, auszumachen, ob der Vogel sich wirklich hingesetzt oder aber nur ein Bröckchen aus dem Meere geschnappt habe. Nie sah ich einen Sturmvogel ordentlich auf dem Wasser schwimmen wie eine Möve. Die Matrosen versichern auch, dies nie gesehen zu haben. Und ist dem wirklich so, so ist in der That jenes momentane Niedersinken des Sturmvogels auf den Wellen das Minimum von Siesta, was die Natur irgend einem Geschöpfe zum Ausrasten gewähren konnte. Sie haben aber doch Schwimmfüße, und manche behaupten, daß man sie zuweilen auf dem Wasser stehen und auf die Wellenberge hinauflaufen sehe, wie St. Petrus in der Bibel, daher sie auch bei den Engländern den Namen „Petrel" (Peterchen) und bei den Naturforschern die dasselbe andeutende Benennung „Thalassidroma" (d. h. Meerläufer) führen.

Es giebt mehre Sorten von Meerläufern. Die Species, welche der amerikanische Dampfschiffspassagier stets bei sich hat und die in alle, selbst die vom Lande entlegensten, Partien des atlantischen Oceans eindringt, ist der sogenannte „Pelagische Meerläufer" (Thalassidroma Pelagica) der kleinste von allen, etwa so groß wie eine Nachtigall. Keine Species von der ganzen Gattung wagt sich so weit hinaus wie diese. Auch soll sie dem nordatlantischen Ocean ausschließlich eigenthümlich sein. Die andern findet man alle nur wenige hundert englische Meilen von der Küste, an der sie hausen, seewärts.

Der kleine nordatlantische Sturmvogel macht eine sehr elegante Figur und ist schwarz von Gefieder. Sein Geschrei ist ein vereinzelter schwacher, zarter, melancholischer

Laut. Man hat mit Bestimmtheit ausgemacht, daß dieselben Individuen demselben Schiffe wochenlang folgten. Der berühmte amerikanische Naturforscher Wilson beobachtete auf einer atlantischen Fahrt einen, dem eine Feder aus dem Flügel hing und den er daran immer wieder erkennen konnte, acht Tage lang. Wenn stürmisches Wetter bevorsteht, pflegen sie sich zahlreicher um die Schiffe zu sammeln und wie alle Vögel eifriger nach ihrer Nahrung zu haschen, die in mancherlei Gestalt von den Schiffen ausgeworfen wird, daher ihnen auch als Propheten des schlechten Wetters der deutsche Name „Sturmvogel" zu Theil geworden ist. Die Schiffer sehen diese kleinen, in dunkle Trauerfarben gekleideten Thierchen sehr ungern erscheinen und haben einen freilich höchst ungerechten Haß und Abscheu auf sie geworfen. Sie schelten sie „Devil's Birds" (Teufelsvögel) oder „Witches" (Hexen). Auch kommt daher der oben genannte Name „Mutter Carey's Küchlein". Denn „Mutter Carey" ist irgend eine alte phantastische Seehexe. Viel richtiger aber wäre es, wenn man sie als Boten der Engel und als heilige Vögel betrachtete, da sie dem Seefahrer eine so heilsame Warnung zu Theil werden lassen. Aber es scheint einmal in der menschlichen Natur und Weise zu liegen, die nützlichen Warner und die unschuldigen Unglücksboten zu mißhandeln. Weil die Schiffer diese wunderbaren und unermüdlichen Thierchen immer auf dem Flügel um sich sehen und nie den Platz entdeckt haben, wo sie nisten, so haben sie von ihnen die Fabel ersonnen, daß sie ihre Eier auf den Wellen legen, dann unter die Fittige nehmen und sie, sich zuweilen dabei auf's Wasser setzend, während

der endlosen Reise ausbrüten. Aber den Naturforschern ist es bekannt genug, daß die Sturmvögel ihre Brüteplätze auf den Bermudas-Inseln, auf den Felsen im Osten von Cuba und Portorico haben, ebenso auf der kleinen Insel St. Kilda bei Schottland, und wieder auf dem St. Pauls-Felsen unter dem Aequator und an andern Punkten der Küsten von Amerika und Europa, von denen aus sie ihre Excursionen machen, um den Ocean für ihre Jungen auszubeuten. Was sie an Fischen, Fett, Talg und Fleisch hinter den Schiffen erschnappen, soll ihr erster Magen (oder Kropf?) in eine ölige Substanz verwandeln, und diese ölige Substanz bringen sie ihren Kleinen in das hunderte von Meilen entfernte Nest. Was davon in den zweiten Magen übergeht, ist für sie selbst. Sie fliegen schneller als die Schwalben, und von diesen hat man berechnet, daß sie eine englische Meile in der Minute machen und daß sie daher in 12 Stunden beinahe 800 englische Meilen zurücklegen können. Eine Reise von den Centralpartien des atlantischen Oceans nach St. Kilda, oder den Bermudas, oder St. Paul würde daher für diese Thierchen nur kaum eine Tagereise sein. Wie sie aber auf den Wüsteneien des Oceans ihre heimathlichen Inselchen und Nester richtig wiederzufinden vermögen, das möchte wohl zu den größten kleinen Wundern der Schöpfung gerechnet werden können.

Man begreift es, daß die Wallfische große Reviere durchstreifen müssen, um die vielen Centner Mollusken zusammenzuhaschen, die sie zur Füllung ihres großen Magens täglich bedürfen. Was aber ein so winziges, zierliches Geschöpf,

wie es der Sturmvogel ist, so weit hinaustreibt, um sein bischen Speise zu finden, ist schwer zu sagen. Solche zwei oder drei Fischchen, wie er für sich und seine Brut nöthig hat, findet er doch auch wohl ganz in der Nähe seines Nestes. Es muß mehr ein kühner, munterer Unternehmungsgeist und unwiderstehlicher Wanderdrang als bittere Nothwendigkeit sein, was ihn hinaustreibt.

Da man diese unterhaltenden Begleiter stets um sich hat, selbst in der Mitte zwischen Europa und Amerika, so muß es da wahrscheinlich irgendwo einen Punkt geben, wo die amerikanischen und die europäischen Sturmvögel sich treffen und sich ablösen. Uebrigens mag es auch eine Kleinigkeit für beide sein, gegenseitig beide Continente zu erreichen. Vermuthlich brachten der Mutter Carey Küchlein seit Anbeginn der Schöpfung alltäglich leicht und fröhlich Das zu Stande, wovor die Menschheit Jahrtausende lang zurückschreckte und was dem trefflichen Columbus so viel Mühe und Kopfbrechens machte und ihm die Unsterblichkeit verschaffte.

Gelegenheit und Zeit zur Beobachtung dieser interessanten Thierchen hat man auf einer atlantischen Fahrt den ganzen Tag. Sie treiben um das Schiff herum ein ähnliches, unterhaltendes Spiel, wie die Schwalben bei den Kirchen unserer Städte. Zuweilen jagen sie dem Schiffe voraus, mitunter schießen sie, als wollten sie Abschied nehmen, ein paar Meilen weit seitwärts hinaus, kehren aber, als hätten sie den rauchenden Schorrstein immer im Auge, wieder zurück. Ihr gewöhnlicher Spielplatz ist hinter dem Schiff in dem Kielwasser. Meist fliegen sie sehr dicht über der Oberfläche des Wassers, dessen Stoffe sie unausgesetzt kritisch beobachten. Dazu

scherzen und tändeln sie beständig unter einander, streiten, beißen sich, wie unsere zanksüchtigen Spatzen. Besonders merkwürdig sieht es aus, wenn sie sich im nahen Hinschießen über der Wasseroberfläche aus den Wellenthälern auf die Wellenberge erheben und wie sicher und haarscharf sie den stets wechselnden Unebenheiten dieser beweglichen Berge folgen. Während die Woge brausend unter ihren Füßen emporschwillt, halten sie sich im pfeilschnellen Fluge immer einen Zoll über seiner Oberfläche, als hätten sie im Voraus gewußt, wie sie sich gestalten würde, und haschen aus ihrem Gipfel, wo das Wasser überschnappt, das Krümchen Nahrung, das sie dort erspähen, mit derselben Sicherheit und Gemüthsruhe, wie bei uns ein Sperling im Gipfel des Kirschbaumes eine Beere nascht.

Man wird es nie satt, diese zierlichen Segler der Lüfte zu beobachten, und ich spreche hier in einer Schilderung, die ich vorzugsweise mit Rücksicht auf atlantische Passagiere mittheile, so viel von ihnen, weil sie wie gesagt die alltäglichen und beständigen munteren Genossen aller dieser Passagiere sind, und weil, wer einmal den Ocean mit offenen Augen durchkreuzt ist, eigentlich alles Wissenswerthe über die Natur und die Gewohnheiten der Sturmvögel beobachtet haben könnte.

Dies also sind so einige von den interessanten Erscheinungen und Begebenheiten außerhalb der Schiffsplanken, mit welchen sich atlantische Passagiere täglich und stündlich zu beschäftigen pflegen.

Aber wie merkwürdig und eigenthümlich ist auch das Leben und Treiben innerhalb der Gesellschaft der kleinen

dahinschwimmenden Insel. Sehr viel Neues giebt es freilich da nicht, wie es auf dem Festlande doch jeder Tag brachte. In Bezug auf Politik lebt man auf dem Ocean wie auf einem entlegenen Landsitze in Hinterpommern. Daß die neuesten Zeitungen und Journale nicht an Bord gebracht werden können, ist für ein Kind des 19. Jahrhunderts, das gewöhnt ist, jeden Morgen mit den aufregendsten Neuigkeiten aus allen Welttheilen auf das Verschwenderischeste bedient zu werden, eine der herbsten Entbehrungen. Es ist uns allen ein so dringendes Bedürfniß geworden, mit der Welt fortzuleben, und dazu rollt der Wagen der Geschichte jetzt mit solcher Schnelligkeit, daß, wer für 14 Tage ganz aus diesem Wagen heraussteigt, ein weites Stück zurückzubleiben fürchtet. Welchen Preis würde man nicht in der Mitte des Golfstroms für ein paar frisch gebackene, von der Presse noch feuchte, von der Druckerschwärze duftende „Times“ oder „Debats“ oder für eine Nummer der „A. A.“ geben. Man würde sie mit Gold aufwägen. Man würde sie von jedem Mastbaum aus vor der begierigen Menge laut vorlesen.

Die einzige Neuigkeit, die an Bord der Schiffe alle Tage durch ein geschriebenes Zeitungsbülletin bekannt gemacht und in der Nähe der großen Cajütentreppe angeschlagen wird, ist die von der innerhalb der letzten 24 Stunden zurückgelegten Wegesstraße. Auf diesem Plakate, welches die einzige Nahrung für unsere Neugierde bildet, und die große Tagesfrage, das Weiterkommen, den oceanischen Fortschritt, behandelt — und dessen Erscheinen daher jeder mit Ungeduld erwartet, ist täglich bemerkt, mit welcher

Schnelligkeit per Stunde man segelte, welches Stück der Wüste man nun in Summa jetzt hinter sich hat und auf welchen Längen- und Breitengraden man sich eben befindet. Den Inhalt dieses Bülletins, wenn es endlich da ist, lernt jeder Passagier auswendig, bespricht es mit seinen Freunden, theilt es der übrigen Gesellschaft mit, sucht darnach auf der Karte den Punkt des Globus auf, über welchem das Schiff jetzt eben schwebt, und bringt durch Subtraction die Distanzen heraus, die ihn noch von der grünen Küste Albions oder der Belle France trennen.

Wie ein Kaufmann seinen Gewinnst, so berechnet er — darin noch immer den ungeduldigen Begleitern des Columbus ähnlich — seine gewonnenen Höhen, Breiten und Entfernungen. Er überschlägt nicht blos jeden Morgen oder am Ende der Woche die Generalsumme, sondern er beschäftigt sich mit dieser Frage auch gern im Detail, wie der Geizhals die Pfennige zählt, die seinem Capitale zuwuchsen. Unermüdlich beobachtet er den Lauf des Schiffs oder die Bewegung der rastlosen Dampfmaschine und überzeugt sich, daß sie recht scharf einsetze und ihre Pflicht thue. Mit Spannung sieht er den Matrosen zu, wenn sie „das Log" über Bord werfen und nach dem Commando des Oberbootsmanns, der mit der Sanduhr in der Hand dabei steht, „die Knoten" sich durch die Finger gleiten lassen, und mit Befriedigung vernimmt er, wenn dieser Sanduhr-Mann den Ausspruch thut: „sie macht 14 Knoten (Seemeilen) in der Stunde", ein Ausspruch, der gleich unter allen Passagieren von Munde zu Munde herumgeht. Ein ungeduldiges Verlangen nach rascher Beförderung, ein

heftiges Lokomotionsfieber packt jeden Menschen, sobald er sich zu einer Seereise aufgemacht hat, sobald er ein Dampfschiff-Passagier geworden ist, und hetzt ihn auf der ganzen Fahrt wie den irdischen Passagier im Strome des bürgerlichen Lebens die Sorge des Weiterkommens und des Carrieremachens. Doch hat der atlantische Dampfschiff-Passagier dabei vor allen übrigen den unschätzbaren Vorzug, daß seine Beförderung, wenn sie auch kaum so schnell geht wie er es wünscht, doch fast nie eine Unterbrechung erleidet. Glücklicher Weise giebt es auf dem Ocean keine Stationen und Anhaltepunkte. Tag und Nacht, während des Früh- und Abendessens, beständig ist der Kutscher (der Steuermann) auf dem Bock, bläst munter das Postillonshorn (die schnaubende Dampfpfeife), fort und fort rollen und rasseln die Räder. Dieser Umstand wäre wohl geeignet, dem Seedampfschiff-Passagiere eine besondere Befriedigung zu gewähren. Mit dem besten Gewissen von der Welt und mit der größten Gemüthsruhe kann er sich an die Tafel setzen und da ein paar Stunden conversiren. Er versäumt und verliert dabei nichts. Die Meilen laufen auch während dieser Zeit immer fort, und wenn er nachher zur Nachmittagspromenade auf's Deck steigt, so zieht er vom Steuermann die erfreuliche Kunde ein, daß er recht in gemächlicher Weise eine Distanz von nicht weniger als 25 Meilen herumdinirt hat. Auch während seines Schlafes geht die Arbeit, als hätte man die goldenen Zaubernadeln aus dem Mährchen an Bord, weiter und mit besonderer Genugthuung vernimmt er es am Morgen beim Erwachen, daß man über Nacht wieder so fleißig war, und während

er träumte, 90 oder 100 Meilen für ihn abspann. In alten dampfschifflosen Zeiten muß es eine wahre Tantalus-qual gewesen sein, so mit der Schneckenpost der Segel und Winde über das große Weltmeer zu ziehen und dabei in Zickzackwegen auf dieser Einöde herumzulaviren, bald sich Tage lang in den Windstillen an einem Fleck gebannt zu sehen, bald langsam und mit unsäglichen Anstrengungen dem eigensinnigen, aus verkehrter Richtung blasenden Aeolus durch allerlei Künste ein paar Wegemeilen abzutrotzen, zu-weilen sogar mit Resignation zu vernehmen, daß ein un-überwindlicher Sturm über Nacht Alles, was man am vorigen Tage gewonnen, wieder habe verlieren lassen. Ein Dampfschiffs-Passagier des 19. Jahrhunderts macht sich keinen Begriff mehr von der Engelsgeduld seiner Väter, und ebensowenig von ihrer Genügsamkeit in Bezug auf andere Dinge.

Denn die Anstalten und Vorkehrungen, welche man nun ferner an Bord dieser merkwürdigen Dampfschiffe getroffen hat, um allen Wünschen ihrer verwöhnten In-sassen zu begegnen, sind in der That äußerst mannigfaltig. Es fehlt im Grunde genommen in unsern engen Räumen, die wie in einem ingeniös eingerichteten Reisenecessär benutzt sind, nichts von dem, was die Boulevards von Paris oder die fashionablen Straßen einer andern Residenzstadt darbieten.

In dem großen, eleganten Salon, der gleichsam den öffentlichen Markt und Rathhausplatz der kleinen Republik bildet, ist für gesellige Spiele verschiedener Art gesorgt, Karten und Domino, Schach und Damenbretter sind in Fülle vor-

handen. Und die Liebhaber arrangiren sich allabendlich ihren Whist- und L'Hombretisch, wie sie es zu Hause gewohnt waren. Auch fehlt es nicht an einer öffentlichen Bibliothek für den, dem die Springfedern seiner Denkkraft in der feuchten Meeresluft nicht erlahmten.

Ein treffliches Spiel, das sogenannte Shovelboard (Schaufeldiele) hat sich an Bord aller dieser oceanischen Dampfer zur Freude der Freunde der Gymnastik eingebürgert. Es wird dies von den Liebhabern, die immer zahlreich vorhanden sind, oben auf dem breiten Deck gespielt. Es ist eine Art Kegelspiel, das für die Bedürfnisse einer stets bewegten Kegelbahn umgewandelt wurde. Die Kegel und Kugeln drückte man platt zu diskusartigen, runden Holzscheiben, die man, statt sie zu rollen, schiebt und stößt.

Wer sich zu dieser Uebung durch ein Bad stärken will, findet die Anstalt dazu in der Nähe. Und dieselbe Dampfmaschine, die ihn nach Europa bringt, verrichtet auch willig den Nebendienst, die lauwarme Welle aus dem Golfstrom zu schöpfen.

Nicht weit von dem großen gemeinschaftlichen Salon findet man „den Restaurant", einen kleinen, elegant aufgeputzten Raum, in welchem man alle Arten von Erquickungen, die man in dem Café einer Hauptstadt zu finden erwartet, jeder Zeit haben kann. Hinterwärts beim Steuerruder liegt „das Estaminet", eine kleine Wirthschaft, in deren Nähe den ganzen Tag die Raucher sich unterhalten wie vor den Thüren einer gleichartigen Pariser Wirthschaft. Dafür haben auch die Damen wieder ihren

eigenen spiegel- und divanreichen Salon. Im Vordertheil des Schiffs, „Rue so und so“ — oder, wie es hier im Schiffe heißt, „am Ende des linken Corridors, Nummer so und so“ hat ein Haarkünstler seine Boutique etablirt. Sie duftet von allen Wohlgerüchen der Welt, „Eau de Cologne vom ächten alten Farina“ ist da so gut zu kaufen, wie gegenüber dem Jülichsplatze in Cöln.

Sollte man vielleicht glauben, daß wir Dampfschiff-Passagiere aber doch am Abend das Theater oder Concert sehr entbehren müßten, so würde man wenigstens in Bezug auf das letztere im Irrthum sein. Denn kaum ist man ein paar Nächte in See, so hört man eines Tages in der Dämmerung aus der Gegend des unteren Salons einen wunderlieblichen Gesang heraufschallen. Alle lauschen entzückt den schönen, aus dem Bauche des Schiffs hervorschallenden Tönen. Sie kommen von einer italienischen Dame, einer nach Europa zurückkehrenden Prima Donna vom Theater zu Neworleans, die eben ihre Genesung von der bald überwundenen Seekrankheit durch ein paar heitere Triller feiert. Es dauert nicht lange, so ist die bezaubernde Nachtigall entdeckt und im Triumphe heraufgeführt. Sie giebt auf inständiges Bitten noch ein paar Lieder zum Besten, und da sich noch einige „Secunda Donna's“, die auch allmählich Muth faßten, dazu fanden, so hat man am Ende für jeden windruhigen Abend ein förmliches Concert, Duette und Quartette à la Odysseus arrangirt. Da unter drei- oder vierhundert Passagieren aus der Neuen Welt sich fast jedes Mal wenigstens ein paar nach Europa heimkehrende künstlerische Talente finden, so kann man auch

diese musikalischen Abendunterhaltungen als etwas Gewöhnliches auf den atlantischen Dampffahrten betrachten. Frische Rosen und Lorbeerkränze kann man freilich den gefälligen Virtuosinnen zum Lohne nicht pflücken. Aber es setzen sich bald ein paar geschickte Finger ans Werk, um aus steifen Servietten und rothen und grünen Papierbogen ein heiteres Bouquet von allerdings etwas colossalen Seelilien und Neptunstulpen zu gestalten, das den Künstlerinnen am andern Tage beim Diner vor den Suppentellern aufgepflanzt wird.

Die Diners und überhaupt das ganze Küchen-Proviant- und Verpflegungs-Departement ist nicht die geringste Curiosität an Bord dieser Schiffe. Die wesentlichsten Dienste leistet dabei der in neuerer Zeit von den Amerikanern so wohl organisirte Handel mit Eis und die sorgfältige Erzeugung und Bearbeitung dieses Produktes zum Zwecke der Einrichtung von Eismagazinen auf den Schiffen. Vor dem Aufkommen dieser so wohlthätigen Industrie-Branche konnte man auf einer etwas längeren Seefahrt den Passagieren kaum etwas anderes bieten als getrocknete oder gesalzene oder sonst eingemachte Speisen. Sollte es etwas Frisches sein, so mußte man die Kühe für die Milch, die Lämmer zum Schlachten, die Hühner zum Eierlegen rc. selbst mitnehmen. Dies war sehr umständlich. Es konnten begreiflich immer nur Wenige davon vortheilen, und Hunger, Krankheit, Scorbut, Noth aller Art herrschte in Folge dessen überall auf dem Ocean.

Die vortrefflich eingerichteten großen Eiskeller, die man jetzt an Bord jedes Schiffes etablirt hat, erlauben

nun fast alles Frische in beliebigen Quantitäten mitzunehmen. Frische Gemüse, reichliche Vorräthe süßer Milch, saftige Früchte aller Art. Das Fleisch in Stücke zerschnitten, so wie es vom Schlachter kam und in derjenigen Form und Größe, wie es auf der Tafel erscheinen soll, verpackt und conservirt man ohne Schwierigkeiten zwischen den Eisschollen. Man erstaunt über die unsägliche Fülle, die täglich wie bei einem Feste der Fäaken von einer Schaar dienender Geister befördert, aus diesem fast unerschöpflichen Eismagazine ans Tageslicht kommen. Weit entfernt davon, daß man „auf halbe Ration“ gesetzt wird, wie das sonst fast bei jeder Seereise vorkam, ist am letzten Tage die Mittagstafel eben so gut und reich besetzt wie am ersten. Beim Kaffeefrühstück hat man jeden Morgen bis gegen das Ende der Reise frische Erdbeeren, als wären sie eben auf dem Markte von den Bauerkindern eingekauft, und auch sonst entbehrt man auf diesem Frühstückstische kaum etwas, was man in einem St. Nicolas Hotel auf Broadway in Newyork erscheinen zu sehen gewohnt war, nämlich unter andern z. B. eine Liste von circa 20 verschieden zugerichteten Eierspeisen mit allerlei Arten anderen Backwerks in Menge. Wie in jenem Hotel studirt der anspruchsvolle atlantische Passagier die kleine, elegant gebundene Broschüre, welche die Beschreibungen und Verzeichnisse aller dieser Dinge enthält, bemerkt sich das, was ihm bei der Lektüre gerade besonders anmuthet, macht sich Notizen und Excerpte und setzt mit dem Bleistift ein kleines Bulletin auf, mit welchem einer der längst darauf harrenden

Diener dann davon eilt, um ihm aus dem Eiskeller und der Küche in gewünschter Weise sein Tischchen zu decken.

Trifft es sich nun gar, wie es bei unserer Fahrt der Fall war, daß der große amerikanische National-Feiertag, der vierte Juli, in die Zeit der Ueberfahrt fällt, so giebt es dann noch vielfache Unterhaltungen und Beschäftigungen anderer Art.

Den vierten Juli, den großen Gedächtnißtag der Unabhängigkeitserklärung der Vereinigten Staaten, kann man mit den Amerikanern sowohl in ihren Hauptstädten, wo Hunderttausende auf den Füßen sind, feiern, als auch bei ihren Hinterwäldlern, wo doch selbst die paar beisammen wohnenden Squatters es nicht versäumen, einen frisch gefällten Baum mit Ochsen aus dem Urwalde herbeizuschleppen, um ihn bewimpelt und beflaggt mit Jubel und Pistolenknall auf dem Hügel neben ihren Blockhäusern zu Ehren der Nation aufzupflanzen. Aber nie hat man doch mehr Gelegenheit, den Eifer und die Anstrengungen, welche die Amerikaner zu Ehren der Feier dieses großen Nationalfestes entwickeln, zu bewundern, als an Bord eines eben auf der Reise befindlichen Schiffes, wo man dabei dem Neptun im Schooße sitzt.

Die große Angelegenheit wurde schon gleich beim Beginn unserer Fahrt besprochen und bereits am 1. Juli war ein Comité gebildet, das sich eine Art von Ermächtigung von der ganzen Reisegesellschaft verschafft hatte. Dies Comité fing alsbald an, tägliche Sitzungen zu halten und allerlei Anordnungen zu treffen. Sämmtliche an Bord befindliche Nationen wurden zu der beabsichtigten Feier des

großen Tages schriftlich eingeladen. Und solche Einladungen wurden an allen Mastbäumen und Treppen, auch in den zweiten und dritten Cajüten angeschlagen, sowohl in spanischer, als in englischer, französischer und deutscher Sprache.

Alsdann wurde vor allen Dingen der „Orator“ (der Redner) des Tages gewählt. Denn die „Oration“, das ist in Amerika bei allen solchen feierlichen Veranlassungen die Hauptsache, wie bei uns etwa eine Orchester-Symphonie oder eine Domchor-Cantate. Die Amerikaner müssen zu allen Beerdigungen großer Männer, oder bei Enthüllungen von Monumenten, oder bei den Stiftungsjubiläen ihrer wissenschaftlichen Gesellschaften, oder bei akademischen und Schulfesten ganz insbesondere und vor allen andern Dingen eine salbungsvolle und gehörig lange „Oration“ haben. Freilich haben auch wir Andern bei solchen Gelegenheiten wohl neben der Musik eine kleine „Festrede“. Aber, lieber Gott, was ist eine deutsche „Festrede“ neben einer amerikanischen „Oration“! etwa eine bloße Tulpenzwiebel neben einem langarmigen, hoch aufgesprossenen Tulpenbaum. Eine „Oration“ kann kaum unter 2 Stunden dauern, und sie bedeckt mit ihren blumenreichen Floskeln, mit denen sie sich über alle mit dem Tagesthema zusammenhängenden Gebiete und Fragen der modernen Civilisation verbreitet, fast die Hälfte des ganzen Feiertages. Man muß es den Amerikanern lassen, daß sie in gewisser Beziehung das beredteste und zungenfertigste Volk von der Welt sind. Unter einer ganzen Anzahl von ihnen kann man den ersten Besten herausrufen und ihn zu einem „Orator“ machen.

Der von uns gewählte Hauptfestredner fand sich als-

bald in sein Schicksal, nahm die Wahl an und schloß sich dann für einige Tage in des Capitäns Cajüte, den ruhigsten und respektirtesten Platz im ganzen Schiffe, ein, um daselbst ein viele Bogen langes Heft auszuarbeiten. Als er es uns vortrug, fanden wir sein Produkt so umsichtig, so umfassend angelegt und dabei so gewandt und ansprechend ausgeschmückt, daß schwerlich ein anderer als ein Amerikaner unter so unbequemen Verhältnissen, auf den Weidegründen der Heerden Amphitriten's, etwas Besseres zu Stande gebracht hätte.

Viel schwieriger wurde es unserm Comité, mit den andern Nationen zu Stande zu kommen und die Nebenredner zu bestimmen, die auch jeder in ihrer Sprache sich vernehmen lassen sollten. Bei den „bescheidenen“ Deutschen gab es am meisten Hindernisse, Schüchternheit, Bedenken und Ziererei.

Auch sonst wurde von dem Festcomité noch Manches für den großen Tag vorbereitet, Gottesdienst, Diner, Feuerwerk 2c. Nur war es merkwürdig, daß man den sonst so feierlichen Kanonendonner auf dem unermeßlichen Weltmeer für polizeiwidrig hielt. Aber der Grund war sehr triftig und zeugte von den aufmerksamen Rücksichten, welche die Menschen selbst auf dem Weltmeer für einander nehmen. Auf dieser frequenten Straße, auf der sich die Dampfschiffe befinden, zu schießen, sei, sagte man, gegen alle Sitte und Ordnung. Denn ein anderes vielleicht nahes Schiff möchte unsere Schüsse für Nothsignale nehmen und dadurch verleitet werden, zu unserer Aufsuchung aus seinem Cours zu segeln und selbst dabei in Gefahr gerathen. Feuerwerk

und Raketen gestattete man, weil sie in dem dichten Nebel, in dem wir steckten, doch nicht in der Ferne gesehen werden konnten.

Schon am frühen Morgen des 4. Juli fanden wir das Schiff mit Wimpeln und Flaggen reich geschmückt. Die großen Cajütensäle und Speisesalons waren ebenfalls mit zahllosen Flaggen aller Nationen austapeziert und behangen. Der Tag wurde mit einem allgemeinen Gottesdienste für die ganze Schiffsbevölkerung auf dem oberen Deck begangen. Dann kam die „Oration", die nur noch von dem nachfolgenden Diner an Länge übertroffen wurde. Dieses währte mit seinen Toasten und andern Ausschmükkungen von 3 Uhr Mittags an den ganzen Rest des Tages bis über Mitternacht hinaus, und es bot sich dabei vielfache Gelegenheit zu lehrreichen Bemerkungen und amüsanten Erlebnissen.

Wer es sich bei einer solchen Gelegenheit Abends zuweilen einmal einfallen läßt, den Diogenes zu spielen und sich meditirend auf die Gipfel der Räderkasten, oder auf die sogenannte „Brücke", oder zu sonst einem hohen Platz zurückzieht und auf die in der geschilderten Weise mit Feiertagen, Diners, Concerten und Spielen aller Art beschäftigte Colonie aus einer etwas philosophischen Ferne einen Blick wirft, dem macht dann diese kleine, jubilirende, wie ein Bienenkorb schwärmende, illuminirte Nußschale von Schiff, wie sie so in der unermeßlichen Einsamkeit des Oceans dahinschwimmt, einen ganz merkwürdigen Eindruck. Der Anblick ist sogar malerisch, und ein geschickter Künstler, glaube ich, könnte ein recht effektvolles und vielfach ansprechendes Bild daraus machen.

Zunächst auf dem Deck das ernste, schwarz bemalte, theerichte und rußige Geräth zur Bewältigung der Wogen und Stürme, die angeschmiedeten Masten und Schornsteine, die gewaltigen Ankerketten 2c. Durch ein Treppenthor blickt man in den mit Eisen und Feuer gefüllten Schlund des Maschinenraums, in welchem die von Schweiß triefenden Vulkansgesellen, die armen, stets geplagten Maschinisten sich emsig regen, durch ein anderes Thor dagegen in die Mitte der müßigen und tafelnden Damen- und Herrenwelt. Aus den illuminirten Fenstern fällt ein leiser Reflex auf die stets zürnenden und schwellenden Wogen, die dann und wann mit einem langen, schnappenden und leckenden Wasserarm aus dem Meere hervorlangen und bei den Fenstern und Oeffnungen vorübergreifen, mitunter auch wohl mit plätscherndem Spektakel mitten auf's Deck niederfallen. Das ewige Gerassel der Klammern, Ketten und Taue und das fortgehende Geknarre und Geseufze der Balken und Planken der Schiffswände, und dann von Zeit zu Zeit dazwischen das Pfeifen und Läuten der warnenden Nebelsignale bildet noch dazu ein ganz eigenthümliches Accompagnement. Diese Nebelsignale und die dichten Massen trüber Dunstwolken und Dampfschleier, die wir beständig durchschnitten, erinnerten an die Gefahren, in denen wir schwebten, an die vielen Collisionen und Feuersbrünste auf See, an die tragischen Schiffsuntergänge mit Mann und Maus, und diese Erinnerungen geben der buntbeleuchteten Scene einen gar dunkeln Hintergrund. Man erstaunt über den Leichtsinn dieser 4 oder 500 über unermeßliche Abgründe lustig dahin schwebenden Menschenkinder. Unsere

Arago selber kam mir dabei wie ein Bild und Symbol unseres menschlichen Lebensschiffs vor, mit dem wir auch in die Nebel der Zukunft hinausbrausen:

„Wissen nicht, woher wir kommen,
wissen nicht, wohin wir gehn!“
Mich wundert, daß wir so munter sind.

Der einzige Philosoph, dem ich noch wohl dann und wann bei diesem meinem Nachtwandeln auf der „Brücke“ oder auf dem Vorderdeck begegnete, war unser Capitain, ein — wie ich schon oben sagte — ganz vortrefflicher, höchst pflichttreuer und sorgsamer Mann, der sich auch wohl zuweilen mitten aus der heitern Gesellschaft erhob, seinen Southwestern und seinen schwarzen, langen Kautschuck-Regenmantel überwerfend und hinaus in's Freie ging, um wie Harun al Raschid die Runde zu machen und nachzusehen, ob Alles „en règle“ sei. Er war auch immer der erste, der des Morgens in der Frühe, vom Nachtthau triefend, auf dem Deck erschien.

Diese atlantischen Packetdampfschiff-Capitäne haben ein schwieriges Amt. Sie sind neben dem Dampfkessel der wichtigste Theil der ganzen Schiffsseele und haben unter Umständen gar mancherlei tüchtige Qualitäten zu entwickeln. Sie haben nicht nur ihre 50 oder 60 Offiziere, Matrosen und Maschinenleute zu commandiren und alle Anordnungen in Bezug auf die Sicherheit und Schnelligkeit der Fahrt zu treffen, dabei das Wetter, den Wind, Sonne, Mond und Sterne zu beobachten; auch das ganze übrige, aus 70 bis 80 Personen bestehende Dienstpersonal steht schließlich unter ihrer Oberaufsicht. Ganz eigenthümlich aber ist ihr

Verhältniß zu ihren zahlreichen Passagieren. Zunächst sind sie diesen gegenüber die Gastgeber, und als solche hält sie das Publikum für verpflichtet, den dienstfertigen und artigen Wirth zu spielen. Sie machen sogar eine Art Maître de plaisir der Gesellschaft, und man sieht sie oft die Passagiere bei ihren Amüsements und Spielen animiren oder anleiten. Namentlich nehmen sie sich des schönen Geschlechts an, geleiten die Damen am Arme die Treppen hinauf, wenn es draußen etwas Merkwürdiges zu sehen giebt, führen sie ein wenig in der frischen Luft herum, wenn sie krank sind, und übernehmen mit einem Worte auf dem Meere ganz die Rolle gastfreundlicher Schloßherren, welche die Honneurs ihres schwimmenden Palais machen. Sie finden es daher auch für gut, ihren Gästen gegenüber zuweilen etwas zum Besten zu geben, z. B. ein brillantes Diner an einem solchen einfallenden Festtage, wie es unser 4. Juli war, oder eine Extra-Schlußmahlzeit, wenn man sich dem Lande nähert, wobei sie in Küche und Keller alle Federn springen lassen.

Unter Umständen aber sind diese dienstfertigen „Wirthe", diese gastfreundlichen „Schloßherren" auch wieder ermächtigt, ganz andere Farben zu zeigen. Sie tragen das Creditiv zu sehr umfangreichen Vollmachten in der Tasche. In Folge der eigenthümlichen Lage eines mitten auf dem freien Ocean schwimmenden Schiffs und seiner außerhalb der Grenzen aller Reiche und Staaten befindlichen Bewohnerschaft ist der Capitän stillschweigends und nothgedrungener Weise auch die oberste politische Behörde dieser Colonie. Er übt die Polizei und sieht sich so nicht selten in der

Lage, Reprimanden, Warnungen, Tadel oder gar Strafe auszutheilen. Obgleich kein Passagier ihm den Eid der Treue geleistet hat, so haben doch Alle unter Umständen seinen Befehlen ohne Weiteres zu folgen. Er ist während der Zeit der Reise auch für viele Fälle, die keinen Aufschub erleiden — und solcher lassen sich unter mehren hundert leidenschaftlichen Menschen eine Menge denken — der oberste Richter. In manchen Lagen könnte er sogar ungestraft den Tod verfügen.

Alle lächeln daher auch dem Capitän freundlich entgegen, wenn er erscheint, und alle wünschen bei ihm einen Stein im Brette zu haben, oder ihre Sorgen und Befürchtungen an seinem Busen auszuschütten. Wenn Einer, so ist er es, um den sich schließlich Alles dreht, die lebendige und stets wache Vorsehung des Schiffs für die Zeit der Reise. Daher denn auch die großen und oft übertriebenen, schmeichlerischen Lobsprüche, die feierlichen Danksagungen, welche ihm die Passagiere am Schlusse der Reise votiren und die sie — besonders wenn während der Fahrt irgendwie etwas passirte, bei dem der Capitän seine männlichen Qualitäten und seinen überlegenen Charakter entwickeln konnte — sogleich in den Hauptjournalen des Ankunfthafens drucken lassen. Daher die silbernen Pokale und andern kostbaren Geschenke, die sie ihm zuweilen nach überstandenen Gefahren decretiren und überreichen.

Wie groß sind aber auch die Sorgen und Verantwortlichkeiten dieser Capitäne. Wer ihnen dann und wann einmal in etwas kritischen Momenten in's ernste Antlitz geblickt hat, der hat gewiß zuweilen auch Mitleiden mit ihnen empfunden.

„Meister muß sich immer plagen.“ Sie nehmen stets eine Menge Kummer und Sorgen ganz allein auf sich, von denen ihre Passagiere und Untergebenen nichts wissen. Trotz der großen Vollkommenheit, die unsere Schifffahrtskunst und unsere Maschinen erreicht haben, hat eine Fahrt über den Ocean doch noch immer eine Menge fataler Chancen. Jede von ihnen ist geeignet, dem Anführer ein paar Haare grau zu machen, und es sind bei jeder mehr „hair bread escapes“ und reine Glückszufälle, als die meisten Passagiere es sich träumen lassen. Diese sitzen ihrem Capitän im Schooße wie die Kinder der sorgenvollen Mutter, und um sie in ihrer kindlichen Laune nicht zu stören, theilt er ihnen nicht zu viel von dem mit, was seine Brust zuweilen preßt. Ist ja doch ein einziger Fehler, der sich in der Beobachtung der Sonne und in der Berechnung der „Länge und Breite“ eingeschlichen hat, im Stande, das Schiff schließlich dem Untergange entgegen zu führen. Die Passagiere erfahren von den Gefahren, die hie und da auf ihrem nassen Wege gelauert haben, erst nach der Reise etwas, zuweilen aber auch gar nichts.

Daß bei aller verhältnißmäßig großen Sicherheit, welche die jetzigen Instrumente und Methoden unseren Schiffsführern geben, doch immer ihre Sorge noch groß ist, kann man unter Anderm an der Art und Weise erkennen, mit denen sie wohl am Schlusse der Reise ihren Passagieren den Moment anzukündigen pflegen, wo Land in Sicht ist und wo am Ende doch Allen ein Stein vom Herzen fällt.

Mit heitern, freudestrahlenden Mienen und mit einer gewissen Feierlichkeit trat eines Abends unser guter Com-

mandeur in die Mitte der in dem großen Cajütensaale versammelten Gesellschaft, nahm seinen Hut ab und sprach, nachdem er ums Wort gebeten, die geflügelte Rede: „Meine Damen und Herren, ich habe das Vergnügen, Ihnen anzeigen zu können, daß das Licht der Scilly-Inseln am Westende von England in Sicht ist, und ich lade jeden, der es sich beschauen will, ein, auf Deck zu kommen.“ Wir folgten ihm gern und erblickten denn unter freudiger Aufregung ganz in der Ferne, hart über dem äußersten Rande des finstern Ocean-Horizontes, ein kleines Lichtlein, das zu Zeiten verschwand, aber in gewissen Tempo's sein Auge wieder hell aufstrahlen ließ. Und da war denn die Lust und Freude nicht gering; denn trotz aller „Frühstücks-Erdbeeren-Diners“, „vierten Juli's-Orationen“ und Toaste ist und bleibt doch so ein Seeschiff immer, wie es Dr. Johnson in seinem berühmten Lexicon für alle Zeiten definirt hat, „ein unbequemes Gefängniß, mit einer Aussicht auf die Möglichkeit des Ertrinkens“, und man ist am Ende von 14 Tagen dieser „Aussicht“ ganz satt und müde. Wir beobachteten an jenem schönen Abende lange das freundliche Licht der genannten öden Inseln, wie es gleich einem Schlaftrunkenen allmählich sein Auge schloß und dann, als liebäugelte England mit uns, wieder wie ein Erwachender öffnete. Gegen Mitternacht sahen wir noch andere englische Küstenlichter aufsteigen: das von Landsend in größerer Ferne, das von Cape Lizard ganz in der Nähe. Die Westspitze von England ist hier mit Laternen so reich behangen, wie eine illuminirte Stadt.

Am nächsten Tage genossen wir den Anblick dieser

Küste in der noch schöneren Beleuchtung eines hellen und warmen Julimorgens. Fluth, Wind und Strömungen boten eben eine solche Combination dar, daß es unserem Schiffsführer möglich und passend schien, ganz in der Nähe der Südküste von Albion hinzusegeln. Es ist selten, daß bei einer oceanischen Fahrt ein so langer Streifen herrlichen Landes gerade in die Linie der Reiseroute fällt. Meistens umgehen die Seefahrer — aus guten Gründen — alle Länder in weitem Umkreise, und selbst auf einer Fahrt nach China kann man ganz Afrika und alle Königreiche Asien's umfahren haben, ohne kaum einmal einen Landzipfel in Sicht bekommen zu haben. Die 350 Seemeilen lange Südküste von England, von den Scilly-Inseln bis Dover, ist sehr gerade von O. N. O. nach W. S. W. gestreckt und liegt also genau in der aus denselben Himmelsgegenden gerichteteten Route der atlantischen Dampfer. Sie kommt ihnen daher ihrer völligen Länge nach in den Wurf.

Uns paradirte sie in herrlichster Beleuchtung vorüber. Wir erkannten deutlich die Umrisse der weißen Felsenwände und ihrer zerklüfteten Pfeiler, so scharf gezeichnet wie auf einem Stahlstiche. Wir konnten in alle enge und weite Buchten und Häfen hineinblicken. Wir sahen die kleinen Fischerboote aus ihnen hervorsegeln und erspähten die längs des Ufers hinrudernden Barken. Auf den mit dem frischesten Grün bekleideten Häuptern der weißen Felsen weideten die Schafe und Schäfer von Cornwallis und Devonshire, und durch das Fernrohr erkannten wir, wie die Leute in

ihren verstreuten freundlichen Häusern die Thüren und Fenster öffneten und aus- und eingingen.

Man kann sich kaum vorstellen, welchen zauberischen Eindruck es auf einen atlantischen Passagier macht, so plötzlich einem anmuthigen, friedlichen und feststehenden Lande mitten in sein stilles Alltagsleben hineinblicken zu können. Sein Auge, das bei allen den vorübertaumelnden Wogen ganz schwindlich wurde, geht da gleichsam schon vor Anker. Er, der vorher froh war, wenn er einmal ein lebendiges Seeungethüm in der Wasserwüste athmen sah, den schon der Anblick eines einzigen weißen Segels am Rande des Horizonts die Brust bewegte und der dabei nur das eintönige Pipen des Sturmvogels statt aller Lerchen und Nachtigallen behorchte, sieht nun auf einmal zu seinem Entzücken eine ganze Fülle von Ohren- und Augenspeise auf der langen Tafel der Landschaft vor sich aufgetragen.

Da fliegen Schaaren sanfter Tauben. Er glaubt die Hähne in den Dörfern krähen zu hören, — aus hundert Hütten steigt der Rauch der traulichen Herdfeuer auf — volkreiche Städte nisten in den Baien und hinter den belaubten Hügeln — und rings umher auf dem lebensvollen „Canal" umsegelt ihn eine ganze Flotte geschäftiger Fahrzeuge.

Zuweilen läßt sich dort der grüne Rasenteppich der frischen englischen Triften gemach bis zum Rande des Salzwassers herab; stellenweise setzt die Küste ihm eine schroff und kühn aufgebäumte Front entgegen. Hie und da ist diese Front wie von einem Erdbeben zerrissen und zerklüftet und bietet bei einigen von der Brandung umschäumten Spitzen einen

sehr wilden und romantischen Anblick dar. Die Wellen spritzen in mächtige Höhlen hinein. Einzelne colossale Felsensplitter sind ganz von der Natur abgelöst. Sie scheinen zuerst nur wie Pilaster oder Karyatiden an der Uferwand angelehnt. Kommt man aber näher und bringt das fortschreitende Schiff sie unter einen andern Gesichtswinkel, so isoliren sie sich völlig und stehen wie große Obelisken mitten im Wasser da. Man erkennt eine Kluft und Meerenge zwischen ihnen und dem Lande und sieht, wie die Schiffchen durch die Pforte hindurchschlüpfen.

Doch Alles im Detail zu zeichnen, was uns jetzt innerhalb kurzer 24 Stunden an den Augen vorübergeführt wurde, dazu wäre hier nicht der Ort. Die schönen Rheden von Falmouth und Plymouth, das berühmte Wundergebäude des Leuchtthurms von Eddystone, — die malerischen Scenen bei „Start Point" und bei „Portland Bell", — die reizenden Landschaften von Dorsetshire, die an vielen Punkten auf uns herablächelten, — endlich die prächtige Einfahrt in die Meerenge der Insel Whigt — und dann die Gärten und Haine, die anmuthigen Weiler und Villen auf beiden Seiten dieser Straße! Es ist selten, daß das Festland den Nereiden so viel Hübsches und Unterhaltendes entgegenträgt. Meistens participiren die Continente an den Seeküsten schon an der einförmigen Langweiligkeit des Oceans. Selbst in England ist diese Seepromenade längs seines Südrandes bei weitem die hübscheste von allen britischen Küstenstrichen. Lord Byron hatte sie vor sich, als er, aus dem Canal hinausfahrend, sein berühmtes „Farewell" für seinen Childe Harold sang. —

Wir jetzt waren ganz in der Stimmung, um ein lustiges Gegenstück zu diesem Trauergesange Byrons zu liefern, ein jubelndes Willkomm-Lied für das schöne alte Europa, dem wir nun in die Arme sanken.

Die Yankees

und ihre culturhistorische Thätigkeit in den Vereinigten Staaten im Jahre 1861.

Von allen den großen Territorien, aus welchen das Gebiet der Vereinigten Staaten besteht, scheint mir keines so beachtenswerth, als die zwar nicht sehr fruchtbare, aber an Naturschönheiten reiche, im Innern mit hohen Gebirgen, grünen, wiesenreichen Flußthälern, zahllosen kleinen Seen, und an ihrem Uferrande mit unzähligen Buchten und Häfen geschmückte und von hundert hübschen Eilanden eingefaßte große Halbinsel, welche König Jacob I. mit Recht ein Neues England (New-England) nannte und die jetzt die Bevölkerung der 6 kleinen, aber historisch so bedeutungsvollen Staaten von Massachusetts, Rhode-Island, Connecticut, Newhampshire, Vermont und Maine in ihrem Schooße birgt.

In der Nähe der äußersten Spitze dieser Halbinsel des berühmten Stockfisch-Vorgebirges (Cape Cod) faßten seit dem Jahre 1620 die aus England vertriebenen Puritaner, die sich selbst die „Pilgerväter" (pilgrimfathers) nannten, festen Fuß und verbreiteten sich mit ihren Nach-

kommen in einer Menge von ihnen gegründeter, freundlicher Ansiedlungen durch die ganze felsige Halbinsel hin.

Von den wilden Eingebornen, welche sie in dem Lande vorfanden, wurden diese neuen Ankömmlinge Yankees genannt, was eine indianische Corrumpirung des Namens „English" oder des französischen „Anglois" sein soll, und dieser in dem neuen Lande bei den Indianern entstandene Name kam denn mit der Zeit auch bei Nicht-Indianern, bei den Europäern und ihren Colonisten selbst in Gebrauch; und zwar nicht nur als ein Spitzname, sondern mehr oder weniger auch als eine Nationalbenennung. Man nimmt ihn jedoch zuweilen in einem sehr verschiedenen Sinne und giebt ihm eine mehr oder weniger weite Ausdehnung.

Im Norden der Vereinigten Staaten selbst bezeichnet man damit noch jetzt, wie von Anfang herein, vorzugsweise nur die Bewohner Neu-Englands. Die Bürger des großen Staates Newyork (die Nachbaren der Neu-Engländer) pflegen sich schon von dieser Benennung auszuschließen, während sie aber allerdings von den ferner wohnenden des Südens und Westens mit darunter begriffen werden. Ja, je weiter man in den Vereinigten Staaten nach Westen und Süden hinausreist, desto umfassender scheint der Name „Yankee" zu werden. Denn die Süd-Caroliner und die Kentuckyer begreifen darunter Alles, was im ganzen Nordosten der Vereinigten Staaten wohnt, auch die Pennsylvanier und auch alle Bewohner der Töchterstaaten der Yankees im Norden des Ohio. In umgekehrter Richtung, wenn man mitten in Neu-England, in das ächte

Yankee-Land hineinreist, scheint sich der Name immer enger zusammenzuziehen. Denn da wollen noch nicht einmal die Bewohner von Maine sich unter ihm einreihen lassen, und selbst die Bürger der Stadt Boston behaupten, daß der wahre Sitz der eigentlichsten Yankees nur in einem kleinen Distrikte im Innern des Landes am Flusse Connecticut herum zu suchen sei.

In Europa wiederum gehen wir mit der Anwendung und Ausdehnung dieses Namens am weitesten. Denn in England und Deutschland dehnt man die Benennung jenes kleinen Districts am Connecticut meist auf fast alle Bürger der Vereinigten Staaten ohne Unterschied aus, was die Nordamerikaner selbst in gewissem Grade dadurch sanktionirten, daß sie den Namen in ihre bekannte Nationalhymne „Yankeedoodle“ aufnahmen.

Ich selbst will hier unter dem Namen Yankee zunächst und vorzugsweise nur die Bewohner der neuenglischen Staaten verstehen, dann aber in zweiter Linie auch überhaupt die Einwohner aller nördlichen Staaten, die mehr oder weniger als Nachkommen, Sprößlinge, Zöglinge oder Verbrüderte der Neu-Engländer zu betrachten sind.

Wenn ich es alsdann versuchen will, die Eigenthümlichkeiten, welche die von Neu-England aussetzende und durch den Norden hingehende Völkerströmung im Gegensatz zu ihren feindlichen Brüdern im Süden der Ohio-Linie zu charakterisiren und ein knappes Bild des Yankee-Elements der Bewohner der Vereinigten Staaten zu entwerfen, ihre hervorragenden Eigenschaften in der Kürze zu bezeichnen und herauszustellen, so mag ich bevorworten, daß ich dabei

ihre vielen, im Ganzen wenig lobenswerthen Eigenthümlichkeiten und Schattenseiten, die dem Namen „Yankee“ einen nicht sehr schönen Klang in der Welt gegeben haben, als ziemlich allgemein bekannt, häufig besprochen und Jedem hinreichend geläufig voraussetzen und bei meiner Schilderung etwas mehr Nachdruck auf ihre sie in culturhistorischer Hinsicht auszeichnenden und eminenten Qualitäten legen will.

Was auch immer der Ausgang der gegenwärtigen Krisis sein mag, sollte sie selbst, was nicht zu hoffen ist, zur Auflösung und zum Ende der Blüthe und Macht der Vereinigten Staaten hinführen, so werden doch immer die Yankees die Hauptförderer dieser Blüthe von der Geschichte neben andern berühmten Nationen als eines der merkwürdigsten ethnographischen Phänomene der Welt, als ein sehr eigenthümliches und Epoche machendes Volk genannt werden. Die Eigenschaften, welche sie zeigten, die Dinge, welche sie ausführten, haben alle eine gewisse Art von Größe gehabt und in vielen Beziehungen können wir ihren Schöpfungen, die sie mit so entschiedener Energie und in so großer Schnelligkeit zu Stande brachten, unsere Bewunderung nicht versagen.

Vor allen Dingen ist der Yankee als Colonist, als Waldausroder, als Vertilger der Wildniß, als Städte- und Staaten-Gründer in hohem Grade bewundernswerth gewesen.

Die gewaltige Volksströmung nach dem Westen, welche die Bewohner der Union, nachdem sie lange Zeit am Rande der atlantischen Küste, wie Schwalben an einer Dachfirste,

genistet hatten, seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts ergriff, die Entdeckung, Anpflanzung und Cultivirung des sogenannten „fernen Westens“ oder, was gleichbedeutend ist, die Herkulesarbeit der Civilisirung und Eröffnung des Hauptstücks des ganzen amerikanischen Continents ist zwar eine Bewegung, an welcher beide, der Süden und der Norden, Theil genommen haben.

Im Norden der Ohio-Linie gebar zuerst New-England seine älteste Tochter Newyork und dann erzeugte das östliche Pennsylvanien ein westliches Pennsylvanien jenseits der Berge, — ebenso setzte sich dem östlichen Newyork ein westlicher Körper in der Nähe der canadischen Seeen an. Mit vereinten Kräften brachten dann beide (Newyork und Pennsylvanien), vor allem auch wieder mit dem Beistande New-Englands, den großen Staat von Ohio hervor. Aus diesem entsprangen die Staaten von Michigan und Indiana. Und als die Wege hier gebahnt, die Etappen begründet waren, ging dann der Marsch der Neu-Engländer, Newyorker und Pennsylvanier noch weiter nach Westen, und sie riefen die merkwürdigen Staaten von Illinois, von Wisconsin, von Jowa und Minnesota in's Leben, die sich um den obern Mississippi gruppiren.

Dieser Colonisations-Thätigkeit des Nordens ging die des Südens parallel. Auch aus seinem Schooße traten Pioniere, Entdeckungen und Staatengründungen an's Licht. Georgia erzeugte den Staat Alabama im Westen, Carolina hat jenseits der appallachischen Gebirge sein Tochterland Tennessee geboren und dieses jenseits des Mississippi das Großkind Arkansas. Aus dem Schooße Virginien's ging

Kentucky im Westen hervor und von Kentucky zogen die Virginier mit ihren Sklaven noch weiter gegen Westen zum Missouri hinaus.

Man kann sagen, es sei ein großartiges Racing gewesen, ein Preisrennen gegen den Westen. Beide, der Süden und der Norden haben um die Wette Staaten und Städte gestiftet. So wie der Süden seine Neger in ein neues Gebiet trieb, so drang auch der Norden mit seiner freien Arbeit in ein neues Wald- oder Prairienland ein. Und als der erste Schritt geschehen war, da war dies Drängen und Stürmen nach dem Westen auf beiden Seiten fast eine Nothwendigkeit. Es handelte sich dabei nicht nur um den Sieg eines Princips, von dem jede Partei beseelt war, nicht nur um neuen Erwerb, um die Eroberung des ganzen Continents, sondern auch um die eigene Fortexistenz, um das Primat in der Union selbst, die durch jenen Besitz gesichert wurde. Von der Begierde darnach gespornt, griffen gierig beide, der Süden und der Norden, immer weiter nach dem weiten Westen hinaus, erfüllten, jeder in seiner Weise, die Territorien, die in der Fortsetzung ihrer Marschroute lagen, mit Bevölkerung und ballten in Hast Staaten zusammen, die sie beiderseitig in ihre Schaale der Waage warfen.

Die Resultate und Werke, die durch diesen Wettstreit in's Leben gerufen wurden, d. h. die Städte, die man auf dem Marsche baute, die Gemeinden, die man unterwegs organisirte, die Cultur, die man schuf, sind aber mehrfach verschieden ausgefallen. Sie tragen im Norden des Ohio das Gepräge des intelligenten Sinnes der Neu-Engländer,

im Süden jenes Flusses aber den Stempel der Sklavenwirthschaft des Virginiers. — Der Contrast, welcher sich beim Anblick der Landescultur im Norden und Süden des Ohio, längs der langen Gränze zwischen den freien und Sclavenstaaten hin, offenbart, ist beinahe dem zu vergleichen, welcher sich an der Ostgränze unseres deutschen Vaterlandes zwischen polnischer und deutscher Wirthschaft zeigt.

Die Yankees haben an dem Nordufer des besagten Flusses, sowie am Südrande ihrer großen, schönen Seeen eine Reihe von Städten geschaffen, die in der That weder im Süden der Union, noch überhaupt, wenn wir die Schnelligkeit des Aufbaues in Betracht ziehen, in der übrigen Welt ihres Gleichen findet. Rochester am Ontario, Buffaloe und Cleveland am Erie, Chicago, Milwaukee am Michigan-See, Cincinnati am Ohio, St. Louis, Dubuque, St. Paul am Mississippi, — dies sind — obwohl uns noch ziemlich ungeläufige Namen — lauter Ortschaften, von denen man sagen kann, daß sie über Nacht nicht wie „die Pilze", sondern wie große Bäume, reich mit Früchten behangen, aufgesproßt sind. Vor einem oder zwei Menschenaltern waren die Bauplätze der meisten dieser Städte noch unter den Hufen der wilden Pferde und Büffel. Der Yankeepflanzer kam, berührte den Boden mit seiner Zauberruthe, pflanzte ein Reis hinein, und jetzt sind menschliche Wohnplätze daraus geworden, die an Stattlichkeit, Eleganz und Wohnlichkeit in mancher Beziehung sogar unsere alten europäischen Städte hinter sich lassen. Einige von ihnen zählen bereits über 100,000 Einwohner. Die langen Reihen ihrer zum Theil prächtigen Häuser setzen in Erstaunen.

Sie wurden gleich von vornherein mit all dem Comfort, den öffentlichen Bequemlichkeiten und Apparaten geboren, die unsere tausendjährigen europäischen Städte noch jetzt sich nicht durchweg haben aneignen können. Breite, bequeme Gassen, die wir uns jetzt erst mit vieler Mühe schaffen müssen, haben sie sofort; Gasröhren, Wasserleitungen, Telegraphenlinien werden gleich mit der Stadt gelegt, und diese ersteht aus dem Boden wie Minerva aus Jupiter's Haupt, fix und fertig, wohl erleuchtet, gut gelüftet, frisch bewässert. Während unsere Städte erst in neuester Zeit ihre alten steinernen Mäntel ablegten und sich nach und nach mit etwas ländlichen Reizen und mit Gärten umgaben, sind jene amerikanischen Neustädte schon jetzt mit einer bewundernswürdigen Fülle von eleganten Suburbanums und freundlichen Landhäusern geschmückt. Dies ist selbst bei solchen kleinen Orten der Fall, wie bei dem lieblichen Maddison in Wisconsin, dem freundlichen Ann Arbor in Michigan und zahllosen anderen.

Ich glaube, es sind schwerlich je durch irgend ein Colonisationswerk in der Welt — vielleicht Australien ausgenommen — in so kurzer Zeit so vielen Millionen Menschen so zweckmäßige und behäbige Heimathen geschaffen worden, wie durch die von den Yankees eröffnete Arbeit in diesen Tochterstaaten des Nordostens und namentlich Neu-Englands. Und wenn man diese endlosen neuen Ackerfluren und Gärten, diese Obsthaine und eingepferchten Wiesen, diese Dörfer- und Städtereihen, deren lange Kette erst an den Quellen des Mississippi endet, durchfährt, so empfindet man dann lebhaft genug, daß in der That etwas ganz

Großartiges in diesen Werken steckt, und wird geneigt, die Amerikaner mit ihrem Geschrei von einem „great country“ und von einer „great nation“ nicht so unbedingt abzuweisen.

„Die größte That der deutschen Nation“, hat ein deutscher Schriftsteller gesagt, „sind ihre Colonien, ihre politischen und religiösen Schöpfungen auf dem Boden der von ihnen erweckten slavischen Nationen längs der Ostsee-Ebene und längs der Donau hin.“ — Nun! wir Deutschen ließen uns Zeit bei dieser „That“. Die Yankees brachten ihre politischen Schöpfungen, die sie von Grund aus in einem bisher völlig unbekannten Lande aufführten, innerhalb eben so vieler Jahrzehnte zu Stande, als wir Jahrhunderte gebrauchten. Wie Pompejus Regimenter, so stampften sie zahllose Städte, an Kornsegen reiche Fluren, ganze Provinzen aus dem Boden. Ihr Fall ist einzig in der Weltgeschichte, jedenfalls in Bezug auf die Rapidität ihrer Arbeit und Schöpfung. Darin müssen wir sie groß nennen, wenn auch die Dauer und Solidität ihres Werks jetzt noch in Frage steht. Vielleicht haben sie etwas Cometenhaftes. Aber auch ein in bunten Farben schillerndes Meteor hat doch seine Art von Größe gehabt, wenngleich es rasch über unsern Himmel dahinzog.

Zwar ist ihr Fall eben so einzig und merkwürdig auch darin, daß nie einem Volke vom Geschick gleiche Aufforderungen und Einladungen zu Theil wurden. Das Land, in das sie einzogen, der „weite Westen“, war ein herrlicher Naturgarten, der einen lächelnden und höchst anmuthigen Anblick darbot. Wiesen, fruchtbare Bodenpartien, Wal-

dungen und Gewässer waren von Haus aus in ihm so vertheilt, wie es ein Colonist nicht besser hätte wünschen mögen. Es konnte scheinen, als sei das Land expreß vom Schöpfer vorbereitet, um Civilisation leicht aufzunehmen und schnell zu fördern. Durch diese Verhältnisse, sage ich, wurde zwar dem Yankee seine Arbeit erleichtert; daß ihm aber doch immer noch ein großes Verdienst dabei bleibt, beweist der Umstand, daß auch die Franzosen, die früheren Eigenthümer des Westens, schon längst denselben „Naturpark“ kannten und doch in ihm ein Jahrhundert lang thatenlos schlummerten, ohne den Winken und Einladungen ihrer Umgebung zu folgen. Auch die Engländer in Canada waren noch ziemlich lau in der Ausbeutung des Westens. Erst als der leichtfüßige, scharfsinnige, umsichtige, der „weit wache“ Yankee sich auf den Weg zum Westen machte, da wurden alle Schätze desselben, seine Kohlen, seine Bleiminen, seine Kupfer- und Eisenberge, seine fette Erdkrume entdeckt und benutzt. Sogar im fernsten Westen, in Californien, wo doch die Spanier schon so lange die wilden Ochsen jagten und (ohne ihn zu bemerken) in dem Goldsande des Landes wateten, sollte nur ein Yankeeauge Das finden, was da zu finden war. „Diese nördlichen Gegenden der Neuen Welt haben gar keinen Werth“ — diese Phrase hatten die spanischen Autoren und Kartenzeichner in ihren Büchern und auf ihren alten Landkarten häufig mit großen Lettern hingeschrieben und die Franzosen hatten es ihnen nachgebetet, da sie, wie die Hofleute Ludwigs des XV. sich ausdrückten, in dem an England abgetretenen Canada nur „ein paar Schneefelder“ verloren zu haben glaubten.

Sowie die Yankees einrückten, gerieth Alles in Fluß und wurde lebendig. Die Natur dieser für arm erklärten Länder schien nun so zu sagen von Milch und Honig, von Gold und Silber, von Gaben aller Art zu träufeln.

Solche wohl geregelte, reinliche, elegante Städte, wie die Yankees sie in Menge über den Norden ausstreuten, hat, sagte ich, der Süden gar nicht, oder wenn er in Charleston, St. Louis, Louisville, New-Orleans etwas Aehnliches von guten städtischen Einrichtungen besitzt, so verdankt er dies größtentheils den eingewanderten Yankees und ihren Impulsen. Am besten aber vergleicht man den Süden und Norden in den kleinen Ortschaften, in den Dörfern und Weilern, und je tiefer man da hinabsteigt, desto weiter sieht man die Tendenzen beider Bevölkerungselemente auseinander gehen. In den kleinen Ortschaften des Südens entdeckt man da viel von dem, was wir „Polnische Wirthschaft“ nennen, während die des Nordens an die hübschen kleinen Landstädte erinnern, denen man in den Grafschaften Englands begegnet. Am meisten frappirt der Unterschied, der zwischen dem die Yankees beseelenden Geiste und zwischen dem alten virginischen Stamme existirt, wenn man sie dicht neben und unter einander angesiedelt sieht. Und dieser Fall trifft sich nicht selten, da viele Yankees in's Land des Südens eingewandert und dort sogar Sclavenbesitzer geworden sind. Man erkennt die im Süden einzeln verstreuten, von Yankees gehaltenen Plantagen sogleich an der Sauberkeit der Wohnungen, an der guten Haltung der Neger, an der größeren Ordnung auf den Wegen, die zum Hause führen, an der Reinlichkeit und

Eleganz in der Kleidung der Bewohner. „Die Wirthschaft, die daneben liegt“, sagt Michel Chevalier, „mit grunzenden Schweinen rund herum, mit zerbrochenen Fenstern, mit schmutzigen Zugängen, aus denen halbnackte Kinder in zerrissenen Kleidern hervorlaufen, gehört einem Colonisten aus Carolina.“ Man gewahrt in jenen Gegenden ähnliche Contraste, wie in Irland zwischen den katholischen Irländern im Süden und den von Cromwell im Norden des Landes angepflanzten Puritanern.

Dem größeren Reichthum an schmucken Städten und Ortschaften in den nördlichen Staaten, der größeren Dichtigkeit ihrer Bevölkerung und ihres Anbaues entspricht die Menge und Güte der Communicationsmittel. Sie sind unvergleichlich viel vollkommener, mannigfaltiger und zahlreicher im Norden als im Süden.

Aller Bau von Kunstwegen in den Vereinigten Staaten hat im Norden begonnen. Und obwohl der Süden ihm darin nach und nach gefolgt ist, so ist er doch immer hinter ihm zurückgeblieben. Die Großartigkeit und Länge der Canäle im Norden, durch welche die prächtigen Seen verbunden, die Katarakten der Ströme umgangen, die kleinen Flüsse schiffbar gemacht werden, hat nicht ihres Gleichen im Süden. Auch sind alle die bewunderten Fluß- und Seedampfschiffe, die so zweckmäßig construirten Dampffähren ꝛc. Erfindungen der Yankees. In Pittsburg nahe bei den Quellen des Ohio liefen die ersten westlichen Flußdampfschiffe vom Stapel. Vom Hudson und vom Ohio und vom Erie-See aus verbreiteten sich die Modelle dieser Dampfschiffe, die man mit Recht schwimmende Paläste

genannt hat, über das ganze Mississippi-Gebiet und wurden dann auch in New-Orleans im Süden ebenso, d. h. nach den Yankee-Mustern, gebaut und gebraucht. Die ganze Beschiffungs- und Benutzungsweise des Mississippi wurde von den Yankees von Osten her organisirt und in Gang gebracht. In Pennsylvanien wurde die erste Chaussee gepflastert, in Massachusetts bei Boston die erste Eisenbahn gelegt. Das Eisenbahnnetz, das sich von Newyork und Boston aus durch alle nördlichen Staaten hinzieht und den atlantischen Ocean mit dem Mississippi und seinen Prairien verbindet und von dem Ohio zu den canadischen Seen seine Einschläge hinüberzieht, ist jetzt so dicht und es giebt da überall so vielfache Gelegenheit, in jeder Richtung zu fahren, daß man beinahe den ganzen bezeichneten Landstrich als eine große breite Bahn aus Osten nach Westen betrachten könnte. Die Yankees gleiten auf dieser Bahn mit Schlittschuhläufereile hin und her, den Ausbau des weiten Westens fördernd. Sie haben eine Leidenschaft für die Eisenbahnen. Sie haben diese Erfindung, als sie aufkam, als eine ihrer Rastlosigkeit besonders entsprechende Art der Locomotion mit der größten Begierde aufgenommen und haben sie auf das eifrigste ausgebeutet, haben die verschiedenartigsten Gattungen von Eisenbahnen ersonnen und haben sie zu den mannigfaltigsten Zwecken benutzt.

Das Schienennetz im Süden der Ohio-Linie ist außerordentlich viel weitmaschiger. Ja! eine Eisenbahn ist dort verhältnißmäßig eine Rarität. Ueberall giebt es völlig bahnlose Striche, so groß und größer als das Territorium des Staates von Massachusetts, der allein mehr

als tausend englische Meilen an Eisenbahnen besitzt. Die wenigen Eisenbahnen, die der Süden erhielt, verdankt er noch dazu meistens den Impulsen und Anstrengungen nördlicher Capitalisten und Ingenieure. Jetzt betragen die sämmtlichen, meistens von Yankees gebauten Eisenwege der Vereinigten Staaten circa 40,000 Meilen. Dies würde im Kreise zusammengestückt eine Bahn geben, die ungefähr zwei Mal um die Erde führte. Man hat die Römer als große Wegebauer gepriesen; doch glaube ich schwerlich, daß alle ihre Via Appias, Flamininas 2c., die sie im Laufe von 600 Jahren zu Stande brachten, nur die Hälfte der Länge der Eisenbahnen darstellen, welche mit allen ihren Tunnels, Viadukten und Brücken die Yankees im Verlaufe von zwei oder drei Jahrzehnten zusammennagelten. Freilich, wird man sagen, waren jenes „Römerwerke" und dies lockere, lose, unsolide, hastig construirte Yankee-Bauten. Nun allerdings, Beides vereint kann man nicht verlangen, Solidität und Ausdehnung. Ich gebe zu, daß die Arbeiten der Yankees allgemein an einer gewissen Leichtfertigkeit leiden. Was ich wieder behaupte, ist, daß sie dabei auch ihre eigene Art von Größe besitzen. Die schmackhafte Aprikose kann nicht zugleich so groß wie ein Kürbis sein. Aber die Ungarn bewundern doch mit Recht auch einen in ihrem Lande gewachsenen Kürbis, wenn er 3 Ellen im Umfang hat und zwei Centner wiegt.

Wie die Eisenbahnen, so ist auch die elektromagnetische Telegraphie von den Yankees, die Alles das, was, wie sie selbst, schnell geht, schnell spricht, schnell arbeitet, schnell malt (z. B. die Photographie) so recht mit

ihrem Nationalgenie in Einklang fanden, mit leidenschaftlicher Begierde ergriffen und cultivirt worden. Sie haben in kurzer Zeit ihr ganzes weites Land mit einem so dichten elektromagnetischen Drahtnetze übersponnen, wie die Spinnen eine Herbstwiese, und haben diese Methode, Gedanken, Wünsche und Befehle mitzutheilen, so billig gemacht, so allgemein in alle Städte und Städtchen, in alle öffentlichen Gebäude, in alle Büreaus, Comptoirs und Gasthäuser eingeführt, daß jeder Reisende und Geschäftsmann bei ihnen eine Telegraphenschnur so nahe zur Hand hat, wie bei uns eine Stubenklingel. Und daß diese merkwürdige Gattung von Beförderungsmitteln des Verkehrs in den Vereinigten Staaten so heimisch und alltäglich geworden, so zum Hausgebrauch ausgebildet ist, ist wieder ein specielles Verdienst des Nordens. Der bekannte amerikanische Telegraphenmann Morse ist bei Boston geboren, in Blut und Wesen ein ächter Yankee. Im Norden des Potomac trat die erste Telegraphenlinie in Wirksamkeit, und die sämmtlichen 50—60,000 Meilen Drähte, welche die Vereinigten Staaten jetzt besitzen, haben ihre Hauptknotenpunkte bei Newyork und Boston.

Es giebt neben den genannten noch mehre andere Erleichterungsmittel des Verkehrs, die in Amerika in so allgemeinen Gebrauch gekommen, so populär geworden sind, wie man bei uns dies nicht kennt. Und als ferneres Beispiel mag ich das bei ihnen so außerordentlich entwickelte Bankwesen erwähnen. Auch diese förderſamen Einrichtungen sind von den Yankees, wenn man auch nicht sagen kann, erfunden, doch mit so sicherem Geschicke gepflegt, daß man in den Neuenglischen Staaten fast in

jedem Dorfe eine oder ein paar öffentliche Banken findet, die mit der ganzen Welt zusammenhangen, bei denen man alles, was Geldwerth hat, in jeden gewünschten andern Geldwerth umtauschen kann, bei denen man auf der Stelle jeden Credit, den man besitzt, zu benutzen und auszubeuten vermag. Die Neuengländer begreifen es nicht, wie ein Volk existiren kann, ohne eine solche Bequemlichkeit, die jedem Menschen dort ein Lebensbedürfniß ist, stets und überall zur Hand zu haben.

Der Norden zählte in der letzten Zeit etwa 1300 dieser merkwürdigen Institute, der Süden etwa nur 400, und selbst diese verhältnißmäßig wenig zahlreichen Banken des Südens sind fast von jeher vom Norden her in's Leben gerufen worden und sind auch jetzt noch in den Händen der Yankees oder ihrer Kinder, welche die Banquiers und Geldmänner der ganzen Union sind, in ähnlicher Weise, wie es ehemals die „Lombarden" für Europa waren und jetzt noch die Juden für viele Länder sind.

Wo im Süden ein Capital nöthig war, um etwas Nützliches in Gang zu bringen, da war es ein Yankee, der dieses Capital beschaffte. Wo dort ein neues Unternehmen in's Leben gerufen wurde, ein Canal gebaut, ein Eisenberg oder sonst ein Bergwerk ausgebeutet, eine neue Verkehrslinie, eine neue Industriebranche etablirt werden sollte, da war es meistens ein Mann des Nordens, der diesen Canalbau organisirte, der die Nothwendigkeit einer neuen Verkehrslinie nachwies, der das Bergwerk entdeckte oder die Industriebranche ersann und der dann auch Hand an's Werk legte, die Sache in Gang zu bringen. In New-

Orleans, in Mobile, überall im Süden waren es schon seit dem Anfange des Jahrhunderts die dort einwandernden Yankees, welche diese Handelsstädte zu ihrer jetzigen Blüthe erhoben. Und auch noch heutzutage stammen dort die Chefs der reichsten und thätigsten Kaufmannshäuser aus dem Norden.

Ja zum Theil gilt dasselbe, wie vom Süden der Union, so auch von dem Gränzlande im Norden der Vereinigten Staaten, von Canada, wenigstens von dem Theile Canada's, der die sogenannten canadischen Seen umgiebt. Hier hat der Unternehmungsgeist der Yankees zum Theil selbst den der Engländer und Schottländer überflügelt. Auf diesen Seen oder weitgestreckten Binnenmeeren dominirt die amerikanische Flagge über die britische, obwohl politisch die Anlande der Seen zwischen beiden Nationen beinahe zu gleichen Theilen getheilt sind. Sie wimmeln von amerikanischen Schiffsflotten, unter denen man die englischen Flaggen leicht herauszählen kann. Die amerikanischen Städte an diesen Seeen sind dicht gesäet und strotzen von Bevölkerung, Leben und Geschäften wie Bienenkörbe. Auf der englischen Seite sind die großen Häfen und Städte selten, und die wenigen, die es giebt, sind erst durch die Thätigkeit und das Beispiel der Yankee-Märkte, die ihnen vorangingen, zum Fortschritt geweckt. Die Yankees sind auch dort das Salz oder soll ich sagen — die Beize des Landes. Alles, was auf der Yankee-Seite geschieht, findet alsbald in Canada seinen Nachhall und wird dort nachgeahmt. Sogar das Erziehungswesen von Obercanada ist eine Copie des Schulsystems von Newyork und der Puri-

tauer. Aber die Yankees sind auch in Person, als Colonisten und Bürger auf das britische Gebiet selber übergetreten und sie greifen dort mächtig in die Räder des Fortschritts ein. Sie haben weite Striche Canada's cultivirt. Ihre Familien und Interessen haben sich vielfach mit denen der Briten vermischt. Sie sind in allen großen Städten des Landes zahlreich. Sogar in den einsamen Wäldern Canada's unter den „Lumbermen“ (Holzhackern) findet man sie und wenn man dort ein recht zweckmäßig und recht großartig eingerichtetes Dampf-Sägemühlen-Etablissement entdeckt, so erfährt man recht oft, daß es von einem Yankee begründet wurde. Der Engländer geht einen viel festeren, aber auch viel schwerfälligeren Gang als der Yankee. „Selbst der englische Geschäftsmann gedeiht unter Amerikanern selten.“ *)

Wie auf den genannten Feldern menschlicher Thätigkeit, so hat der Norden auch in Bezug auf Schiffahrt und Handel in den Vereinigten Staaten die Fahne vorangetragen.

Die Yankees haben die am meisten zerarbeiteten und buchtenreichsten Küsten der Union inne. Bei ihnen finden sich die herrlichen Häfen von Portland, Boston, Newport, Newyork und unzählige andere, und neben denselben eine Menge kleiner Inseln, deren Bewohner zu Schiffern geboren und erzogen werden. Der Süden dagegen hat hunderte von Meilen langgestreckter, einförmiger, niedriger, sandiger Küsten, an denen ein flaches Meer brandet, mit sehr wenigen guten Häfen.

---

*) Franz Löher.

Alle Seetüchtigkeit der Amerikaner rührt aus dem Norden. Dort sind vor allen Dingen die wichtigen Stockfisch-, Heering- und Makrelen-Fischereien, die großen Schulen der Matrosen und Schiffer. Die Yankees haben dort an denselben so oft in dieser Hinsicht gepriesenen Fischgründen Theil, auf welchen auch die Engländer, Franzosen und Portugiesen ihre tüchtigsten Seeleute ausbildeten, an den großen Fischereien der Neufundlandbänke und ihrer Nachbarschaft. Und daneben erstreckt sich auch längs der ganzen Küste Neu-Englands von Canada bis nach Newyork ein rühriger Fischfang hin, an dem überall die gesammte Küstenbevölkerung betheiligt ist.

Das Fischerleben ist in Neu-England so allgemein und populär, daß selbst die Dichter und Romanschreiber der Yankees es oft in poetischen Werken dargestellt und besungen haben. Selbst die nationalen Lieblingsgerichte in der neuenglischen Küche in Boston und im Innern des Landes stammen von den Fischerbooten und aus dem Kessel der Stockfisch-Fänger. Südlich von Newyork und noch mehr südlich von der Chesapeake-Bai und im Meerbusen von Mexico hört es mit dieser Popularität des Seefischfanges auf.

Die Fischfänger von der neuenglischen Insel Nantucket, welche im Süden von Boston liegt, machten sich schon bald nach der Mitte des vorigen Jahrhunderts auf dem ganzen atlantischen Ocean bemerklich. Auf die Fischjagd ausgehend, beuteten sie das Meer auf der einen Seite bis nach Westindien, auf der andern bis nach Grönland hinauf aus. Sie kannten auf diesen Gewässern besser als irgend jemand

alle Wege und Stege, namentlich die Strömungen, Windstriche, den Jahreszeitenwechsel und wußten längst um das Geheimniß des Golfstromes, das sie dem Benjamin Franklin verriethen, der dann seinerseits diese Entdeckung durch Schrift und Druck zur Kenntniß der Welt brachte. Schon damals, als sie noch unter englischer Botmäßigkeit standen, waren die Seecapitäne der Bostoner und Newyorker Handelsmarine gewandter und bekannter auf dem atlantischen Ocean als die Engländer selbst, und sie pflegten die Reise zwischen Europa und Amerika schneller zurück zu legen als die königlich britischen Packetschiffe.

Die Neuengländer und namentlich die Bostoner spielten wie auf dem atlantischen Ocean, so auch bald auf allen andern Meeren die Rolle der Pioniere der Union. Sie drangen von allen Nordamerikanern zuerst, das Cap Horn umschiffend, in den stillen Ocean ein. Sie knüpften auf der andern Seite, um das Cap der guten Hoffnung herum die ersten Verbindungen der Vereinigten Staaten mit Ostindien, Japan und China an und sind noch jetzt im Besitze der wichtigsten Zweige des ostindischen Handels. Man kann sagen, sie enthüllten für die Vereinigten Staaten die Welt und bahnten ihnen alle großen oceanischen Schiffahrtsstraßen an.

Im Stillen Ocean folgten sie seit 1792 den Spaniern und den Spuren Cook's, entdeckten dort den Oregon-Fluß, den größten und wichtigsten pacifischen Strom der Vereinigten Staaten, und machten in ihrem Vaterlande die Küsten Californiens bekannt, eines Landes, dessen spätere Besitznahme auf diese Weise von den Bostonern, die es von

allen Nordamerikanern zuerst ausspähten, gleichsam eingeleitet wurde.

Auf den ganzen weiten Gewässern des Stillen Oceans waren am Ende des vorigen und am Anfange dieses Jahrhunderts keine andern Nordamerikaner bekannt als die „Bostonier“. Wenn die Flagge der Vereinigten Staaten dort erschien, so nannte man sie daher die „Bostonsche Flagge“, und die Amerikaner selbst wurden sowohl von den Indianern als von den Europäern, die dort mit ihnen zusammentrafen, nicht anders als „Bostonmen“ (die Männer von Boston) genannt. Diese Boston-Männer (unter denen man freilich denn auch die von allen anderen neuenglischen Häfen mit begreifen muß) sind auch noch jetzt im Stillen Ocean überall thätig.

Namentlich ist dort ein sehr wichtiger Zweig der Seethätigkeit, die Wallfischjagd, fast ganz in den Händen der Neu-Engländer. Die Fischer und Matrosen der Vereinigten Staaten sind jetzt schon seit einiger Zeit entschieden die ersten in dieser Jagd auf dem ganzen Globus. Im Jahre 1860 wurden alle Wallfischfänger-Flotten der civilisirten Welt auf 900 Schiffe geschätzt und von diesen waren 560 amerikanische, während nur 340 Schiffe den Briten, Holländern und anderen seefahrenden Nationen Europa's angehörten. Die Amerikaner waren mithin in dieser merkwürdigen Schiffahrtsbranche dem Reste der Welt beinahe in dem Verhältniß von 2 zu 1 voran. Und diesen Triumph verdanken sie wieder nur den nördlichen Neu-Engländern, ja beinahe ausschließlich dem kleinen Staate von Massachusetts, dessen Häfen — das berühmte Wallfisch-

fängernest New-Bedford an der Spitze — allein ein Fünftel von allen amerikanischen Thranschiffen eigneten und ausrüsteten. Der Süden hat an diesen Unternehmungen, die so sehr zum Ruhme und zur Ausdehnung der Schifffahrt der Vereinigten Staaten beigetragen haben, sehr geringen Theil.

20,000 Menschen sind in der Meerfischerei der ganzen Union beschäftigt, davon allein in den drei neuenglischen Staaten über 17,000. Wie sich der Rest vertheilt, ist kaum der Mühe werth nachzuweisen. Außer Nordcarolina hat kein einziger südlicher Staat einigermaßen nennenswerthe Fischereien.

Die vielen Schiffe, welche für diese Fischjagden und dann auch für den großen Waarenhandel der Union nöthig sind, wurden auch fast alle im Norden gebaut. Dort nur haben sich die für den Schiffsbau geeigneten Vorrichtungen, Künste und Talente in reichlichem Maße entwickelt. Dort, nicht im Süden, hat man auf Verbesserung in der Schiffsform und der Segelstellung raffinirt. In New-England sind jene Clipper und andere von Fremden bewunderte und nachgeahmte, schnellsegelnde Schiffsgattungen erfunden worden. Von Norden aus wurden die merkwürdigen oceanischen Wettrennen nach England, oder nach Brasilien, oder um's Cap Horn herum nach Californien veranstaltet und dirigirt. Man zählte dabei zuerst die Wochen, dann die Tage, am Ende die Stunden und Minuten, wie bei den Dampfboot-Wettfahrten auf dem Mississippi.

Von den südlichen Häfen Charleston, New-Orleans &c.

hat man solche Dinge nie vernommen. Summirt man alle Schiffe, die sie südwärts vom Potomac bis nach Mexico hin gebaut haben und eignen, zusammen, so kommt noch nicht so viel heraus, als bloß in den kleinen Hafenbassins von Newyork herum gebaut und geeignet werden. Daß der ganze Industriezweig des Schiffsbaues im Norden wurzelt, geht deutlich aus folgenden Zahlen hervor. Die Summe aller in der Union im Jahre 1858 gebauten See- und großen Canalböte, Flußschiffe und Dampfer betrug 1225. Von dieser Anzahl wurden in sämmtlichen Sclavenstaaten nur 130 Schiffe gebaut, dagegen in den freien Staaten beinahe 1100, also etwa 8 mal so viel. Von den 226 Dampfern, welche man in besagtem Jahre baute, wurden beinahe die Hälfte in Pennsylvanien und Newyork allein gebaut. Und dies Verhältniß stellt sich noch viel günstiger für den Norden, wenn man nicht die Schiffe blos zählt, sondern auch ihre Größe in Anschlag bringt. Dann zeigt sich, daß der nördlichste aller Staaten, das waldreiche Maine, für den Schiffsbau der wichtigste in der ganzen Union ist; denn von 122 Handelsschiffen ersten Ranges wurden im Jahre 1858 allein 56 an den Küsten von Maine gebaut. Die Ladungsfähigkeit der in Massachusetts gebauten Schiffe belief sich auf 32,000 Tons, der von Louisiana (mit New-Orleans) auf 1400 Tons, d. h. 23 Mal weniger.

Was die Rhederei betrifft, so mögen in dieser Hinsicht folgende Zahlen als charakteristisch dienen. Sämmtliche Schiffe der ganzen Union hatten im Jahre 1858 eine Ladungsfähigkeit von 5,049,000 Tons. Und hiervon fielen

mehr als 4 Millionen Tons auf den Norden. Nicht ganz eine Million, also etwa $^1/_5$ gehörte dem Süden an. Auf Boston und Newyork allein kamen 2 Millionen, also etwa $^2/_5$ sämmtlicher amerikanischen Schiffe.

In der Binnenland-Schifffahrt auf den Flüssen und Seen waren im Jahre 1850 in den Vereinigten Staaten im Ganzen 116,000 Mann beschäftigt und von diesen kamen 42,000 auf die kleinen Neu-Englandstaaten, und von dem Reste die Hauptsumme auf Newyork. Dieser letzte Staat nebst Maine und Massachusetts stellen nicht nur das geschickteste, sondern auch bei weitem das größte Contingent zu der Bemannung der Unionsmarine. In allen freien Staaten zusammengenommen (auch die binnenländischen mitgerechnet) widmen sich unter 100 Menschen etwa 9 der Schifffahrt, in den Sclavenstaaten etwa $2^1/_2$.

Was nun den anderweitigen Seeverkehr, den Waarenhandel betrifft, so sind die Sclavenstaaten zwar in der Ausfuhr amerikanischer Rohprodukte sehr bedeutend; in Bezug auf die Quantität der Einfuhr, sowie dann in Beziehung auf das ganze Gewicht ihres Gesammthandels stehen sie dem Norden aber wieder weit nach.

Der Werth des Gesammthandels der Vereinigten Staaten (Import und Export) zur See betrug in den letzten Jahren vor dem Kriege circa 600 Millionen Dollars, während der der Sclavenstaaten allein nicht vielmehr als anderthalb Millionen, also bei weitem nicht ein Drittel des Ganzen werth war.

Die Ausfuhr der südlichen Staaten kam der des Nordens sehr nahe. Jene hatte einen Werth von 147, diese

von 173 Millionen. Auf diese starke Ausfuhr thun sich die Südlichen viel zu Gute, besonders weil dieselbe fast total aus auf amerikanischem Boden erzeugten Produkten besteht, während in der Ausfuhr des nördlichen Handels noch wieder viele fremde, großentheils canadische Produkte enthalten sind. Von den 173 Millionen nördlicher Ausfuhr waren in dem bezeichneten Jahre für etwa 30 Millionen ausländische Produkte. Die vom Norden ausgeführten amerikanischen Produkte waren mithin etwas geringer als die vom Süden verschifften. Der Süden behauptet daher, daß sein Handel nationaler, patriotischer, für die Union wohlthätiger sei. Die Einfuhr des Nordens betrug für das bezeichnete Jahr 257 Millionen, die des Südens nur 25 Millionen Dollars, war also etwa 10 mal geringer als jene.

Viel interessanter wäre es noch, wenn wir im Stande wären, auch die ganze Energie der Handelsbewegung im Innern der beiden großen Länderabschnitte in runden Zahlen herauszustellen. Eine Summe, welche alle Werthe und Personen, die im Norden auf den Flüssen, Seeen und Landwegen hin und her spielen, zusammenfaßte, und eine zweite Summe, welche die ganze Bewegung des Südens in Zahlen darstellte, würde die energische Thätigkeit des Nordens erst recht klar und bestimmt kennzeichnen. Leider ist die Statistik noch nicht so weit gediehen, um solche Summen liefern zu können. Um jedoch einen ungefähren Begriff von der Größe und Rührigkeit des Verkehrs im Innern der nördlichen Staaten zu geben, wird es genügen, zu sagen, daß man den Werth bloß aller der auf den großen

Seeen jährlich beförderten und umgesetzten Waaren auf 600 Millionen Dollars geschätzt hat, eine Summe, die eben so groß ist, wie der Gesammtwerth des ausländischen Handels aller Staaten der Union; und doch bilden die Seeen neben dem Ohio und oberen Mississippi und neben dem Eisenbahnnetz nur eine der großen Heer- und Handelsstraßen des Nordens. Man würde aber dem Norden noch bei weitem nicht sein Recht widerfahren lassen, wenn man nach diesen Zahlen allein die Energie seines nationalen Handelsgenies und die Stärke und Ausdehnung seiner commerciellen Wirksamkeit und seines kaufmännischen Einflusses auf die Union abschätzen wollte.

Denn wären die Yankees nicht da, so würde der Süden noch längst nicht einmal so viel Handel haben, wie er hat. Es ist eine bekannte Sache, daß auch seine Handels- und Schifffahrts-Thätigkeit zum großen Theil von Nördlichen, die in seinen Häfen etablirt sind, geleitet wird. Wie nach dem, was ich sagte, im Bankwesen, so stehen in den Häfen von Baltimore, Charleston, Mobile, New-Orleans auch im Waarenhandel Nordländer an der Spitze. Die Mitglieder ihrer dortigen Faktoreien gehen zwar mit der Zeit immer im Interesse des Südens auf, werden zum Theil auch ihren Sitten und Ansichten nach Südländer, aber diese Faktoreien werden immer wieder durch neu hinzukommende Sprößlinge des Nordens angefrischt. Dieselben sind das Oel der ganzen Lebensmaschinerie des Südens.

Wie im Colonisiren, wie in der Schifffahrt, im Fischfang, im Handel, so gingen die Nördlichen und namentlich

die Neu-Engländer auch in der Fabrik-Industrie stets in der Union voran.

Man behauptet freilich, daß das nachahmende Talent unter den Nordmerikanern im Allgemeinen stärker sei als das erfinderische Genie, und daß selten die ersten Impulse zu großartigen Reformen von ihnen ausgegangen, die ersten Gedankenkeime — (Deutschland ist das Land der Keime!) — bei ihnen aufgesproßt seien. Dagegen kann man doch nicht läugnen, daß viele Erfindungen wichtiger und rascher als anderswo bei ihnen aufgegriffen, in's Leben eingeführt, großartiger verbreitet und auch mit Umsicht und Raffinement verbessert sind. Und dabei haben denn die Yankees des Nordens wieder vorzugsweise das Verdienst, die Schöpfer dieser industriellen Bewegung zu sein.

Die ganze Bevölkerung von Neu-England ist durchweg mit einem hohen Grade von erfinderischem Talente begabt. Da die Neu-Engländer ursprünglich in ihrem felsigen Lande nichts vorgerichtet und fertig fanden, so mußten sie sich diese Gabe wohl bald aneignen. Ihre Geschichte, ihr ganzer Fortschritt und Marsch durch die Wälder Nordamerika's, der sie täglich in der Kunst übte, sich zu behelfen, sich zu schicken und Neues zu ersinnen, hat sie darin geschult. Sie sind daher im Allgemeinen äußerst handthierliche und gewandte Leute, die kaum in einer Lebenssituation in Verlegenheit gerathen. Wenn es auch wahr sein mag, daß wenige große Urerfindungen und Hauptgedanken von den Yankees ausgegangen sind, so ist es doch auf der andern Seite auch wahrscheinlich, daß es vielleicht keinen Yankee giebt, der nicht in seinem Leben irgend etwas ersonnen

oder construirt, oder der nicht wenigstens die Erfindung und Methode eines andern auf eigenthümliche Weise applicirt hätte.

Berühmt in den gesammten Vereinigten Staaten sind die sogenannten „Yankee-Notions“, d. h. die Yankee-Conceptionen. Hausirer und Tabuletkrämer aus den Yankee-Staaten durchziehen dort das Land mit allerlei kleinen Gegenständen aus Holz oder Metall, die sie oft selbst erfunden haben oder doch geschickt und billig zu verfertigen wußten. Wie ein Apfel oder eine Kartoffel durch eine kleine Maschine auf die schnellste Weise geschält, — wie ein fest eingekeilter Kork gefahrlos und auf einen Ruck der Flasche entzogen werden könne, — wie man am leichtesten und sichersten seine Schlafstube gegen Diebe verschließen und verbarrikadiren könne, — über die beste Kaffeemaschine, — über die sparsamste und compendiöseste Gattung von Küchen- und Stubenöfen und über hundert ähnliche, sehr nützliche Dinge, darüber haben die Yankees so vielfach speculirt, daß der berühmte, dem Genius der Industrie gebaute Marmor-Tempel in Washington, das sogenannte „Patent-Office“ mit tausend und aber tausend Modellen solcher „Yankee-Notions“ angefüllt ist und z. B. für den Artikel „Korkzieher“ allein schon einige hundert Nummern besitzt. Bei weitem die Mehrzahl aller dort patentirten Erfindungen stammt aus Neu-England. Die aus dem Süden hervorgetauchten kommen dabei kaum in Betracht.

Man kann die langen Listen der patentirten Erfinder, welche jenes Patentbüreau mit Beifügung ihrer Geburtsorte publicirt hat, durchsehen, man wird da unter hunderten

von Namen aus „Pa." (Pennsylvanien), aus „Conn." (Connecticut), aus „R. J." (Rhode Island), aus „N. Y." (Newyork) ꝛc. kaum einen aus „La." (Louisiana) oder „Fla." (Florida) oder „Ky." (Kentucky) oder „Mo." (Missouri) finden. Einmal sah ich eine Liste von 912 Erfindern aus allen Theilen der Union durch und fand darunter nur 55 Namen aus den südlichen Staaten, d. h. also auf circa 16 Nördliche einen Südlichen. Diese Zahlen reden, glaube ich, in der angegebenen Hinsicht eine deutliche Sprache.

Man sieht im Westen und Süden der Union, in den Gegenden, wo eben erst der Anbau begonnen hat, häufig kleine Trupps geschickter und behender Leute herumziehen, die den unbeholfenen Ansiedlern bei den inneren Einrichtungen ihrer Häuser auf sehr mannigfaltige Weise beistehen, so z. B. bei der Construirung ihrer Brunnen und bei der Beschaffung des für eine neue Ansiedlung so wesentlichen Artikels, des Wassers. Sie haben allerlei sehr compendiöse, sehr effectvolle Bauvorrichtungen, auch solche, durch welche sie mit einer von ihnen leicht und schnell hergerichteten Maschine das Wasser aus meilenweiter Entfernung rasch in die Küche und die Kochkessel der Hinterwäldler bringen. Auch alle diese Leute, auch diese wandernden Brunnenmeister und andere, ihnen ähnliche, wandernde Künstler sind fast ohne Ausnahme aus dem Yankee-Lande.

Viele der kleinen Erfindungen der Yankees, welche die Existenz und die mannigfaltigen Verrichtungen in unsern Haushaltungen weit angenehmer und leichter machen, haben in der letzten Zeit auch schon ihre Wege nach Europa

gefunden und sich bereits hie und da in unsern Haushaltungen etablirt.

In manchen Kunstzweigen, namentlich in solchen, wo es auf geschickte Finger und auf scharfe Augen ankommt, sind schon jetzt die Yankees unübertrefflich. So z. B., um eines, das mir sehr bezeichnend erscheint, anzuführen, in der Kunst der Behandlung der Zähne. Es ist bekannt genug, daß jetzt selbst in unsern vornehmsten europäischen Residenzen die gesuchtesten und bestbezahlten Zahnärzte aus dem Yankee-Lande stammen. Aber in jenem Lande selbst kann sich ein Zahnpatient ohne Weiteres und mit dem vollsten Vertrauen in jedem beliebigen Städtchen an den ersten besten Operateur wenden und sicher sein, daß dort diese sonst so mißliebige Operation zu seinem Vergnügen und mit der größten Gewandtheit und Schnelligkeit ausgeführt werden wird. Ich finde es sehr charakteristisch für die Yankees, daß sie gerade in dieser Kunst hervorragen, und ich glaube, daß es damit zusammenhängt, daß auch der Mann ein Yankee war, der in England vor einigen Jahren einen so berühmten Preis bei der Oeffnung eines Geheimschlosses gewann. Hätte statt Alexander des Großen ein Yankee vor dem Gordischen Knoten gestanden, so würde dieser berühmte Knoten vermuthlich nicht zerhauen, sondern regelrecht aufgelöst worden sein.

Die den Amerikanern in besonders hohem Grade eigenthümlichen und von ihnen erfundenen — bei uns entweder kaum bekannten oder doch bei weitem nicht so wie bei ihnen verbreiteten Maschinen und Verfahrungsweisen zur Bewältigung der Natur, zur Verrichtung roher Arbeit sind sehr

zahlreich. Sie, bei denen die Handarbeit äußerst kostspielig ist, lassen bei sich viele Dinge auf die behendeste und nachdrücklichste Weise durch Maschinen verrichten, die bei uns von Handwerkern nur schwerfällig beschafft werden. Sie baggern ihre Flüsse und graben ihre Kanäle mit weit effectvolleren Instrumenten als wir. In ihren Waarenhäusern sieht man eine Menge Vorrichtungen zum Transport, zur Einpackung, zur raschen Vertheilung der Waaren, die man in unsern alten Magazinen nicht kennt. Sie säen, pflügen, erndten mit sehr zweckmäßigen Maschinen. Wie den Pflug und die Sense, so haben sie auch die Nähnadel bei Seite gelegt. Die Nähmaschine war die Erfindung eines Kindes von Boston und sie hat sich in Neu-England und dann von da aus in allen Theilen der Union in den Familien, in den Haushaltungen und in den Schneider- und Sattler-Ateliers eine solche Verbreitung verschafft, wie sonst in keinem andern Lande.

Sie haben den Tischlern, den Schlossern, den Büchsenschäftern und vielen andern Handwerkern ihre Arbeit aus den Händen genommen und lassen sie von Dampf- und Wasserwerken ausführen. Viele der künstlichsten Aufgaben, die bei uns ein Drechsler nur den Fingern seines geschicktesten Gehülfen anvertrauen würde, übergeben die Amerikaner ihren Maschinen. Sie bestellen sogar ihre Häuser und alles Zubehör bis zum letzten Fensterrahmen bei den mit Dampfmaschinen arbeitenden Fabrikanten. Die Häuser sind eine Handelswaare, die — jedes Haus wie bei uns die bekannten Nürnberger Baukasten unserer Kinder, in eine Kiste verpackt — weit hin auf den Armen des Mississippi

versandt wird. Sie stellen diese Häuser auf, wo man es verlangt; man kann sich aus Cincinnati ein ganzes Dorf verschreiben, da und dort aufzustellen. Sie haben es auch gelernt, diese Häuser, wenn die Localität, in der man sie etablirte, nicht mehr paßt, wieder an einen andern Platz zu rollen. Sie verändern in ihren Städten die Lage ihrer Häuser, wie wir in unserem Zimmer die der Stühle und Tische. Ja, wenn sie es wünschenswerth finden, daß einer Stadt eine etwas höhere Basis gegeben werde, so setzen sie Rollen, Walzen, Hebel und Schrauben an und heben alle Gebäude der ganzen Stadt, die es nöthig haben, um 6 oder 10 Fuß in die Höhe, indem sie hohe Fundamente unter den aufgeschrobenen Häusern aufbauen. Bekanntlich haben sie neuerdings dies merkwürdige Experiment mit ihrer großen Stadt Chicago ausgeführt. Die Seele von allen Arbeiten und Verrichtungen dieser Art, die Erfinder aller der zu solchen Dingen nöthigen Maschinen und Hebel sind natürlich wieder die Yankees; die Südländer haben so zu sagen keinen Theil daran.

Wir würden indeß die Naturgaben der Yankees nicht hinreichend würdigen, wenn wir nur bei diesen niedrigen Verrichtungen, die man allenfalls noch alle unter den „Yankee-Notions“ begreifen könnte, stehen bleiben und uns nicht daran erinnern wollten, daß auch mehre, viel großartigere und für die Menschheit wohlthätigere Erfindungen von ihnen uns zugekommen sind.

Benjamin Franklin, der Erfinder des Blitzableiters, war ein Yankee, bei Boston geboren. Seine Apparate waren im Jahre 1770 in den Vereinigten Staaten schon

allgemein verbreitet, als man in Europa noch nicht einen hatte.

Flitsch, Fulton und eine ganze Gruppe von Leuten, die an der Idee, die Schiffe durch Dampf zu treiben, arbeiteten, waren alle im Norden des Potomac geboren, und der Hudson bei Newyork war der Fluß, der das erste erfolgreiche Dampfschiff auf seinem Rücken trug.

Ely Whitney, der berühmte Mechaniker, war, wie Franklin, ein Yankee. Er erfand am Ende des vorigen Jahrhunderts den sogenannten „Cottongin", eine Maschine, um die Flocken der Baumwolle von den Samenkörnern und andern Anhängseln zu reinigen. Dies ist auf den ersten Blick eine sehr unscheinbare Arbeit und doch hat die Lösung der Aufgabe sowohl den erfinderischesten Geistern viel Kopfbrechens gekostet, als auch die merkwürdigsten und einflußreichsten Resultate herbeigeführt. Der Yankee Whitney verdoppelte dadurch den Werth der Baumwollenpflanzungen im Süden, die ohne ihn noch bei weitem nicht die welthistorische Bedeutung haben würden, die sie jetzt besitzen. In ähnlicher Weise haben immer die Ideen des Nordens die Kraft des Südens gehoben und befruchtet. Man muß eben das Yankee-Land, die felsige, spitzige Halbinsel von Neu-England, als die reizbarste, empfindlichste und empfänglichste Stelle des ganzen Körpers der Union bezeichnen, an welcher alle Funken zuerst zündeten und von der aus alle industrielle, culturliche und commercielle Reformen in den von da hergeleiteten Canälen, in den von da ausstrahlenden Röhren, wie ein rasches Feuerwerk sich durch das ganze Land verbreiteten.

Natürlich hat Neu-England selbst immer die meisten Vortheile aus diesen Bewegungen geschöpft und ist selbst dabei so zu sagen ganz in ein reiches Industrieland, in einen großen Fabrikdistrikt verwandelt. Alles, was Amerika an bedeutsamen Manufakturen besitzt, findet sich dort. Daselbst blüht die Fabrikstadt Lowell, das amerikanische Manchester, und ihre Umgegend, deren Baumwollenspindel-Zahl schon der von ganz Frankreich beinahe gleichkommt. Dort sind die großen Waffenfabriken der Union, deren Gewehre, Revolver und Pistolen in neuerer Zeit in Bezug auf Zweckmäßigkeit und Güte der Arbeit mit den Produktionen des alten, waffenkundigen Europa rivalisirt haben. Dort blüht auch die neuenglische Uhren-Manufaktur, die aus unserer Schwarzwälder Uhrenindustrie erwachsen ist und die diese zu überflügeln droht, weil die billigen und zugleich eleganten nordamerikanischen Uhren nicht nur im ganzen Süden der Union verbreitet sind, sondern auch schon vielfach zu uns sich Zugang verschafft haben. Dort endlich sind die großartigsten Möbel-, Leder-, Schuh- und Kleiderfabriken, welche in einer merkwürdig schwunghaften Weise den ganzen Süden und Westen versorgen. Einige dieser Artikel setzen viel größere Capitalien in Umschwung, als man es für möglich halten sollte. Bloß der Werth der Ausfuhr von Schuhen und Stiefeln aus Massachusetts nach anderen Theilen der Union wurde für 1860 auf 30,000,000 Dollars geschätzt. Der Süden hat dem nichts Aehnliches an die Seite zu stellen. Selbst von dem ihm eigenthümlichsten Rohprodukte, der Baumwolle, verarbeitet er ein kaum nennenswerthes Quantum; im Jahre 1859

von 4 Millionen Ballen Baumwolle, die er erzeugte, etwa 100,000, also nur den vierzigsten Theil.

Von der Totalbevölkerung der Vereinigten Staaten war im Jahre 1850 im Ganzen circa eine Million in den Manufakturen beschäftigt, und von diesen steckte ungefähr ein Drittel in den Werkanstalten von Neu-England, bloß in denen von Massachusetts 165,000, über die Hälfte, nämlich 510,000 in den Fabriken der drei Staaten von Massachusetts, Newyork und Pennsylvanien zusammengenommen.

Die Fabrikanten und Handwerker der Vereinigten Staaten producirten im Jahre 1850 einen Werth von 1013 Millionen, und davon die nördlichen freien Staaten allein 845 Millionen, die südlichen Staaten nur 167 Millionen. Man kann also die ganze Maschinen- und Handarbeit-Industrie des Südens als etwas mehr als 5 mal geringer annehmen, als die des Nordens. Nimmt man die Maschinenarbeit oder die Manufakturen allein, so steht in dieser Beziehung der Süden noch mehr zurück. Es würde mich hier zu weit führen, wenn ich dies im Einzelnen nachweisen wollte. Man kann aber im Ganzen sagen, daß Pennsylvanien und Newyork die Verarbeitung des Eisens, die neuenglischen Staaten die der Wolle und Baumwolle in so hohem Grade ausschließlich in Händen haben, daß der Süden dabei kaum in Betracht kommt.

Wie der Städtebauer, der Schiffer, der Fischer, der Handelsmann, der Fabrikant, so ist der Yankee weiterhin auch der Schulmeister, der Erzieher, der Gelehrte, ja sogar auch der Poet der Union geworden.

Die unsern deutschen Universitäten am meisten ähnlichen amerikanischen Hochschulen liegen in den nordöstlichen Staaten. Es sind dies namentlich das von so viel ländlicher Anmuth umgebene Harvard-College bei Boston, das in einem Hain alter Bäume vergrabene Yale-College in New-Haven und die Universität von Newyork, an denen fast alle diejenigen amerikanischen Gelehrten, deren Namen man auch in Europa kennt, als Professoren wirkten. Von den südlichen Universitäten der Union wissen wir wenig zu melden.

Auch durch die westlichen Töchterstaaten Neu-Englands zieht sich über Albany im Staate Newyork, Cincinnati in Ohio, Ann Arbor in Michigan bis Madison in Wisconsin eine Reihe von hübschen Musensitzen fort, denen der Süden nichts Aehnliches an die Seite zu setzen hat.

Fast alle amerikanischen Gelehrten, die in der civilisirten Welt etwas Gewicht haben, sind auf diesen nördlichen Hochschulen ausgebildet worden, oder haben an ihnen als Lehrer ihre Carriere begonnen. Auch die Agassiz und mehre andere Träger des Lichts, die Europa zum amerikanischen Gelehrten-Contingent stellte, haben an ihnen einen Wirkungskreis gefunden, nur wenige dagegen im Süden.

Die Naturforschung, ein Zweig der Wissenschaften, in welchem die Amerikaner vorzugsweise manches Treffliche geleistet haben, hat in jenen nördlichen Akademien ihren Sitz. Keine andern Staaten der Union sind so gut geographisch aufgenommen, in ihren physikalischen Zuständen so fleißig erforscht und dargestellt, als die des Nordens,

der von Newyork unter andern in einem vielbändigen Prachtwerke, das sich auf allen unsern europäischen Bibliotheken befindet. Auch die einzigen amerikanischen Sternwarten, die man in Europa kennt, sind die von Cambridge in Neu-England, mit ihren Tochteranstalten zu Washington, Albany, Cincinnati ꝛc., die neben und mit den genannten Universitäten durch den Norden hingepflanzt sind.

Ebenso wie die physikalischen Wissenschaften, hat auch die amerikanische Geschichtschreibung im Norden und namentlich in Neu-England ihre Brennpunkte. Alle die auf diesem Gebiete glänzenden Namen, der des betrauerten Prescott, des allgemein beliebten und auch dahingeschiedenen Washington Irving, Bancroft's und des jüngst aufgetauchten Motley, sind aus Neu-England und seinen Städten und Schulen hervorgetreten. Sie sind dort nicht nur geboren, sondern haben daselbst auch ihre erste Erziehung und weitere Ausbildung empfangen, haben dort das Publikum, welches sie animirte, die Drucker und Verleger, welche sie förderten, gefunden. Ich wüßte nicht, daß der Süden etwas Erwähnenswerthes jenen trefflichen Männern an die Seite zu stellen hätte. Man kann bemerken, daß auch die historischen und geographischen Gesellschaften von Boston, Newyork, Philadelphia ꝛc. die ältesten und verdienstlichsten Associationen dieser Art in den Vereinigten Staaten sind.

Aber selbst die Poesie blühte — so weit sie in den Vereinigten Staaten überhaupt blüht — vorzugsweise, ja fast ausschließlich auf dem verhältnißmäßig kleinen und engen Terrain des felsigen und malerischen Neu-Englands.

Dieß könnte auf den ersten Blick besonders auffallend erscheinen, weil man dem gewinnlustigen Yankee vorzugsweise eine praktische auf materielle Verbesserungen zielende Richtung und einen kühlen spekulirenden Geschäftssinn zuschreibt, dem Süden dagegen „ritterlichen, romantischen" Geist, ein tieferes, wärmeres Gemüth und weitherzigeres, großmüthigeres Wesen vindicirt.

Aber der Geist und die Bildung des Nordens stehen überhaupt auf einer höheren Stufe, als die des Südens, und daher auch natürlich seine Einbildungskraft, seine Empfänglichkeit für poetische Seelenregungen, und das Talent und die Kunst der Handhabung der Sprache.

Die von ihren Zeitgenossen gepriesenen Cooper, Longfellow, Edgar Poe, und alle die andern von Apollo mehr oder weniger freundlich angeblickten Geister, — sie sahen sämmtlich das Licht der Welt im Norden der durch den Missouri-Compromiß gezogenen Linie. Die vielen, ja zahllosen Romanschreiber und Schreiberinnen, Dichter und Versemacherinnen — bewundern kann man sie freilich nicht alle, sind bei weitem in der Mehrzahl um den Hudson und um die Baien von Rhode-Island und Massachusetts und Maine herum groß geworden. Der Süden hat dagegen zur Bevölkerung des Amerikanischen Parnasses nur wenig beigetragen.

Wie die Strömung der Gedanken und Ideen, so geht denn auch die der Bücher, in denen sie verkörpert erscheinen, von Neu-England aus. In New-York, Boston und Philadelphia giebt es so viele Druckerpressen und Buchhandlungen wie in dem ganzen Reste der Union zu-

sammengenommen, und nur in jenen Städten residiren die Geburtshelfer der geistigen Produktionen, die großen Verleger der Union. Es bewegt sich von da aus ein höchst merkwürdiger und in seiner Weise großartiger Buchhandel durch den ganzen Süden und Westen des Landes, die sich von dem nördlichen Literaturmarkte versorgen. — All ihr geistiges Futter wird der Union durch die Vermittelung des Nordens zugeführt.

Und so haben sich denn auch die aus jener Bücherströmung hervorgehenden literarischen Depots, die Bibliotheken, weit schneller im Norden gebildet und vermehrt als im Süden. In den öffentlichen (Schul-, Kirchen-, Universitäts-, Stadt- und Staats-) Bibliotheken der Vereinigten Staaten wurden in der letzten Zeit 5,000,000 Bände gezählt. Von diesen besaß der Staat New-York allein circa 2,000,000 Bände. Sämmtliche freie Staaten hatten zusammen über 4 Millionen und sämmtliche Südstaaten kaum eine halbe. Louisiana mit der großen Capitale New-Orleans besaß in seinen öffentlichen Bibliotheken nur 30,000 Bände. Die Büchersammlungen des Südens sind also etwa 11 Mal unbedeutender als die des Nordens, während die Summe seiner Bevölkerung der des Nordens beinahe gleichkommt. — Auch das, was man in Europa wohl von den Vereinigten Staaten im Allgemeinen sagt, daß jedes Dorf dort seine eigne Zeitung habe, gilt doch im Grunde nur von Neu-England und den Nördlichen Staaten.

Wie mit seinen Hochschulen und seinen literarischen Kreisen, seinen Dichtern und Staats-Bibliotheken, so schritt denn der Yankee auch mit seinem Volks-Erziehungs-

Wesen der übrigen Union voran. Zwar behaupteten die Südländer, und führten es als ein Hauptargument für die Zulässigkeit oder doch für die Zweckmäßigkeit der Sklaverei an, daß durch dieselbe die Bildung gefördert würde. „Unsere Sklaverei“, sagten sie, „macht es möglich, daß alle gemeinen und groben Arbeiten, die der menschlichen Gesellschaft doch einmal nöthig sind, von einer untergeordneten, ohnedieß keiner Bildung fähigen Menschenrace ausgeführt werden, und daß dabei die herrschende Klasse sich ihrer eigenen Ausbildung und Verfeinerung ungestört hingeben kann.“ Sie wiesen dabei auf die alten Hellenen hin, von denen man wohl behauptet hat, daß ihre Bildung eben in Folge der bei ihnen herkömmlichen Sklaverei, welche ihnen zur Unterlage und gleichsam zum Ruhekissen diente, und welche den aristokratischen Geschlechtern die schöne Muße zur Betreibung der freien und edlen Künste verschaffte, so hoch gestiegen sei. Ich mag dies dahin gestellt sein lassen. Gewiß ist es, daß nur in den freien Staaten des Nordens von einer vernünftigen Organisirung des Volksschulunterrichts die Rede gewesen, und ein eigenthümliches Volkserziehungs-System erfunden worden ist. — Es ist das Eigenthümlichste und Wichtigste, was Amerika hervorgebracht hat, und es hat sich allmählich wie fast alle Yankee-Erfindungen über die ganze Union hin ausgebreitet. Bancroft, der Historiograph der Union, sagt, „daß das ganze Geheimniß des großen Erfolgs und der Entwickelung des Characters der Neu-Engländer in ihrem Erziehungs- und Schulsysteme liege“. Ihre freien, unentgeldlichen, jedem Bürger, jeder Sekte oder Religionspartei offenen Schulen

begannen schon vor 200 Jahren bald nach der Besiedlung Neu-Englands sich geltend zu machen. Bereits unter ihren ersten Leuten, die in das Land der wilden Indianer kamen, waren Gelehrte, die wie der berühmte Cotton Mather, sowohl Wald gerodet, als Bücher geschrieben haben. Da es bei den Puritanern eine prinzipielle Ansicht war, daß nicht eine Priesterklasse das alleinige Recht habe, die Schrift zu studiren und auszulegen, sondern daß jeder darin forschen dürfe und auch dazu verpflichtet sei, so mußten bei ihnen natürlich alle Kinder lesen lernen, und alle Erwachsene für die Uebung dieser religiösen Pflicht sich die nöthigen Kenntnisse zu erwerben trachten. Daher waren denn auch die Schulen in Neu-England schon lange vor der Unabhängigkeitserklärung im Allgemeinen besser, als sogar in dem alten europaischen Mutterlande, und es gab in der Colonie Massachusetts bereits im Jahre 1724 viele Druckerpressen, während damals noch in England selbst nicht weniger als 32 Graffschaften existirten, die ohne alle Drucker waren.

Der Süden der britischen Colonien, das Land der Cavaliere, blieb schon damals, gleich von vornherein hinter dieser Bewegung des Nordens zurück.

„Ich danke Gott, daß wir keine freien Schulen oder Drucker hier in Virginien haben, und ich hoffe, daß wir sie in den nächsten hundert Jahren nicht haben werden. Lernen hat Abtrünnigkeit und Ungehorsam und Sekten in die Welt gebracht, und Drucken hat sie verbreitet und hat gepredigt gegen die beste Regierung. Gott verschone uns in Virginien mit Schulen und Druckern", — so schrieb

schon bald nach der Mitte des 17. Jahrhunderts ein in der amerikanischen Colonialgeschichte sehr wohl bekannter Gouverneur von Virginien, der 40 Jahre lang die Angelegenheiten dieses Landes leitete, Sir William Berkeley an König Carl den Zweiten. — Die Worte dieses Mannes haben einen weiten Nachhall in der Geschichte des Südens gehabt, und bildeten bis auf die neueste Zeit einen Artikel in dem Katechismus des Sklavenbesitzers.

Die Staaten von Neu-England und Newyork haben das alte puritanische Volksschulensystem am konsequentesten und gründlichsten durchgeführt und haben es dahin gebracht, wohin es noch kein Staat gebracht hat, daß allen Kindern, sämmtlichen Bürgern ohne Ausnahme die Gelegenheit zur Erlernung des Lesens und Schreibens und anderer nützlicher Kenntnisse gegeben ist, und daß, weil dies Alles unentgeltlich dargeboten wird, so auch von den allerärmsten Staatsmitgliedern benutzt werden kann. Den Werth oder Unwerth dieses amerikanischen Volksschulsystems für uns Europäer habe ich hier nicht zu erörtern. Es genügt zu wissen, daß die Amerikaner es für ihre Bedürfnisse und Zustände so zweckmäßig fanden, daß bei ihnen alle Gemeinden und Staaten, auf die Neu-England einigen Einfluß üben konnte, es allgemein angenommen haben.

Mit ihren Schulordnungen und Schulplänen und Schulgebäude-Rissen, die den übrigen zum Muster dienten, senden die Neu-Engländer zugleich auch die Leute selber aus, die diesen Ordnungen, Plänen und Rissen Leben und Bedeutung geben sollen. Die Staaten von Connecticut, Massachusetts, Rhode Island ꝛc. sind die wahren Pflanz-

Orte für die Schulmeister von Amerika geworden. Namentlich aus dem erstgenannten Staate wandern jährlich eine Menge dieser Pioniere des Unterrichts und der Aufklärung nach allen Gegenden der Union, vorzugsweise nach dem Westen aus, um den Samen der Erkenntniß unter dem Volk zu verstreuen. Sie überschwemmen die westlichen Staaten Ohio, Indiana und Illinois und dringen auch in die Gebiete jenseits des Mississippi ein, überall ihre dornenreichen und kärglich belohnten Dienste anbietend.

Der Yankee-Schulmeister ist daher in den Staaten eine ganz eigenthümliche Figur, ein stehender Charakter, dem man überall begegnet. Die Schulmeistercarriere ist dort bei Städtern und Bauern eine so gewöhnliche Lebensbeschäftigung geworden, wie z. B. in der Schweiz im Canton Graubündten das der Zuckerbäcker, oder im Canton Tessin das der Wegebauer und Maurer. Es ist ein Geschäft, mit dem sogar viele der amerikanischen Autodidakten (self made men), die nachher zu Ruhm und Einfluß gelangt sind, ihre Lebenslaufbahn anfingen. Manche der uns allgemein bekannten amerikanischen Autoren und Gelehrten begannen als Volksschulmeister, indem sie dabei wie Andere, so auch sich selbst weiter bildeten, allmählich zu höherer Kenntniß, bessern Mitteln, einflußreicherer Stellung gelangten, und am Ende angesehene Männer wurden.

Und nicht bloß die Männer, sondern auch die Frauen und jungen Mädchen der genannten Staaten des Nordens pflegen sehr gewöhnlich zu diesem Geschäfte zu greifen. Be-

kanntlich steht in den Vereinigten Staaten ein guter Theil der Volkserziehung — ein viel größerer als bei uns, — unter der Leitung das weiblichen Geschlechts, des dort zuweilen selbst über halb erwachsene Jünglinge das Schulscepter schwingt. Es gehen daher aus den Felsenthälern Neu-Englands eben so viele oder noch mehre schulmeisternde Frauen, als Männer aus. Wie die schweizerische Gouvernante sogar bis nach Sibirien wandert zu den Familien und Schlössern der Großen, so findet man die neuenglische Schoolmistress sogar mitten in der Culturbrandung des amerikanischen Westens am Rande der Prairien, nahe bei den Zelten der nomadisirenden Indianer, wo sie auf einsamen Wiesen zwischen Urwäldern und Gebüschen ihr Blockschulhaus aufgeschlagen hat, und wo sie ihr Schulglöcklein ertönen läßt, um die Knaben und Mädchen der in der Nachbarschaft verstreuten Colonisten zum Buchstabiren und Rechnen zusammen zu rufen.

Der gesammte Einfluß der Neu-Engländer auf die Geistescultur der Vereinigten Staaten, auf ihre Literatur und Poesie, auf ihre Volksbildung und Erziehung ist, dem Allen nach, also sehr bedeutend. Er ist so entscheidend und prädominirend, daß man sagen kann, daß auch in dieser Beziehung die ganze Union Ton und Farbe von ihnen empfangen habe.

Eben so tonangebend wie in den literarischen, pädagogischen und wissenschaftlichen Angelegenheiten waren die Yankees schließlich auch in den religiösen.

Bekanntlich ging die ganze Staatengründung in Neu-England so zu sagen aus der christlichen Kirche hervor.

Es war eine verfolgte und vertriebene fromme, ernste Religionssekte, welche die erste Colonie in Neu-England gründete und das erste staatliche Gesäme hinüberbrachte, ganz anders als in den südlichen Staaten, wo die Colonienstiftung wenig mit der Kirche und der Religion zu thun hatte.

Prediger waren die Anführer und Befehlshaber jener an die Felsengestade des Stockfischvorgebirges*) ausgeworfenen Pilger. Pastoren waren auch die ersten Gesetzgeber und Ordner der Gemeinde und des Staats von Massachusetts. Auswandernde und dissentirende Theologen und Missionäre wurden auch die Stifter der Staaten von Rhode-Island und anderer. Das Kirchenwesen und die Glaubenssachen waren die großen Angelegenheiten, um die sich das Leben dieser Staaten von vornherein drehte. Frömmigkeit, Kirchlichkeit und eine große Sittenstrenge zeichnete ihre Bürger aus. Den Indianern, auf die sie in der Nähe von Boston stießen, wurde das Evangelium gepredigt und sehr bald von einem ihrer Gottesgelehrten die Bibel in ihre Sprache übersetzt, frühzeitiger als dies sonst irgendwo im Gebiete der Vereinigten Staaten geschehen ist.

Obgleich sich der Nachkommen der Puritaner nebenher noch bald ein ganz anderes Streben, nämlich der Geist der Eroberung, Gewinnsucht, Spekulationslust bemächtigte, so blieb ihnen doch auch noch Vieles von jener Kirchlichkeit, ihrer religiösen Stimmung, ihrem Missionseifer und ihrer Sittenstrenge. Und dies kann man wohl sehr zum Lobe wenigstens der Grundbevölkerung Neu-Englands

*) „Cape Cod“ bei Boston.

gelten lassen. Die überschwänglich strengen, peinlichen, pedantischen und sogar harten und grausamen Sittengesetze der alten neuenglischen Puritaner, ihre Strafen für Lügen, für Fluchen, — ihre Verfolgungen des Tabacksrauchens, — die in ihren Gesetzen gemachten Bestimmungen über das Maaß des Biertrinkens, — ob und wann einer ein halbes oder ein ganzes Glas trinken dürfe rc., sind zwar häufig sowohl getadelt, als lächerlich gemacht worden. Aber dennoch hat sich ein süßer Kern in der rauhen, dornigen Schale conservirt. Vielleicht giebt es, Alles in Allem genommen, wenige große Bevölkerungsmassen, die so ehrbar, so sittsam sind und ein so strenges, freilich auch unromantisches Leben führen, wie die Männer und Weiber in den kleinen Städten und Dörfern der Landschaften Neu-Englands. Sie sind ein Volk, das seine Hauptvergnügungen in der Belehrung, in der Betreibung der nützlichen Künste und Gewerbe, und seine Erbauung beim Gottesdienst findet, nebenher aber allerdings eine heftige Leidenschaft für die Geschäfte besitzt. Sie kennen fast keine Volksbelustigungen, halten wenig von Gelagen und munteren geselligen Freuden. Statt der „Casinos", „Kirchweihen", „Karnevals", „Musikgärten", „Kaffeehäuser", „Maskenbälle" rc. haben sie in ihren kleinen Städten und sogar in den Dörfern fast nichts anderes als Leseklubs. Und ihr größter Genuß ist es, wenn Professoren oder Gelehrte aus Boston oder Newyork zu ihnen kommen, und ihnen über irgend ein Capitel aus der Theologie oder Zoologie oder Geologie, oder über Milton, oder über Shakespeare, oder über den Propheten Jeremias, oder sonst über irgend ein

Thema, was einen lernbegierigen Menschen interessiren kann, Vorlesungen halten. Sie — (ich meine die Kleinstädter und Dorfbewohner des Yankee-Landes) — pflegen jedes Jahr schon im Herbste einen Abend in jeder Woche zu einer Vorlesung festzusetzen, und dann im Voraus für den ganzen Winter sogenannte „Lecturers", mehr oder weniger berühmte Leute aus Boston oder Newyork oder Cambridge oder New-Haven zu engagiren, ihnen geistvolle, beredte und nutzbare Mittheilungen zu machen, für die eine Woche einen Geologen, für die andere einen Historiker, für die dritte einen Literaturhistoriker u. s. f. Und dabei darf man ihnen nicht etwa mit etwas Mittelmäßigem kommen. Ich hörte selbst in neuenglischen Dörfern Vorlesungen, wie ich sie in Bezug auf raffinirteste Vollkommenheit in Styl und Putz der freien Rede und Deklamation selten so gut in unseren Residenzstädten vernahm. Diese Vorlesungen an den Alltagen sind dann jedes Mal eben so stark besucht, wie die Kirche an Sonntagen, von Leuten allen Schlages, von Männern und Frauen, von Jungen und Alten, selbst von ganz alten Mütterchen, von Fabrikanten, Krämern und Farmern, oder wie wir sagen würden, Bauern, die oft aus entlegenen Verstecken und Thälern in Nacht und Nebel, in Schnee und Stürmen lernbegierig dazu heraneilen oder auf ihren Schlitten herangefahren. Die Memoiren eines neuenglischen „Lecturers" über seine Fahrten, Abenteuer und Erfahrungen am Pennobscot oder in der White Mountains würde einer der interessantesten Beiträge zur Literatur und Volkskunde sein, den jemand schreiben könnte.

Auch die Religiösität und die Kirchlichkeit steht bei dem heutigen Yankee noch immer vielfach oben an. Ich überzeugte mich davon einmal auf recht authentische Weise. Ich hatte Gelegenheit, bei einem großen Colonisateur des Westens am Mississippi mich in eine höchst interessante Sammlung von Dokumenten zu vertiefen. Es waren ein Paar starke Foliobände, welche die Correspondenz dieses Landspekulanten mit auswanderungslustigen Bauern in Neu-England enthielt. Es waren darunter Briefe von Leuten, aus den Wäldern von Maine, aus den Green Mountains von Vermont, aus den Inseln von Massachusetts, aus allen Staaten von Neu-England. Mein großer Spekulant und Geldmann (natürlich selbst ein Neu-Engländer) hatte sich durch öffentliche Bekanntmachungen erboten, mit Jedem, der sich über die Auswahl einer wünschenswerthen Gegend im Westen an ihn wenden wolle, alle begehrte Auskunft zu ertheilen. Die Leute hatten ihm daher lange Episteln zugeschickt, in welchen sie die Umstände und Ursachen auseinandersetzten, welche den Entschluß zur Auswanderung bei ihnen hätten reifen lassen. Dazu hatten sie zugleich ein Register der Eigenschaften angefertigt, die sie bei der von ihnen zu wählenden Lokalität zu finden wünschten. Unter den Ursachen zur Auswanderung spielte natürlich immer der felsige und undankbare Boden ihres Heimathlandes und „das harte Brod“, das sie dort erndteten, die vornehmste Rolle. Unter ihren Wünschen war aber jedes Mal die Erkundigung nach der moralischen Beschaffenheit der Nachbarschaft, nach der Nähe oder Entlegenheit einer Kirche, oder doch nach der

Aussicht, bald eine Kirche zu bekommen, und nach der Glaubensfahne dieser Kirche. Dies letztere war die Hauptfrage, die immer sehr umständlich behandelt wurde. Dies Alles für gleißnerische und heuchlerische „Scheinheiligkeit", für „Aeußerlichkeit" und „Formenwesen" zu halten, konnte ich mich nicht entschließen. Ich las in jenen unverfänglichen Correspondenzen die innersten Gedanken einer ganzen Bevölkerung über Angelegenheiten, die ihnen am meisten am Herzen lagen, und nach dem, was ich dabei auch selbst sah, muß ich glauben, daß den Kern der Yankees, trotz ihrer Spekulationslust, trotz ihrer „Smartneß" und neben ihrer unläugbaren Freude am Gewinn und am Mammon, ein tief gefühltes religiöses Bedürfniß durchdringt.

Wer nun auch Kenntniß genommen hat von den religiösen und theologischen Schriften und Werken der Neu-Engländer, wird ebenfalls von dieser Seite her zu derselben Ansicht gelangt sein. Was hat der Süden den herrlichen Predigten, den von tiefem religiösen Drange zeugenden Abhandlungen eines Channing, eines Parker, eines Emerson — lauter Yankees! — entgegenzusetzen? Kanzelberedsamkeit blüht nur im Norden. Eine theologische Wissenschaft, die sich der deutschen Forschung freundlich an die Seite stellen könnte, hat sich nur in Neu-England entfaltet, und es überflügelt daher den Süden in allen religiösen, theologischen und kirchlichen Angelegenheiten. Die religiösen Sitten, Sekten und Formen der Yankees haben sich mehr oder weniger über die ganze Union ausgebreitet. Dies zeigt unter andern die Ge-

schichte des sogenannten „Thanksgiving Day“ (Danksagungstag). In den Neu-England-Staaten war es eine alte Gewohnheit, im Herbste einen großen Feiertag für des Schöpfers Gnade im Laufe des ganzen Jahres zu bestimmen. Dies wurde allmählich der größte und populärste Feiertag des Landes. Von dort aus hat sich diese Sitte fast über die ganze Union ausgebreitet, und schon im Jahre 1848 hatten nicht weniger als 16 Staaten ebenfalls einen „Danksagungs-Tag“ angenommen. Ich führe dies nur beispielsweise an. Aehnlich aber ist es mit vielen anderen Dingen gegangen.

Auch die zahlreichen Missions-Gesellschaften, die im Norden existiren und die doch wohl nicht alle bloß schlauer Berechnung und Politik oder der sogenannten „Scheinheiligkeit“ zuzuschreiben sind, beweisen die dort wache und rege Theilnahme an der christlich religiösen Bewegung. Die nordamerikanischen Missions-Anstalten sind nach den englischen diejenigen, welche über die großartigsten Mittel gebieten, und solche existiren dort fast nur in den Staaten Neu-Englands, in Newyork und in Pennsylvanien. Der Süden hat wenig Theil daran. Die evangelischen Missionen unter den Indianern am Obernsee, die Missionsreisen zu den Jägerstämmen in Oregon, die besonders merkwürdigen Missionen, welche die Sandwich-Inseln auf eine so rasche und erfolgreiche Weise civilisirten — sie wurden größtentheils nicht nur von neuenglischen Capitalien gefördert, sondern auch von neuenglischen Persönlichkeiten angeführt und geleitet. Auch die Missionen und Bibelgesellschaften bei uns in Europa und in Asien

haben von den nördlichen Staaten der Union immer wesentliche Unterstützung erhalten.

Und mit dieser Bemerkung will ich meine Betrachtung über die zwar wenig romantischen, nichts weniger als idealen oder gar sentimentalen und schwärmerischen Yankees, für die auch nicht Viele zu schwärmen pflegen, die aber dennoch ein sehr remarkables Völkchen sind, beschließen.

Neujahr in Newyork.

Der erste Januar ist in Newyork ein sehr merkwürdiger Tag, an welchem die ganze Gesellschaft der Stadt in eine außerordentliche Bewegung geräth. Man empfängt und macht an diesem einen Tage mehr Besuche, als sonst das ganze Jahr hindurch. Ja, wer am ersten Januar seine Freunde nicht besucht, der hat es mit ihnen für immer verdorben. Er hat das Recht verloren, wieder eingeladen zu werden. Dagegen kann, wer wenigstens am Neujahrstage bußfertig seine Aufwartung macht, viele Versäumnisse, die er sich im Laufe des Jahres zu Schulden kommen ließ, wieder gut machen.

Manche in der Gesellschaft stark repandirte junge Leute machen zuweilen in diesem oder jenem Hause, obgleich sie oft eingeladen waren, nie eine Dank- oder Gallavisite. Aber am ersten Januar, da halten sie darauf; denn an diesem Tage wegzubleiben, das wäre fast so gut wie ein entschiedener Bruch. Die Damen sind bei diesen Neujahrs-Besuchen mehr oder weniger bloß passiv betheiligt. Sie halten sich, in ihrem schönsten Schmuck angethan, zu Hause und empfangen da die Huldigungen. Die ganze Herrenbevöl-

kerung der großen Sadt ist dagegen dem Gesagten zufolge auf den Beinen, und es ist jedenfalls, was Visiten anbelangt, der größte Feiertag Newyorks während des ganzen Jahres.

Die Sitte soll aus Holland stammen, wo ebenfalls, wie auch in Paris, der erste Januar sehr hoch gehalten wird. Die ersten alten holländischen Colonisten sollen sie nach „Neu-Amsterdam" hinüberverpflanzt und sie da in ihrer bescheidenen, altherkömmlichen Weise stille beobachtet haben. In dem an die Stelle dieser kleinen holländischen Colonie tretenden großen Newyork wurde, wie manches andere, so auch diese Sache beibehalten, wie eine Luxuspflanze weiter cultivirt und ist dann ein solches Prachtgewächs geworden, als welches sie nun erscheint. Englischen Ursprungs ist sie nicht; denn in London macht man sich aus dem besagten Tage bei weitem nicht so viel. Er ist daher auch in den amerikanischen Städten von ächt englischem Ursprunge, wie z. B. Boston und Philadelphia, wo sie wieder andere große Tage haben, nicht so in Schwung, wie in Newyork. Er gehört dieser Stadt vorzugsweise an. Aber allerdings ist dann doch später auch auf jene Städte, für die das große Newyork vielfach den Ton angiebt, etwas davon übergegangen.

Für Jemanden wie ich, der längst den Wunsch hegte, einmal in aller Kürze, im Verlaufe von 12 Stunden, die ganze große Stadt Newyork zu durchreisen, einen Einblick in möglichst viele Verhältnisse und Häuser zu thun und mit allen Arten von Classen der Bewohnerschaft in Berührung zu kommen, konnte nichts angenehmer sein, als

die Aufforderung, die ich von einem dort sehr beliebten Herrn, einem liebenswürdigen Freunde von mir, empfing, „mit ihm zusammen die Neujahrsvisiten zu machen.“ Ich kannte einige wenige Familien, die ich zu besuchen wünschte; er hatte deren eine ganze Reihe. Wir warfen unsere beiden Listen zusammen — ich versprach ihm, ihn bei meinen Freunden einzuführen — er, den Löwenantheil für sich nehmend, wollte mich bei den seinigen introduciren —, und so bestiegen wir des Morgens um 10 Uhr — denn so früh muß man spätestens anfangen, um am Abend fertig zu sein — unsern Wagen und setzten zu unserer Visiten-Excursion aus. Da für diesen Tag jeder Pferdehuf und jedes Ding, auf dem man rollen kann, in Newyork auf's eifrigste gesucht wird, so kann man sich denken, daß man trotz der vielen tausende von Miethwagen und Zugthieren, die in der Stadt vorhanden sind, seine liebe Noth damit hat, eins für sich zu bekommen. Mein Freund hatte schon acht Tage vorher mit einem ihm als zuverlässig bekannten Kutscher einen Kontrakt abgeschlossen. Die Preise eines Wagens steigen für den Tag auf einen Fahrpreis, für den man allenfalls auch eine Reise bis zum Mississippi machen könnte, aber vielleicht kaum eine so interessante und an anmuthigen Begegnungen und Abenteuern so reiche, wie unsere Reise durch die Straßen dieses großen amerikanischen Babels, deren ich mich noch immer mit Vergnügen erinnere. Einiges von diesen Erinnerungen, was ein allgemeines Interesse haben könnte, mag ich hier mittheilen.

Bekanntlich ergießt sich das Häusermeer der Stadt Newyork über eine etwa acht englische Meilen lange und

zwei Meilen breite Halbinsel oder Insel hin, die noch jetzt den alten indianischen Namen „Manhattan" trägt. Von der südlichsten Spitze dieser Insel begann der Ausbau der Stadt. Da lagen vor 200 Jahren die bescheidenen Häuser und Waarenschoppen jener alten, kleinen holländischen Colonie „Neu-Amsterdam" auf engem Raume bei einander, wo die guten „Mynheers" es so leicht hatten mit ihren Neujahrs-Staatsvisiten von Nachbar zu Nachbar. Von diesem kleinen Stadt-Embryo, dieser stillen holländischen Chrysalide, aus welcher der prachtvolle Schmetterling Newyork hervorschlüpfte und sich breitflügelig entfaltete, von diesem Neu-Amsterdam, sage ich, so wie es uns mit seinen kleinen, niedrigen, spitzgipflichen Häusern und seinen zwei Dorfkirchthürmen und mit seinem mit einem halb Dutzend Böllern gespickten Indianer-Fort auf alten curiosen Kupferstichen dargestellt wird, ist jetzt natürlich kaum eine Spur mehr zu finden.

Der Platz, den es einnahm, ist in den letzten beiden Jahrhunderten schon mehr als einmal rasirt, die Häuser abgerissen, anders und wieder anders, höher und höher, enger und enger aufgebaut. Zum Theil ist auch der Grund, auf dem die holländische Wiege Newyork's stand, ganz umgegraben und in den hier ausgehöhlten Schiffsdocks und Hafenbassins in's Wasser versenkt. Man findet in London mehr Ueberreste von dem uralten römischen Londinum, als in Newyork von dem erst zur Zeit unserer Urälterväter begründeten Neu-Amsterdam.

Wenigstens ist dies so mit seiner äußern Hülle, seinen Baulichkeiten. Denn was seinen geistigen Inhalt, seine

Bewohner betrifft, so findet man von diesen allerdings noch einiges und zwar gar nicht unbedeutendes Wurzelwerk durch die ganze jetzige Riesenstadt verbreitet. Die alten holländischen Familien, indem sie die Bauplätze ihrer Häuserchen und Vorstadtgärten um die Mitte des vorigen Jahrhunderts, d. h. zu der Zeit, wo die Stadt Newyork anfing, wie ein Pudding aufzugehen, verkauften, sind reich und angesehen geworden und bilden noch jetzt gewissermaßen den Kern der ältesten Familien von Newyork, eine Art Aristokratie dieser Stadt, welcher bekanntlich dort das aller Aristokratie abholde Volk den Spitznamen der „Knickerbocker" gegeben hat. Die Namen einiger alten holländischen Familien, wie z. B. die des Präsidenten van Büren, sind ja in der ganzen Welt bekannt geworden.

Da wir zu unseren Neujahrsvisiten bei der Südspitze der besagten Insel Mauhattan aussetzten, so führte uns gleich unser erster Besuch in eine solche alte Knickerbocker-Familie, die ausnahmsweise noch an demselben Flecke klebte, wo ihre Vorfahren ein holländisches Landhaus, eine Milchwirthschaft und einen guten Strich Wiesen- und Ackerland besessen hatten. Diese Wiesen, Aecker und Gärten waren freilich im Laufe der Zeiten ausverkauft und nun mit dicht gedrängten Bataillonen hoher Häuser besetzt. Aber die Hauptstelle des so dem großen Stadtkörper einverleibten Landgutes hatten sich die Besitzer von Vater auf Sohn gewahrt. Freilich war statt des niedrigen Strohdaches auch dort nun ein Palast aufgewachsen, der indeß noch immer einen etwas ländlichen Anstrich behalten hatte. Wenigstens hatte er noch ziemlichen Raum umher, ein Gärtchen und

einige alte Bäume waren aus dem übrigen Häusercomplex wie eine Reserve herausgeschieden. Er erinnerte mich ein wenig an die holländischen Stadtresidenzen der Herzöge und Marquis, die man mit Parks umgeben mitten in dem Häusermeer von London findet.

Der Chef der Familie und Besitzer des Hauses, der uns begrüßte, war ein alter, ehrwürdiger Greis, in dessen Wesen und Benehmen noch eben so viel oder wohl noch mehr Reminiscenz der alten holländischen Zeiten als in seiner Wohnung wahrzunehmen war. Man sagt allgemein in Newyork, daß die dortigen Nachkommen der Holländer, welche die hoch anschwellende Fluth der Bevölkerung und des Reichthums mit fortgerissen und gehoben hat, in ihrem Charakter, in ihren Sitten und dem Geiste ihrer Spekulationen noch ein gut Theil des alten, soliden und vorsichtigen, holländischen Geistes mit dem neuen, rührigen und schwunghafteren Wesen der in die Stadt eingewanderten Yankees verbinden. Und dies sprach sich auch in der ganzen Erscheinung jenes Mannes, der für zehn Minuten unser Wirth wurde, aus. Er versicherte uns unter anderm, daß er, so alt er auch schon sei, doch nie in seinem Leben die Stadt Newyork verlassen habe und daß er auch nie, ein einziges Mal ausgenommen, außerhalb seines Hauses geschlafen habe. Man erzählt sich, daß es in London und Paris viele Bürger giebt, die nie das Land gesehen haben. Aber für das triebsandige Amerika, wo sonst Alles so kraus durcheinander gewürfelt wird, schien mir jener Fall besonders merkwürdig. Er steht jedoch nicht vereinzelt da; denn ich habe auch nachher noch Geschäftsleute in Newyork getroffen, die mir

sagten, daß sie ihr ganzes Leben lang der Art an das Comptoir, das Contobuch und den Schreibbock gefesselt gewesen seien, daß sie nie „das Freie“ gesehen und nie eine Nacht außerhalb ihrer Stadt zugebracht hätten.

Auch sonst hatte unser alter Herr holländischen und europäischen Lieblingsideen nachgehangen. So z. B. hatte er rings um sein schönes Haus (wie gesagt den Landsitz seiner Väter) herum mehre andere elegante Häuser für seine Kinder und Kindeskinder aufführen lassen, um sie alle, wie dies bekanntlich auch der altmodige französische Landmann in Canada liebt und thut, so recht in seiner Nähe anzusiedeln. Er zeigte uns die Häuser von seinem Fenster aus. Eins war für seinen Aeltesten bestimmt gewesen, eins für den zweiten Sohn, ein drittes für seinen Schwiegersohn. Sie ständen jetzt aber leer, sagte er ganz betrübt. Sein in den Vereinigten Staaten ungewöhnliches Experiment sei ihm nicht gelungen. Die Kinder waren schon alle von dem amerikanischen Triebsandgeiste ergriffen. Der Aelteste hatte mit seiner Frau allerdings ein paar Jahre neben dem Papa ausgehalten; allein darnach hatte er „im Westen“ ein neues, einträgliches Geschäft entrirt und war dorthin, weit weg, decampirt. Ebenso hatte es der zweite und ebenso auch, unter ähnlichen oder anderen Vorwänden, der dritte gemacht. Diese neue Generation zusammenzuhalten, das ist unmöglich, selbst wenn man ihnen das bequemste und sorgenloseste Leben verspricht. Und so residirte der gute, alte Mann mit seiner eben so alten Lebensgefährtin holländischer Abkunft ganz vereinsamt und allein. Nur ein paar hübsche Enkelinnen, deren Erziehung die Großeltern

übernommen hatten, wohnten mit ihnen, und diese liebenswürdigen Mädchen machten denn auch für uns die Honneurs des Neujahrstages.

Die alten holländischen Colonisten hatten von den Thoren ihres Städtchens aus eine Klinkerchaussee angelegt, die sie in's Innere ihrer Insel Manhattan führte und die sie „den breeden weg“ (den breiten Weg) nannten. Diese Klinkerchaussee, die ungefähr gerade in der Mitte des Inselterrains fortlief und auch jetzt noch, nur in's Englische übersetzt, „der breite Weg“ (Broadway) heißt, ist die Hauptarterie des städtischen Lebens von Newyork geworden. Sie ist die breiteste Straße der Stadt geblieben. Sie läuft meilenweit gradeaus und von ihr vertheilen sich die übrigen Straßencanäle zur Rechten und zur Linken durch das ganze Netz hin. Sie ist den Boulevards von Paris zu vergleichen; denn sie hat wie diese zu beiden Seiten die schönsten Magazine, Läden und Verkaufshallen, die größten Hotels, Kaffeehäuser, Theater und andere öffentliche Lokalitäten. Es fluthet auf ihrem Pflaster und ihren Trottoiren den ganzen Tag hindurch ein dichter Strom von geschäftigen sowohl als müßig spazierenden Fußgängern, Carossen, Lastwagen, Omnibussen und Reitern. Es ist jedenfalls eine der merkwürdigsten und interessantesten Straßen der Welt, und da sie sich über mehre Boden-Anschwellungen, ehemalige, von Schafen beweidete Grashügel hinwegschwingt und dann zuweilen wieder in ein Thal hinabsenkt, so hat man dann und wann Gelegenheit, wenn man auf dem Gipfel einer solchen Bodenwelle anlangt,

den ganzen wimmelnden und strebenden Menschenstrom und die endlose Gebäudenallee weithin zu übersehen.

Ich fand diesen Anblick zwar auch heute wieder sehr interessant. Da uns aber die Zeit drängte, und in dem kramenden und schachernden „breiten Weg“ jetzt kaum noch Menschen wohnen, bei denen man Neujahrsvisiten macht, so verließ unsere Kutsche den Broadway bald, wo bei jeder Straßenecke und bei jedem Kreuzwege Verwirrungen und Stockungen der Wagen-Karavane eintreten und wo man mit den Polizeidienern in häufige Collision geräth, die den Pferden in die Zügel fallen und die entstandenen Gordischen Knoten der verrannten Fahrzeuge zu entwirren trachten. Wir trabten in eine der ruhigeren Seitenstraßen hinauf, die mit Broadway parallel laufen, in denen aber, weil sie etwas mehr aus dem Centrum liegen, die „Presse“ nicht so arg ist. Dabei stiegen wir dann und wann aus und machten unsere Aufwartungen bald in diesem, bald in jenem Hause.

Es ist noch nicht lange her, da war das fashionable Quartier von Newyork, d. h. die Gegend, wo die wohlhabenden Leute hausten, welche neben einem Geschäftslokal so recht mitten im Herzpunkte der Millionen noch ein elegantes Wohnhaus in einer entlegenen und ruhigen Gegend der Stadt haben konnten, nur eine Meile weit von der alten, einst holländischen Partie der Stadt heraus. Aber die mächtig wachsenden städtischen Künste und Gewerbe haben sich schnell in diesen ruhigen Wohnquartieren Raum geschafft, haben die Familien aus ihren Schlaf- und Sitzstuben hinausgeworfen und alle Häuser bis unter das Dach

mit Waarenlagern, Geschäftslokalen, Advokatenbüreaus, Kaufmannscomptoiren, Mäklerhallen ꝛc. angefüllt. Bald griff dieser Bienenschwarm $1\frac{1}{2}$ bis 2 Meilen weit hinaus. Die fashionable Gegend, die Straßen, wo jemand ruhig schlafen und im Schooße der Seinen stille wohnen konnte, wurde immer weiter hinausgedrängt. Jetzt hatten wir, um sie zu erreichen, drei Meilen weit zu fahren. Langweilig aber war die lange Reise in der That nicht; denn es boten sich unterwegs die merkwürdigsten Ausblicke aus unserm Wagen dar. Zuweilen durchschnitten wir Straßen, die fast so belebt waren wie Broadway, zuweilen hatten wir durch eine der Quergassen den Anblick eines Stücks des in dieser Hauptstraße selbst wogenden Gewühls. Hier und da kamen wir durch erst kürzlich umgerissene Gassen, in denen man statt der alten kleinen Häuser lauter colossale, sechsstöckige Marmorpaläste aufgeführt hatte. Ich sage „Marmorpaläste", denn in der That, mehre Straßen gewahrte ich, in denen Haus an Haus aus diesem Material, aus weißem, glänzenden Marmor gebaut waren und nota bene waren es nicht etwa, wie in Italien, die Sitze altadelicher Familien, sondern bloße Geschäftshäuser, auch marmorne Magazine und Packhäuser. Es ist ein Luxus, den ein Fremder erst gar nicht begreift, bis er hört, daß derselbe nur deswegen geübt wird, um die Aufmerksamkeit zu erregen, um die Augen der Menge anzuziehen, wobei der weiße Marmor wie ein prahlerischer Anschlagzettel wirkt.

Endlich waren wir aus dem geschäftigen und gewerblichen Theile von Newyork ganz heraus, dessen Grenze damals ungefähr durch die sogenannte „Vierzehnte Straße"

bezeichnet wurde, und wir bogen nun in die schöne, von lauter wohlhabenden Leuten bewohnte „Fünfte Avenue" ein. Der erste Besuch, den wir in dieser Gegend machten, galt einer Familie H., oder vielmehr einer „Madame H.", oder noch besser, einem „Fräulein H.", denn, wie gesagt, von den Herren — es sei denn, daß sie alt, hinfällig und ans Haus gefesselt sind, wie jener alte Knickerbocker — nimmt man an diesem Tage keine Notiz. Man sucht nur die Damen (the Ladies) auf, und unter ihnen spielen wieder nicht die Mütter oder Großmütter, sondern die jungen „Misses" die Hauptrolle. Sie haben sich für die Gelegenheit auf's schönste herausgeschmückt, wie zu einem Staatsballe. Auch die kleinen Mädchen und Kinder des Hauses sind alle in lauter Crinolinen, Seide und sammtenen Bändern wie Weihnachtspüppchen aufgeputzt. Auch ihre Nachbarinnen und Freundinnen haben sich bei ihnen eingefunden, etwa solche, die, weil sie nicht so wohlhabend sind, oder sonst aus einem andern Grunde, nicht bei sich selber empfangen können. So, in einem glänzenden Halbkreise, sitzen sie auf ihren Divans und Schaukelstühlen und harren der Dinge, die da kommen sollen, d. h. der Herren, die ihre Huldigungen darbringen. Je mehr im Verlaufe des Tages solcher Herren eingetreten sind, desto größer ist der Triumph der Damen. Wie unter den Dampfschiffen auf den amerikanischen Seen in Bezug auf Schnelligkeit, so entsteht auch unter diesen Newyorker Familien für den Neujahrstag eine Art Wettstreit darüber, wer die meisten Besuche angezogen hat. Was wird unter den Engländern und Amerikanern nicht Alles zum Gegenstande des Wettstreites! Daher übernimmt denn auch die

eine oder die andere der Damen die Rolle eines Sekretairs. Sie hat ein kleines Notizbuch, läßt sich von jedem eintretenden Herrn sogleich seine Visitenkarte geben oder, hat er deren keine mehr, seinen Namen nennen, den sie in ihre Liste einträgt. Meinen äußerst schwierigen, ausländischen Namen mußte ich dabei immer, obgleich er nur aus vier Buchstaben besteht, Laut für Laut vorbuchstabiren, und da dies sich bei jedem Besuche wiederholte, so wußte ich meine Lektion zuletzt sehr gut auswendig. Hat man seinen Namen erst abgegeben, so wird man den Damen, besonders wenn schon ein neuer Besucher eintritt, ziemlich gleichgültig und man kann bald wieder gehen. Am andern Tage summiren sie dann ihre Namen auf, vergleichen die Listen mit denen ihrer Freundinnen und triumphiren über diese, wenn sie ein oder ein paar Dutzend mehr haben. Eine dieser Damen erzählte mir, wie sie am letzten Neujahrstage von ihrer Kammerdienerin, einer ächten afrikanischen, ganz schwarzen Negerin besiegt („beaten") worden sei. Dieselbe sei am andern Morgen zu ihr gekommen und habe ihre Liste mit der ihrer Patronin verglichen. Denn wie die Neger den Weißen Alles nachäffen, so machen sie unter sich auch diese holländischen Neujahrsgratulationen mit. Besagte Negerin war verheirathet. Sie selbst wohnte zwar in dem Hause der Dame, bei welcher sie Zofendienste that; dann hatte sie und ihr Mann, der anderweitig beschäftigt war, in einem andern Theile der Stadt ein nettes Zimmerchen für sich gemiethet und eingerichtet, wo sie ihre Feierstunden zubrachte und wohin sie sich auch am letzten Neujahrstage, nach Abmachung der nöthigsten Geschäfte im Herrenhause, zurückgezogen hatte.

Dort hatte sie sich in ihrem schönsten, von allen Regenbogenfarben glitzernden Putze hingesetzt, hatte Thor und Thüren geöffnet und dann alle schwarzen Neujahrsbesucher ihrer Bekanntschaft, wie ihre Herrin die weißen, bis Mitternacht hinein empfangen. Auch hatte sie, wie die weiße Dame, eine Liste der Namen der Besucher angefertigt, und als sie diese, wie gesagt, mit der ihrer Gebieterin verglichen, da hatte sich zur großen Beschämung der letzteren herausgestellt, daß ihre afrikanische Dienerin noch 6 „Gintlemen“ mehr bei sich gesehen hatte, als sie selber.

Manche Herren geben blos ihre Namen ab, sagen „guten Morgen“ und „guten Weg“ und rennen auf diese Weise schnell durch eine große Anzahl von Häusern, indem sie im Visitenmachen das Unglaubliche leisten. Wir ließen nach europäischer Weise die Sache etwas gemächlicher angehen und genossen mit etwas mehr Gemüthsruhe die verschiedenen Dinge, die uns geboten wurden. Und diese waren hier und da in der That nichts weniger als verächtlich.

Viele der Damen thaten wirklich ihr Möglichstes, um ihre Herren hübsch zu empfangen. Vor allen Dingen hatten sie in einem ihrer eleganten Zimmer einen Imbiß in Bereitschaft, wo den ganzen Tag allerlei Weine, Liqueure und Delikatessen vorräthig gehalten wurden, um den durch die Kälte und die tüchtige Bewegung gereizten Appetit der Ankommenden zu stillen. Einige hatten dazu eine Truppe deutscher Musiker in ihren Räumen placirt, welche die Gäste mit dem Schall der Geigen und Trompeten begrüßten und den ganzen Tag Strauß'sche Walzer, Polkas und Mozart'sche Sonaten aufführten. Bei der erwähnten

Familie H. trafen wir die Damen in einer blühenden Laube, von den schönsten Tulpen und Hyacinthenbeeten, zwischen denen kleine Springbrunnen sprudelten, umgeben. Sie hatten sich nämlich nach Petersburger Manier in der Mitte ihres Hauses einen ganz artigen und geheizten Wintergarten anlegen lassen. Da spazierte die Gesellschaft ein wenig auf und ab, die Herren koseten mit den Blumen und den Damen und flogen wie Schmetterlinge aus und ein.

In manchen Häusern führte man uns auch in Bildergallerien, die man „für den Tag" geöffnet hatte und in denen man die Gäste auf Gemälde regalirte. Aber obwohl diese Oelgebilde zuweilen zahllos und in großartigen goldenen Rahmen lange Wände bedeckten, so konnte ich doch selten etwas finden, was meinen Geschmack befriedigt hätte, und ich kehrte lieber zu den Tableaux vivants zurück, unter denen zuweilen weit mehr natürliche Reize und Anmuth zu finden waren.

Da die Kreise, in die wir eintraten, alle so verschieden zusammengesetzt und mir ohnedies zum größten Theile ganz unbekannt waren — zuweilen war eine Familie von französischer, dann eine von deutscher Herkunft, — mitunter war ein blühender Kinderkreis vorhanden, — dann wieder war es eine junge Frau, die sich eben verheirathet hatte, oder eine hübsche Wittwe, die wir ganz einsam auf ihrem Divan ruhend antrafen, von welchem sie sich zu unserer Begrüßung erhob, indem sie ein Buch aus der Hand legte. Pflichtgemäß hatte sie sich für das Fest geputzt und harrte auf ihrem Posten von des Morgens früh der Herren; aber da sie vielleicht noch wenig Connexionen besaß, mußte sie

sich einen großen Theil der Zeit mit Romanlesen vertreiben und empfing uns dann als seltene Gäste mit ganz besonderem Wohlwollen. Wiederum war es ein stark gefülltes Haus, eine ganz vollzählige Familie, die „....sons“, Vater, Mutter, Großpapa und Großmama, und eine reiche Gruppe von Kindern und Kindeskindern, alle mit ihren Onkeln und Tanten beisammen, und mitten im Centrum des Cirkels die hochgewachsene, von Schönheit strahlende „Miß Mary“, die eben in diesem Winter sich entfaltende Blüthe des ganzen, mit vielen sowohl bereits verwelkten, als auch mit noch ganz unentwickelten Knospen behangenen Familien-Rosenstocks. Ein deutscher Maler hatte vor Kurzem das Portrait dieser schönen „Miß Mary“ vollendet, das für den glorreichen Tag des ersten Januars den Gästen zum ersten Male entschleiert war, — sie selber stand lächelnd daneben und Großpapa und die Tanten und auch wir Besucher verglichen das Original mit der Copie, und jeder bemühte sich, über Beides so viel Schmeichelhaftes wie möglich zu sagen.

Diese „.....sons“ gehörten zu einer soliden Familie aus den mittleren Regionen der höheren Klassen. Nach ihnen fuhren wir wieder zu den „...bells“, einem Geschlechte von sehr großen Ansprüchen. Diese „...bells“, so hatte man mir schon im Voraus gesagt, gehörten „zur höchsten Aristokratie“ von Newyork und alle Leute sprachen von ihnen in einem ehrerbietigen Tone. Wir fanden bei ihnen einen Kreis von ganz fashionablen Herren und Damen. Viele von ihnen hatten lange in Paris residirt und waren mit europäischen „Prinzen“ bekannt geworden. Diese waren natürlich im höchsten Grade enthusiasmirt für Paris, wollten

außer Paris nichts gelten lassen, behaupteten, sie könnten in Amerika gar nicht mehr existiren, gestanden ein, es wäre hier Alles noch „halb barbarisch“. Ich bemerkte auch, daß einige Mitglieder dieses Kreises zuweilen einen leisen Versuch machten, französisch zu sprechen, und sie schienen mir zu den Leuten zu gehören, die der vortreffliche amerikanische Schriftsteller Herr Curtis vor Augen hatte, als er seine ausgezeichnete Satyre auf die höhere Welt Newyork's, seine treffenden Memoiren der „Potiphar-Familie“ schrieb. Worauf eigentlich der aristokratische Stolz und Glanz, der diese „...bells“ umgab, beruhte, habe ich nie recht ergründen können. Gewiß bin ich, daß ihr Geschlechtsname mir nie in den Annalen der Geschichte Englands oder der Kreuzzüge vorgekommen war, und daß ich überhaupt nie zuvor von dem großen Namen der „...bells“ gehört hatte, obgleich nach dem vornehmen Wesen, was man mit ihm trieb, es mir scheinen mußte, daß ihr Stammbaum wenigstens bis Troja hinaufreiche und obwohl sie auch kürzlich ein großes Wappen an ihren Kutschenschlag hatten malen lassen. Es schien mir überhaupt ein wunderliches Ding mit der Vornehmthuerei und dem aristokratischen Treiben in Newyork. Die Familie, die der Eine, vermuthlich weil er ihr auf irgend eine Weise angehörte oder nahe stand, hochhielt, die riß der Andere bespöttelnd herunter. Kaum glaubst Du, Du habest nun einmal so ein recht ehrwürdiges, altes, historisches Haus, Leute von ächtem Blute oder Golde gefunden, so raunt Dir ein anderer ins Ohr, daß es nichts damit sei, die „...bells“, oder die „...sons“, oder die „...mans“,

oder wie sie nun eben heißen, wüßten selbst nicht, woher sie stammten, — im Grunde genommen datirten die einen bloß von den Filzhüten her, die ihr Großvater so geschickt façonnirt und in so großartigem Style verwerthet und verhandelt habe, oder von dem südamerikanischen Ochsenleder, in welchem das ganze Haus von jeher so glückliche Spekulationen gemacht habe, — oder man nennt Dir sonst irgend eine andere Kramwaare als die Quelle des Glanzes dieser Leute.

Da, sage ich, auf diese Weise die Kreise, in die wir eintraten, so verschiedentlich zusammengesetzt und gestaltet waren und alle ihre Elemente immer wieder wie in einem Kaleidoskope anders und anders zusammenfielen, so kann man sich denken, daß es uns nicht wenig unterhielt, so auf dieser „fünften Avenue“ weiter und weiter hinauszukutschiren, wo jede Thür, die sich uns öffnete, uns so zu sagen in einen neuen Bilderladen oder in ein anderes Puppentheater blicken ließ.

Die in Newyork so berühmte „fünfte Avenue“ (fifth Avenue) ist hier ungefähr das, was in Wien die „Herren-Straße“ und die ihr benachbarten Straßen sind, das Quartier der Vornehmen und Müßigen. Es ist eine der schönsten Straßen, die man sehen kann, von großartigen Proportionen, lang, gerade, breit. Sie zeigt kein ärmliches Haus, lauter schmucke, große Wohnhäuser, die meisten von einer sehr noblen Gattung Quadersteine von gelblich oder röthlich brauner Farbe gebaut, die von niedlichen Vorhofgärten, Blumenbeeten und Baumgruppen umgeben sind. Wenn man von dem Geschäftsgewühl und Menschen-

getümmel des „Breiten Wegs" in diese „Fünfte Avenue" übergeht, so glaubt man in eine andere Welt gekommen zu sein. Es ist daselbst Alles still und elegant. Nur wenige Leute zeigen sich, reiche Herrschaften und ihre Bedienung, und statt der Omnibusse nur elegante Privat-Carossen.

Warum gerade diese fünfte Avenue und nicht die sechste oder vierte das geworden ist, was sie ist, erkläre ich mir aus ihrer geographischen Lage und aus der Configuration der Insel Manhattan. An den äußern Uferranden dieser Insel konnten die Reichen sich nicht zurückziehen, weil er ganz für die Schiffahrt aufgespart bleiben mußte. Sie mußten daher eine Straße in der Mitte der Insel wählen, und ungefähr gerade diese Mitte wird von der fünften Avenue eingehalten, indem sie sich zugleich von dem großen Geschäftsquartiere, dem südlichen Ende der Insel, in welchem „Broadway" dominirt, in die äußeren Rayons der Stadt hinausstreckt. Eben daher liegen denn auch in derselben Linie die größten öffentlichen Squares und Gärten von Newyork, Maddison Square, Union Square und der große Central-Park (Central-Park). Freilich mag von Süden her schon bald die Fluth der Geschäfte auch in das Südende der fünften Avenue eindringen und die Reichen wieder aus ihren Schlössern und Betten vertreiben. Immer aber, so lange Newyork steht, werden sie ihre Wohnsitze in keiner andern Richtung als in der des Broadway und der fünften Avenue, weiter und weiter hinaus aufschlagen. Doch versteht es sich dabei von selbst, daß die benachbarten Avenuen auch mehr oder weniger Antheil haben an dem Glanze ihrer centralen fünften Schwester.

Auf dem Boden und auf den Stadtplänen hin ausgestreckt ist die fünfte Avenne — wie auch die andern Avenuen — schon unendlich weit. Mit doppelten Reihen von Häusern als eine geschlossene und fertige Straße ging sie damals, am 12. Januar 1857, als ich sie befuhr, eben erst bis zur vierzigsten Querstraße d. h. etwa $4^1/_2$ Meilen von der südlichsten Spitze der Insel Manhattan. Hier fingen die Häuser an lockerer zu stehen. Endlich kamen wir, da wir auch bei diesen vereinzelten Häusern noch einige Besuche zu machen hatten, völlig in diejenige merkwürdige Gegend hinaus, wo ein neues Newyork vorbereitet wird, wo dieser Riesenbaum der Stadt seine letzten Jahresringe abgelagert hat und ganz frische zu bilden im Begriff ist.

Da übersieht man ein weites und höchst merkwürdiges Baufeld. Da sind viele hunderte, ja man kann sagen tausende von Häusern im Bau begriffen. Von einigen hunderten sind erst die Fundamente gelegt, für andere ist gar erst der Boden planirt und mit zahllosen Massen von Quadersteinen und Balken beschwert, die von geschäftigen Händen herbeigeschleppt, zusammengenagelt und gekittet werden. Da sieht es zuletzt ganz wild aus, man verirrt sich schließlich zwischen Gestrüpp und nackten Felsen, in denen beständig gemeißelt, gesägt und gesprengt wird. Doch sind schon überall auf den Felsen und an den Bäumen die Namen der Straßen, der Bauplätze und Grundstücke und ihrer Besitzer, die sie zum Verkaufe ausbieten, mit großen Lettern angeschrieben. In den Thälern, Gründen und Vertiefungen des Bodens sind ganze Colonien irischer Arbeiter angesiedelt, die wie Zigeuner in elen-

den Hütten („Shantees“) leben, und an dem Aufbau des großen Babels arbeiten. Da ist bereits jetzt mitten unter diesem Unkraut ein großes Feld für Spekulationen, und schon Mancher, der sich bei Zeiten in dieser Wildniß ein Paar Sumpfstellen oder einen Strich Felsenboden verschaffte, ist als ein Crösus daraus hervorgegangen. Denn diese dumpfigen Sumpfstellen und knorrigen Felsenköpfe, die zu großen Dingen bestimmt sind, werden so zu sagen mit Gold aufgewogen, steigen jeden Tag im Werthe und haben seit der Indianer Zeiten, obwohl sie bis jetzt, außer hier und da einen Brombeeren- oder Haselnußstrauch, nichts Nutzbares producirt haben, schon ein paar dutzend Mal ihre Eigenthümer gewechselt. Dieses merkwürdige Terrain, in welchem der junge Stadtriese fortarbeitet und wühlt, erstreckt sich noch 5 oder 6 Meilen hinaus bis zum sogenannten „Harlemflusse“ hin. Man glaubt sich da an die Grenzen der Civilisation versetzt, man sieht eine kleine Welt in der Gestaltung. Newyork hat daselbst seinen „Westen“, wie die ganze Union den ihrigen am Mississippi hat. Hie und da ragt mitten in dem Chaos schon ein einsam liegendes Gebäude empor, wie ein Außenposten der nachdringenden Cultur; dann und wann ist bereits ein Garten eingezäunt, der aber in diesen bei Nacht sehr unsicheren und polizeilosen Gegenden von großen Hunden bewacht werden muß. Hier und da streifen auch schon Omnibuslinien und Pferde-Eisenbahnen durch die Fluren. Es sind aber nur provisorische Vorrichtungen, um die Baumaterialien und Arbeiter herbeizuschleppen und hin und her zu fördern, und sie verschwinden wieder, so wie die Stadt vorrückt.

Von dem an Kontrasten reichen Schauspiel angezogen, konnten wir heute nicht widerstehen, noch ein Stück weit in diese merkwürdige Lokalität hinauszufahren. Wären wir nach einigen Monaten einmal wiedergekommen, so hätten wir die Gegend vermuthlich nicht wieder erkannt, und würden wahrscheinlich schon ganz neue Häuserreihen und Stadtquartiere da gefunden haben, wo jetzt unsere Pferde über Baumwurzeln stolperten. Wir durchkreuzten selbst schon solche erst eben — seit ein paar Monaten oder in dem letzten Jahre — fertig gewordene Stadtquartiere, ganze große „Häuserblocks" mit jüngst eingezogenen Bürgern gefüllt, mit einer Kirche, mit Bäckerläden, mit Fleischbuden, mit Gemüsemärkten, mit Straßenlaternen und Wasserleitungen und mit zahllosen frischaufgeklebten Adressen und Inschriften und mit einem Worte mit Allem, was einer Stadt nöthig ist, versehen.

Doch wir waren nun mit unserm Tage längst über den Mittag hinaus und es war Zeit Retraite zu blasen und auf einem andern Striche zu dem Innern der Stadt zurückzukehren, wo wir noch manche Neujahrswünsche abzugeben hatten. Ich will meine Leser nicht alle diese ferneren Besuche noch mitmachen lassen, weil so etwas im Grunde sich in der Wirklichkeit besser als in der Beschreibung genießen läßt, obwohl ich doch nicht übel Lust hätte, sie nach bei Mistress „. . . . banks" einzuführen in der sie eine Amerikanerin kennen lernen würden, wie man sie sich in Europa nach den dort herrschenden Vorstellungen über die amerikanischen Damen kaum möglich denkt. Diese meine vortreffliche Mistress „. . . . banks" ein

ächtes Newyorker Kind war damals nämlich schon über 70 Jahre alt, ein Alter, in welchem wir, denen man es immer wiederholt, daß die dortigen Frauen schon in ihrem dreißigsten Jahre verblüht sind und mit ihrer Verheirathung der Welt absterben, uns eine Amerikanerin bereits ganz mumienhaft denken. Nichts destoweniger fand ich besagte siebzigjährige alte Dame ungemein frisch, ungemein beredt und munter, auf's schönste geschmückt für den Tag, mitten in einem großen Cirkel, den sie belebte. Indem ich mich neben sie hinsetzte, fing sie an von Shakespeare zu sprechen, und citirte lange Stellen aus diesem Dichter, und als ich mich darüber wunderte, sagte sie mir, sie wisse noch viel längere Gedichte auswendig, und dann recitirte sie mir ohne Fehl und Stocken die ganze Kirchhofs-Elegie von Gray. Sie sagte mir, sie habe kürzlich wieder Uebungen angefangen, um ihr Gedächtniß zu stärken. Auch erzählte sie mir, wie sie vor einigen Tagen sich für ein Dutzend ihrer Freundinnen ein hübsches Fest ersonnen habe. Sie habe dieselben für einen Abend ohne ihre Männer — diese hatten nur ganz spät zum Abholen ihrer Frauen kommen dürfen — eingeladen, und habe sie dabei mit einer deklamatorischen Vorstellung überrascht. Sie selber habe ein ganz neues und in Amerika noch unbekanntes langes Gedicht von Tennisson auswendig gelernt und dies ihren Freundinnen vorgetragen, die sich herrlich dabei amüsirt hätten. Diese Mittheilung erschien mir damals sehr merkwürdig, weil sie, wie gesagt, so wenig mit den hergebrachten und auch mich beherrschenden Vorstellungen von den Amerikanerinnen übereinstimmte, und ich gebe sie hier als

ein avis au lecteur. Ich glaube zwar, daß meine noch im siebenzigsten Jahre lebhafte, empfängliche, gesellige, poetische, ihr Gedächtniß übende Newyorkerin eine Ausnahme von der Regel war. Aber vermuthlich hätte ich bei weiteren Nachsuchen dort noch manche andere solcher „Ausnahmen" finden können. Dabei will ich, um den Fall einer richtigen Würdigung noch näher zu bringen, bemerken, daß meine Freundin keineswegs etwa zu den sogenannten Blue Stockings oder zu den in Amerika so häufigen Poetinnen gehörte. Sie war vielmehr die Frau eines tüchtigen Schiffscapitäns, der — auch in einem hohen Alter — damals noch lebte, und sich durch seine kühnen und gewinnreichen Seefahrten Reichthum und Ansehen erworben hatte. Solche aus der Statistik gezogene Regeln und allgemeine Urtheile über das Abblühen der Weiber und Männer in dem dreißigsten Jahre in diesem Lande, oder im fünfzigsten Jahre in einem andern Lande, sind gut für die Wissenschaft. Aber wenn wir sie pedantisch auffassen, so setzen sie sich am Ende als sauertöpfische Vorurtheile in unserem Kopfe fest. Sie taugen nicht für's Leben, das immer trotz aller Regeln so reich an Ausnahmen und an mannigfaltigen Abschattirungen und Nuancen ist.

Selbst mein heutiger Visitenstreifzug könnte mir noch manche Gelegenheit dazu geben, ferner solche Abschattirungen und Nuancen der Zustände hervorzuheben, um allgemeinen Urtheilen und Vorurtheilen etwas durch die Rechnung zu fahren. Aber ich darf wohl mein Neujahrsthema nicht völlig erschöpfen. Zu einem Besuch jedoch muß ich doch meine deutschen

Leser noch mitnehmen, und zwar zu einer Visite bei einem Manne, den ich ausnahmsweise bei seinem Namen nennen darf, weil er so zu sagen der Geschichte und der Welt angehört, ich meine bei dem berühmten W. B. Astor dem Sohne, Erben und Nachfolger unseres noch berühmteren Landsmannes J. J. Astor, der, aus Heidelberg gebürtig, der Stifter dieser reichsten amerikanischen Capitalistenfamilie geworden ist.

Schon der alte J. J. Astor besaß ein immenses Vermögen. Ich glaube man gab ihm über 20 Millionen Dollars. Und in den Händen des jetzigen Astors, — nun auch schon eines Mannes von nahe an siebenzig Jahren, — soll sich das Vermögen noch bedeutend vermehrt haben, da es meistentheils in Ländereien angelegt ist, die jährlich im Preise steigen. — Ein Mann, der ein solches Capital und dazu ganze Fürstenthümer am Hudson und am Mississippi besitzt, in dessen Hände das Wohl vieler Tausende gelegt ist, war wohl eines Neujahrsbesuches werth. Der unsrige traf gerade um die Tischzeit, und da die Neujahrsgratulanten auf ihrer Reise durch die Stadt oft, wie ich zeigte, in Gegenden kommen, wo nichts zu haben ist, und da man sie bei ihrer harten Tagesarbeit gern und gastfreundlich unterstützt, so wurden wir bei dem alten Herrn Astor sogleich zu Tische behalten.

Wir trafen eine mit interessanten Persönlichkeiten reich besetzte Tafel. Da war der alte Herr Astor selbst ein Mann, der in seiner — obwohl nicht übermäßigen — Wohlbeleibtheit, in seinem ganzen ruhigen und stillen Wesen und auch in seinen Gesichtszügen mehr den deutschen als

den amerikanischen Typus zur Schau trägt. Er spricht auch das Deutsche noch wie ein Deutscher, obwohl er den „pfälzischen“ Dialekt seines Vaters ziemlich abgethan hat. Er hat eine gelehrte Bildung empfangen, und liest und citirt noch heute seinen Horaz. Bekanntlich hat sein Vater der Stadt Newyork die größte öffentliche Bibliothek, die in dieser Stadt existirt, zubereitet und geschenkt, ein schönes Haus dazu bauen lassen, und einen Fond zu ihrer Vermehrung, Unterhaltung und zur Besoldung der Beamten angewiesen. Auch der jetzige Astor, der das Institut seines Vaters weiter pflegt, hatte noch kürzlich, wie mir mein Nachbar an seiner Tafel erzählte, unter andern ein rundes Sümmchen von 100,000 Dollar für neue Verbesserungen in der Bibliothek angewiesen. Der an dieser Bibliothek, der sogenannten „Astor-Library“ angestellte Ober-Bibliothekar, ein alter in der gelehrten Welt Amerika's und Englands allgemein bekannter Herr, der Dr. Cockswell, der sich ganz für sein Geschäft aufopfert, der von Morgens früh bis Abends spät in den Büchern, in den literarischen Auktionen, in bibliographischen Correspondenzen lebt und webt, ist Herrn Astor's Jugendlehrer gewesen. Er ist noch jetzt sein täglicher Hausfreund und wir trafen ihn ebenfalls bei unserer Neujahrstafel. Beide, Lehrer und Schüler verehren sich gegenseitig und haben seit 30 oder 40 Jahren eine treue Anhänglichkeit und aufopfernde Freundschaft für einander bewiesen.

Solche Dinge in einem andern Lande hervorzuheben, würde mir nicht einfallen. In Amerika aber, wo man alle Verhältnisse und Verbindungen gewöhnlich für so äußerst

wechselvoll und locker hält und wo sie es allerdings zum Theil auch sind, ist es der Mühe werth darauf hinzuweisen, daß doch auch solche Dinge, ich meine alte Vasallentreue und dauerhafte Freundschaftsbande der hübschesten Art vorkommen.

Fanden wir doch auch noch eine andere und ähnliche vom Vater überkommene Verbindung bei dem jetzigen Astor hochgeehrt. Wir wurden nämlich dort unter den vielen angenehmen Gästen, die es an diesem Neujahrstische gab, auch noch einem höchst ehrwürdigen, geistvollen und ausgezeichneten Newyorker vorgestellt, mit dem eine Neujahrs-Stunde zu theilen in der That ungemein erfreulich war. Der alte, artige, wohlgekleidete, ganz gentlemanliche Herr, dem ich gegenüber zu sitzen kam, war nämlich niemand anders — wie groß war meine Ueberraschung — als der Verfasser des „Columbus", des englischen „Skizzenbuchs", der „Alhambra" der „Geschichte von Neuyork" und so vieler anderer trefflicher, fleißiger, klarer, lichtvoller Werke, für die ich schon in meiner Jugend geschwärmt hatte, mein längst verehrter Washington Irving. Zwar wunderte ich mich ein wenig, in diesem Manne jetzt einen alten Greis von beinahe 80 Jahren vor mir zu sehen. Denn in meiner Jugend hatte ich gehört, daß der Verfasser von Bracebridgehall ein junger Attaché bei der amerikanischen Gesandtschaft in London sei und theils deshalb, theils wegen der stets jugendlichen Frische in seinen Schriften stand er in meiner Einbildungskraft immer als ein Jüngling, als ein gewandter, eleganter Diplomat da. Und so war er in meinem Gedächtnisse stehen geblieben, bis dieses Phantasiebild denn plötzlich durch die vor mir hintretende Wirklichkeit eines

freundlichen und mir ein Gläschen Rheinwein zutrinkenden Greises abgelöst wurde.

Irving war damals übrigens — jetzt hat ihn bekanntlich auch längst der Tod verstummen lassen, — noch ein sehr angenehmer und mittheilsamer Mann, das Juwel des Astor'schen Kreises. Denn mit diesem der Literatur geneigten Hause war er schon lange verknüpft gewesen. Er hatte ja wie die Geschichte seiner Vaterstadt Newyork (in launiger Weise) auch die Geschichte der Astor'schen Familie (oder wenigstens einer Episode dieser Familiengeschichte) in seinem bekannten Buche „Astoria" geschrieben. Seit dreißig oder vierzig Jahren ging er nun in dem Hause aus und ein. Für gewöhnlich wohnte er während des letzten Abschnitts seines Lebens auf seinem kleinen Landhause Woolfsty Roost in einer reizenden Gegend am Hudsonflusse unweit Newyork. Kam er aber zur Stadt, so war er ein stehender Gast im Astor'schen Hause und in der Astor'schen Bibliothek.

Ich denke mir, daß alle diese Dinge manchem meiner deutschen Leser noch neu und interessant sein werden, so wie sie es mir damals waren, als ich sie auf meiner Neujahrsfahrt entdeckte, und hier mittheilen durfte ich sie auch wohl, da sie ja doch der Oeffentlichkeit angehören und ohnedies ein so vortheilhaftes Licht auf eine ausgezeichnete Familie werfen, die ursprünglich unserem Vaterlande angehörte und in der deutscher Geist mir noch vielfach zu walten schien. Uebrigens mag Aehnliches auch sonst noch in Newyork vorkommen. — Gern hielte ich mich noch ein wenig länger dabei auf. Aber unser Wagen war schon

wieder vorgefahren. Denn wir waren mit unsern Visiten noch längst nicht fertig, und sollten vor dem Thee, und dann zum Thee und schließlich nach dem Thee noch bei einem halben Dutzend Familien vorsprechen. Wir thaten es, und obwohl noch manche hübsche Stunde und Begegnung darunter war, — z. B. eine mit einer äußerst liebenswürdigen, an einen Newyorker verheiratheten Engländerin, deren Bild mir noch jetzt so deutlich vorschwebt, daß ich sie malen könnte, obwohl mir ihr Name und ihre sonstigen Lebensumstände entschwunden sind, — eine andere mit einer in Newyork sehr bekannten Dichterin, bei der wir auch den Violinisten Ole Bull trafen 2c. 2c., so will ich doch hier über dies Alles hinweggehen, weil ich glaube genug gethan zu haben, um von den Chancen, die sich einem Reisenden am ersten Januar in Newyork bieten, und von der Art, wie die Gesellschaft bei dieser Gelegenheit aufgeregt und durcheinander gewürfelt wird, ein Bild zu geben.

Wir fühlten uns, wie man sich denken kann, um 11 Uhr Abends einigermaßen müde und matt, und uns war daher die Weise, wie in einem deutschen Kreise, der sich in dem Hause eines angesehenen Amerikaners zusammen gefunden hatte, endlich der ganze Tag bei einem Glase Punsch abgeschlossen wurde, ziemlich willkommen. Jeder der hier Versammelten trug dabei vor, was er während des Tages erlebt und gesehen habe. Doch da die Aussagen eines Jeden in den Hauptzügen meinem eigenen Berichte, den ich so eben schriftlich zu geben versuchte, so ziemlich glichen, so will ich auch darüber hinweggehen.

Eine Geschichte kam aber am Ende doch noch zum Vorschein, die mich ungemein interessirte und die ich hier wiedergeben mag, weil sie als ein Beitrag zur Charakteristik des Orts, mit dem ich hier beschäftigt bin, betrachtet werden kann, und weil sie die Lebenswege in auf- und absteigender Linie, auf denen die Bewohner dieser großen Stadt wandeln, charakterisirt.

„Ich war einmal in Europa“, hub einer in unserer Versammlung an, es war eben derjenige Amerikaner, der uns Deutsche am Schlusse des Tages bei sich aufgenommen hatte, ein hochgestellter und allgemein geachteter „Richter“ (Judge) oder wie wir sagen würden, Gerichtspräsident der großen Stadt — „doch habe ich nicht mehr von jenem Welttheile gesehen, als einige Häfen Frankreichs, Spaniens, und Englands, und bin nie hundert Schritt über die Docks dieser Häfen hinausgekommen.“

„Aber wie?“ fielen wir hier unserm Freunde erstaunt ins Wort: „Sie waren in Havre de Grace und gingen nicht nach Paris? Sie waren in Cadix und gingen nicht nach Sevilla? Sie besuchten Liverpool und nicht London? Wie konnten Sie das über's Herz bringen?“

„Je nun, meine Herren“, erwiederte unser Gerichtspräsident, „bedenken Sie nur, daß ich damals Leichtmatrose war, und der Dienst mir nicht erlaubte, mein Schiff für länger als ein paar Stunden zu verlassen.“ — „Wie?“ „Sie?“ „Leichtmatrose?“ „Herr Richter?“ riefen wir nun noch mehr erstaunt, da wir nicht begreifen konnten, wie unser Freund, den wir bisher nur in ehrwürdigem Talar und imponirender Richterrobe in der Newyorker Justizhalle

bei Rechtsstreitigkeiten hatten präsidiren und Prozesse entscheiden sehen, je in einer blauen Matrosenjacke habe stecken können. „Nichts destoweniger aber habe ich Jahre lang diese blaue Matrosenjacke getragen, meine Herren, und ich denke noch jetzt mit Vergnügen oft daran zurück. Wenn es Sie unterhalten kann, so will ich Ihnen meine Lebensgeschichte erzählen und zeigen, wie ich den Sprung aus dem Takelwerk und den Mastbäumen, in denen ich einst klettern mußte, in den bequemen Richterstuhl hinein, in welchem ich jetzt sitze, gemacht habe."

Wir erklärten uns sehr begierig, Das zu hören und unser Freund hub dann an, wie folgt: „Sehen Sie", sagte er, „meine Herren. Ich bin von irischer Herkunft. Meine Eltern waren blutarme, aus Großbritannien ausgewanderte Irländer, die hierher nach Newyork verschlagen wurden und hierselbst einen kleinen Kramhandel etablirten, von dem sie sich nährten. Mein Vater verhandelte den Matrosen und Hafenarbeitern Rauch- und Kautaback, bereitete Schwefelhölzchen, und verfertigte außerdem aus Holz und Pappe allerlei kleine Kästchen und Schachteln, welche die Weiber für verschiedene häusliche Zwecke kauften. Er lehrte mich frühzeitig die Kunst, auch Schwefelhölzchen und Schächtelchen zu machen und ich mußte ihm bei seiner Arbeit an die Hand gehen. Allein leider verlor ich sowohl meinen Vater als auch meine Mutter schon in meinem 9. Jahre durch den Tod und blieb als ein einsamer und verlassener Waisenknabe in dieser großen Stadt zurück. Meine Vormünder, nachdem sie das bischen Hab und Gut meiner verstorbenen Eltern in Besitz genommen, sandten mich, ich weiß nicht

warum, weit weg nach der Stadt Charleston in Südcarolina, und dort wurde ich bei einem Landsmanne, einem großen groben Irländer, Namens „.... patrick" in die Lehre gegeben, der in jener Stadt einen ganz ähnlichen Kramhandel betrieb, wie ihn mein Vater in Newyork betrieben hatte. Ich mußte ihm auch, wie früher meinem Vater, dabei helfen und mußte Tag und Nacht Schwefelsticken machen, den Taback in kleine Packete packen, Schächtelchen und Kästchen verfertigen und dergleichen mehr.

Ich fand, daß dies auf die Dauer kein sehr amüsantes Geschäft sei, besonders da ich einen mächtigen Trieb zum Lernen und zum Lesen hatte. Diesen Drang hatte mir schon meine verstorbene Mutter, die auch gern alle Neuigkeiten aus der Welt las, eingepflanzt, und sie hatte mir auch glücklicherweise das Lesen und Schreiben gelehrt. Ich benutzte daher alle müssigen Augenblicke und Feiertage zum fleißigen Lesen aller der Papiere und Bücher, die mir in die Hände fielen, und solcher Dinge kamen sehr viele in unsern Laden, wo wir sowohl für unsere Tabackspäckchen, als unsere Kästchen und andere Zwecke viel bedrucktes Papier verbrauchten. Ich guckte mir jeden Bogen erst an, ehe ich ihn zerschnitt und verklebte, und fand ich, daß etwas Interessantes darauf stand, so legte ich ihn sorgsam bei Seite, um ihn am Abend zu lesen.

Mein Prinzipal hatte auch eine hübsche Tochter, Marianna genannt, die mit Vergnügen meinen Eifer im Lesen bemerkte und die mir dann und wann ein Buch zusteckte, das sie für mich passend hielt. Es war auch eine Negersklavin im Hause, Namens Judith, eine äußerst gutmüthige und dienstfertige Person, die vielen Antheil an mir nahm,

und am Ende so in mich vergafft war, als wäre ich ihr eigenes Kind. Sie wusch mir meine Kleider und hielt immer darauf, daß ich nach beendigter Woche am Sonntage recht proper und weißhemdig erscheinen konnte. Dafür las ich ihr und Mariannen des Sonntags aus der Bibel vor, und Alltags auch aus den für sie und mich bei Seite gelegten Papieren.

Ich hätte ein ganz leidliches Leben führen können, wenn mein Prinzipal den weiblichen Mitgliedern seines Hauses nur einigermaßen ähnlich gewesen wäre. Allein er war ein höchst leidenschaftlicher Mensch, der sich nach dem Tode seiner Frau dem Trunke ergeben hatte, und dabei dennoch von der größten Habsucht und Geldgier beseelt war. So fleißig und gehorsam ich auch war, so war mein Herr doch fast nie mit mir zufrieden und schalt mich oft ganz unbarmherzig, besonders meines vielen Lesens wegen, das er nicht leiden konnte. Dann und wann mißhandelte er mich, mitunter bei einem nur geringfügigen Versehn.

Ich meinerseits war ihm natürlich sehr gram. Doch mußte ich wohl bei ihm aushalten, da ich sonst nirgendwo in der Welt hinaus wußte. Meine Knechtschaft bei ihm dauerte über 6 Jahre und ich hätte es schwerlich so lange ertragen, wenn die freundliche Tochter des Hauses, Marianne, und die so äußerst wohlwollende Negerin Judith mir mein bitteres Leben nicht durch vielfache Tröstung, Hülfe, Freundschaft und Liebe versüßt hätten.

Anfänglich hatte ich große Furcht vor meinem harten Herrn. Da ich älter, größer und stärker wurde und mich

mehr fühlen lernte, verwandelte sich meine Furcht in Haß und Groll, und so fing ich zuweilen an, wenn er es mir gar zu arg machte, ihm zu widersprechen und Widerstand zu leisten. Dies machte unser Verhältniß natürlich schlimmer und schlimmer. Denn er begann zu fürchten, daß ich ihm über den Kopf wachsen möchte. Die Auftritte zwischen uns wurden daher immer heftiger, und so kam es denn eines Tages zu einem so argen Wortwechsel, daß mein Prinzipal mir wieder, obgleich ich jetzt schon 17 Jahre alt war, Schläge und Ohrfeigen gab, wie einem unartigen Buben. Das war mir nun zu viel. Mein Ehrgefühl erwachte mit ganzer Energie. Und da ich selbst jetzt Mark und Knochen in mir spürte, so wollte ich es nicht mehr dulden. Meine lange gedämpfte Erbitterung brach los wie ein Vulkan und ich beschloß auf der Stelle, komme daraus was wolle, Vergeltung zu üben. Ich setzte mich daher meinem Meister nicht nur zur Wehr, sondern ich griff ihn an, und zwar mit solcher Wuth, daß ich den starken Mann in kurzer Zeit glücklich zu Boden brachte. Ich war über ihm, — er in meiner Gewalt, — und ich ließ nun — und ohne auf Marianne und Judith, die herbeigelaufen waren und mich beschwichtigen wollten, zu hören — meinen unter sechsjährigen Mißhandlungen aufgehäuften Rachegefühlen so freien Lauf, daß nach einigen Minuten der große Tyrann sich nicht mehr rühren und regen konnte, und widerstandslos und ohnmächtig auf dem Boden liegen blieb.

Freilich, als ich ihn so schachmatt gesetzt sah, begriff ich schnell, daß es nun mit meiner Stellung und meinem ferneren

Verbleiben in seinem Hause und in Charleston vorbei sei. Furcht trat wieder an die Stelle des Zornes und ich lief zum Hause hinaus und rannte, von einem plötzlichen Gedanken ergriffen, in den Hafen der Stadt. Dort hatte ich schon oft die aus- und eingehenden Schiffe betrachtet und hatte, wenn sie auf das freie Meer hinaussegelten, ihnen sehnsüchtige Blicke nachgesandt.

Ich musterte schnell die hölzernen Tafeln mit Inschriften, welche in unserm Hafen vom Bord der Schiffe herabzuhängen pflegten und auf denen mit großen Lettern zu lesen war, von welchem Orte sie gekommen, oder wohin sie zu gehen gedachten. Ich fand eines mit der willkommenen Aufschrift: „Sogleich nach Havre de Grace!" Ich sprang schnell an Bord dieses Schiffes und fand den Capitain auf dem Deck. Er hatte eben einen Schiffsjungen am Arm, schüttelte ihn und schalt ihn darüber aus, daß er seine Arbeit des Putzens und Auffeidelns des Schiffs so unerhört schlecht verrichtet habe. Das unzufrieden finstere Gesicht des Capitains und seine heftigen Reden waren zwar nicht sehr einladend, und es schien mir bei seinem Anblick fast, als wäre ich im Begriff, aus dem Regen unter die Traufe zu laufen. Dennoch saß mir die Furcht vor dem Festlande noch ganz frisch im Nacken, und ich fragte den Mann, ob er mich nicht an Bord seines Schiffes brauchen könnte. Der Capitain blickte mich erst finster an, und schien geneigt mich ohne Weiteres abzuweisen. Gewiß hätte er es auch gethan, wenn ich ihn nicht gerade in dem bezeichneten Momente in dem Démêlé mit seinem bisherigen Schiffsjungen getroffen hätte.

„Will sehen," sagte er, indem er sich plötzlich besann, „was Du kannst. Da! nimm mal dem ungeschickten Tölpel seinen Feidel und seinen Wischlappen aus der Hand, und thue seine Arbeit für ihn. Machst Du es recht, so kannst Du seine Stelle einnehmen."

Bei diesem Ausspruche fühlte ich schon die Hälfte des Steins, der auf meiner Brust lastete, mir vom Herzen fallen. Ich that geschwinde wie mir geheißen, nahm Feidel und Wischlappen, schöpfte Wasser und fing an das ganze Schiff auf's flinkste und sorgfältigste zu waschen und zu putzen. Ich kratzte jeden Talg- und Fettfleck mit meinem Messer vom Boden weg, ich spülte und fegte alle Spreu und die letzten Reste und Abfälle der verschiedenen Waaren, die das Schiff in Ladung genommen hatte, und die mein nachlässiger Vorgänger noch überall hatte herumliegen lassen, bei Seite und über Bord. Ich ging in des Capitains Cajüte, stäubte die Möbeln sorgfältig ab, brachte Alles in die schönste Ordnung und putzte die Thürklinken so blank, daß sie mit den Spiegeln wetteiferten.

„Capitain!" sprach ich darauf, indem ich mit meinem langen Feidel in der Hand vor meinen neuen Arbeitgeber hintrat, „das Schiff ist rein." — Der Capitain hatte, indem er auf dem Deck auf- und abschritt, zwischendurch einen Blick auf mich geworfen, und mochte im Stillen seine Freude an meinem Eifer und meiner Anstelligkeit gehabt haben Er äußerte sich zufrieden mit meinem Meisterstücke und erklärte sich auf der Stelle bereit, mich gegen Kost und etwas Lohn an Bord zu behalten, ohne weiter nach meinem Paß, Herkunft und dergleichen

zu fragen. Ich vermuthe, er hatte sich schon längst nach einem gewandten Burschen umgesehen, und war froh, daß der Zufall ihm einen solchen zuführte. Mein Vorgänger sollte mein Gehülfe und Schüler werden. Er war zwar ein dummer, aber doch gutmüthiger Bursche, der hinterdrein ohne Groll über mein Avancement sich ganz geduldig an mich anschloß.

Da ich von meinem frühern Herrn so weggelaufen war, wie ich ging und stand, und auch keinen Heller in der Tasche hatte, um mir einige Kleidung zu kaufen, so setzte mich dies natürlich in einige Verlegenheit. Allein aus wie vielen Verlegenheiten haben nicht schon gute, treue Negersklavenseelen einen Weißen gerettet! Als ich am Vorabend des Tages, an welchem unser Schiff abfahren sollte, betrübt auf einer Taurolle des Decks saß, und darüber nachsann, wie ich mir Kleider verschaffen könnte, und ob ich mich etwa dem Capitain entdecken dürfte, da hörte ich hinter mir meinen Namen von einer sanften Frauenstimme leise gerufen: „Henry! dear Henry! schau her! Ich bringe Dir Deine Kleider!“ Ich wandte mich um und erblickte die lange hagre Gestalt meiner alten guten Judith, die ein großes Bündel unter dem Arme trug. Sie war mir gleich am Morgen meiner Entlaufung nachgefolgt, und an den Hafen gegangen, weil ich ihr schon oft vertraut hatte, daß wenn es mir mein Herr einmal zu arg machen sollte, ich zur See gehen würde, und dort hatte sie mich mit ihrem damals noch so scharfen Augen am Bord meines Schiffes ausgespäht. Sie hatte gleich meinen ganzen Plan und auch meine sehr natürliche Verlegenheit

errathen, hatte sich am Abend mit meinen sämmtlichen Kleidern und andern Habseligkeiten aus dem Hause gemacht, und legte mir die von ihr so fleißig gestopften Strümpfe, die von ihr so weiß gewaschenen Hemden, und auch mein Sonntagswamms, das sie hübsch gebürstet und geputzt hatte, vor mich hin. Sie theilte mir zugleich mit, ich hätte unsern Tyrannen so übel zugerichtet, daß er sich für einige Tage im Bette erholen müsse, und nicht daran denken könne, mich zu verfolgen. „Ich selber, guter Henry, werde ihm nichts davon erzählen, wo Du steckst, Miß Marianne aber, der ich gesagt habe, wo Du bist, und die ihren Vater verpflegt, und ihm viel Schönes, Frommes und Sanftes über seine eigene Leidenschaftlichkeit und auch Einiges zu Deiner Entschuldigung sagt, läßt Dich grüßen und Dir glückliche Reise wünschen, und wenn Du nach Charleston zurückkämest, möchtest Du uns doch gleich wieder aufsuchen. Sie wollte es schon machen, daß bis dahin der Vater Alles vergessen habe.“

Ich dankte meiner treuen Freundin, trug ihr Gegengrüße an Marianne auf und wir nahmen dann einen rührenden Abschied von einander, wobei sie mich fast wie eine verzweifelnde Mutter herzte und mich mit tausend und tausend Segenswünschen überschüttete.

Früh am andern Morgen stachen wir in See und wer war froher als ich, als wir uns auf den Wellen schaukelten und der Wind uns frisch in das offene, freie Meer hinaustrieb. Da ich einen ungemeinen Eifer entwickelte, so eignete ich mir bald alle die an Bord eines Schiffes nöthigen Talente und Kunststücke an. Dazu gab

ich mir Mühe, meines Capitains, eines zwar gestrengen aber sehr gerechten Mannes, Zufriedenheit zu verdienen, und machte mich bei der ganzen Schiffsmannschaft beliebt. Ich wurde daher bald vom Schiffsjungen zum Range eines Leichtmatrosen erhoben, und als solcher besuchte ich dann unter der Führung desselben Capitains viele Meere und Länder, kam aber, wie gesagt, nie über die Hafenbassins und Docks dieser Länder und ihrer Städte hinaus.

Da ich zwischendurch auch noch Zeit fand, dann und wann wieder ein Buch zu lesen, so lernte ich zwar Mancherlei. Als ich aber mein zwanzigstes Lebensjahr erreichte, wollte mir doch das Treiben auf dem Schiffe nicht mehr genügen. Ich hatte ein Verlangen und Streben nach etwas Höherem. Und da wir einstmals wieder in den Hafen von Newyork, meiner Vaterstadt, einliefen, woselbst wir längere Zeit blieben und wo ich daher Gelegenheit fand, auf dem Festlande einige Bekanntschaften mit „Landratten", namentlich mit einigen jungen Männern, die in einer der großen Druckereien der Stadt arbeiteten, zu machen, so benutzte ich diese Gelegenheit, mich gegen meinen guten Capitain auszusprechen und ihm zu sagen, daß ich zwar immer sehr gern bei ihm gewesen wäre, daß ich mich aber doch jetzt einmal auf dem Festlande versuchen wollte. Er entließ mich ohne Schwierigkeit und ich engagirte mich durch die Vermittlung meiner neuen Bekanntschaften in einer Druckerei.

Ich wollte Benjamin Franklin nachahmen, der ja seine Carriere als Buchdruckergehülfe angefangen, und von dessen Selbstbiographie ich schon ein Stück gelesen hatte. Anfangs konnte man mich zwar nur bei einigen sehr rohen

Verrichtungen und Manipulationen gebrauchen. Aber schnell eignete ich mir auch höhere Geschicklichkeiten an. Ich wurde nach einiger Zeit ein Setzer und ein Vorleser der uns überlieferten Manuskripte, welche die vergleichenden Correktoren sich von mir gerne vortragen ließen, da ich eine sehr deutliche Stimme hatte.

Das letzte Geschäft war mir das liebste. Denn dabei lernte ich am meisten und schnellsten, und was ich las, behielt ich Alles leicht und fest im Kopfe. In unserem Etablissement wurde auch ein Tagesblatt gedruckt, und die darin ausgesprochenen Ansichten und Meinungen stimmten zuweilen gar nicht mit meinen eigenen Ansichten. Ich war mitunter ganz ärgerlich, wenn ich Das, was ich für völlig falsch hielt, vorlesen, corrigiren oder in metallenen Typen setzen mußte, und es kitzelte mir in den Fingern, den Herren Autoren zu widersprechen. Endlich wagte ich es einmal, auf einen Artikel eine kleine Replik zu schreiben und sie in unser Journal hinein zu schmuggeln. Dies that ich zuletzt häufiger und am Ende, da meine Artikel täglich leichteren Eingang fanden und auch immer länger wurden, so wurde ich ein eifriger Mitarbeiter an unserer Zeitung, und am Ende gar auch für meine Schreibereien, die man originell fand, honorirt und bezahlt.

Doch empfand ich es bei diesen schriftstellerischen Versuchen sehr schmerzlich, wie oft mir die rechte Kenntniß der Sache und eine ordentliche Schulbildung fehlte, und mich ergriff nun ein großes Verlangen darnach, diesem Fehler abzuhelfen. Ich wünschte studiren zu können. Aber es hätte viele Jahre gedauert und ich wäre darüber alt ge-

worden, bis ich von meinem geringen Lohne das für diesen Zweck Hinreichende zusammengespart hätte.

Siehe da! da trat eines schönen Tages ein wohlgekleideter Gentleman in unser Büreau, hatte ein Gespräch mit unserm Prinzipal und Chef-Redakteur und erkundigte sich: „wer die Artikel in dem Journal schreibe, die mit drei Sternen bezeichnet seien“. Man präsentirte mich, den jungen Setzer und Vorleser des Etablissements, als den Verfasser jener Artikel, und „der Gentleman“ sagte mir auf der Stelle so viel Schmeichelhaftes und Freundschaftliches über meine Auslassungen, die er so gern gelesen habe, daß ich mich ermuthigt fühlte, ihm von der Lückenhaftigkeit meiner Kenntnisse und von meiner Sehnsucht nach dem Studiren zu sprechen. „In Ihnen steckt ein Jurist, ein Advokat, mein junger Mann“, sagte er. „Wollen Sie die Rechte studiren? Ich will Ihnen dazu verhelfen. Ich bin selbst ein Advokat.“

Dies war natürlich das schönste Wasser auf meine Mühle. Ich nahm sogleich die Vorschläge meines neuen Gönners und Patrons an, der mir — ich weiß nicht, ob es reine Großmuth war, oder ob er es auch wegen des Nutzens that, den er aus meinem Talente für sein eigenes Geschäft zu ziehen hoffte — dazu verhalf, daß ich für drei Jahre eine lateinische Schule und ein Collegium besuchen konnte. Ich studirte und arbeitete mit dem hingebendsten Eifer, ich kann wohl sagen, mit „Hochdruck“, und konnte schon nach Ablauf der drei Jahre mein Examen bestehen und als Advokatengehülfe und nicht lange darauf sogar als Compagnon in das Geschäft meines Maecens eintreten.

Nun war mein Glück gehörig eingefädelt, beinahe gemacht. Mein Patron und ich, wir arbeiteten eine Zeit lang mit einander zu unserer gegenseitigen Zufriedenheit, bis jener endlich starb und ich alleiniger Inhaber unserer Firma wurde.

Von der Politik hielt ich mich übrigens ziemlich fern. Ich schrieb wohl hie und da noch einen Journalartikel, hielt auch zu Zeiten wohl eine Rede, die meinen Freunden gefiel, hatte dadurch auch einen kleinen Anhang von treuen Gesinnungsgenossen an mich gekettet. Aber in das eigentliche hochwogende und trübe Getreibe der Parteien mischte ich mich nicht. Ich liebte meine Rechtsstudien und meine Prozesse und es machte mir die größte Freude, wenn ich einen gewann und wenn ich einen Menschen zu seinem Rechte verhelfen konnte. Und da ich mehre schwierige Prozeßknoten geschickt und glücklich entwirrte, so gewann ich einen ziemlichen Ruf als Advokat. Mein politisches Gewicht fiel aber nicht sehr in die Wage. Ich hatte keine große Partei für mich, lebte im übrigen still hin, indem ich meine Mußestunden mit der Lektüre von Shakespeare und anderen trefflichen Werken, von denen ich mir allmählig eine reiche Sammlung angelegt hatte, und sonstigen literarischen Beschäftigungen und Kunstgenüssen ausfüllte.

Solche stille Menschen bringen es gewöhnlich nicht weit hier zu Lande, wo man sich gemeiniglich irgend einer Farbe entschieden anschließen muß, um was zu gelten, und wo man sich bald auf den Sand gesetzt fühlt, wenn man sich nicht selbst an die Spitze drängt und stellt. Ausnahmsweise zwar fällt es auch ganz anders aus und es kann

Fälle geben, wo gerade völlige Farb- und Parteilosigkeit zum Lorbeerkranze führt. Dies war merkwürdiger Weise mein Fall, und zwar ging es dabei so zu:

Es traf sich, daß in dieser unserer großen Stadt Newyork ein sehr bedeutender und einflußreicher Richterposten, den der Gouverneur des Staates von Newyork nach seinem Gutdünken zu vergeben hatte, frei wurde und wieder besetzt werden sollte. Ueber diese Angelegenheit brach nun, wie über alle und jede begehrungswerthe Sache bei uns, ein großer Kampf und ein Wettrennen der Parteien aus. Zwei unserer ersten und angesehensten Juristen, die zugleich tief in der Tagespolitik steckten, unternahmen das Rennen. Jeder trat als Candidat für jenen Richterposten an die Spitze einer Partei, oder wurde dahin gedrängt. Feurige Reden wurden von den Führern jeder Partei gehalten, eine Menge Artikel von den Federn jeder Partei in die Journale geschrieben, um zu beweisen, daß ihr Candidat und nicht der gegnerische der rechte Mann für den wichtigen Posten sei. Der Gouverneur wurde mit Deputationen und Petitionen und Subskribentenlisten für beide Candidaten bestürmt. Er kam dabei in das größte Gedränge, denn von beiden Seiten waren die Ansprüche gleich heftig und gewichtig und die Unterschriften unter den Petitionen gleich zahlreich. Er wußte am Ende nicht mehr, wen er von den beiden wählen sollte.

Plötzlich eines schönen Morgens erhielt ich von dem Gouverneur unsers Staats Newyork eine Einladung, mich bei ihm zu einer gewissen Stunde einfinden zu wollen. Obwohl ich mit dem Manne in keiner nähern Verbindung stand —

wir kannten uns nicht einmal persönlich — und obwohl ich auch nicht ahnen konnte, was er mit mir vorhabe, so ging ich doch hin. Nachdem ich ihm gemeldet hatte, daß ich der und der sei, schüttelte er mir herzlich die Hand und sagte, er sei sehr froh, mich kennen zu lernen. Sogleich setzte er, indem er mir ein Dokument einhändigte, hinzu: „er habe mich zum Oberrichter des und des hohen Gerichtshofes in Newyork, über welchem ihm das Patronat zustehe, ernannt, was mir hoffentlich recht sein werde."

Ich war wie aus den Wolken gefallen, hielt das Dokument, welches meine Installirung zu einem so bedeutenden Amte enthielt, lose und ungläubig zwischen den Fingern und blickte den Gouverneur fragend an. „Kann ich glauben, mein Herr", sagte ich, „daß Sie nicht scherzen. Ich habe nach diesem hohen Posten nie gestrebt, und dazu bin ich wohl unter allen den Juristen dieser Stadt derjenige, der am wenigsten Aussicht hatte, zu ...." „Lesen Sie, lesen Sie, Sie werden finden, daß ich nicht scherze, und ich hoffe, Sie schlagen nicht aus." — Ich las in der That mein in aller Form abgefaßtes, untersiegeltes und unterschriebenes Ernennungsdekret zum „Oberrichter des Courts of .... in Newyork." Ich war im höchsten Grade freudig erstaunt. — „Daß Sie erstaunt sein würden", fuhr der Gouverneur fort, „darauf war ich gefaßt. Aber ich will Ihnen die Sache erklären. Ich befand mich in der letzten Zeit in der übelsten Lage in Bezug auf die Besetzung des vakanten Postens, für den mir die beiden mächtigen Parteien, in welche unsere Bürgerschaft gespalten ist, jede ihren Günstling aufdrängen wollte. Ich wußte

nicht, was ich thun sollte. Denn nahm ich den einen, so verdarb ich es mit den Whigs, unter denen ich meine besten Freunde habe; nahm ich den andern, so lud ich mir den ganzen Haß und die volle Feindschaft der Demokraten auf, unter denen meine schlimmsten Gegner sind, die ich jetzt nicht gern noch mehr reizen wollte. In diesem Dilemma kam gestern Abend einer meiner intimsten Bekannten zu mir, dem ich längst meine Noth geklagt hatte und in dessen Urtheil ich stets das größte Vertrauen gesetzt habe. Er sagte mir, er habe schon darüber nachgedacht und glaube, den rechten Ausweg für mich gefunden zu haben, und er sei eben zu mir gekommen, um mir denselben anzuzeigen. „Kennst Du nicht den jungen Herrn Henry ....“ Hier nannte er mir Ihren Namen, von dem ich meinem Freunde gestehen mußte, daß ich ihn zum ersten Male hörte. „Thut nichts“, sagte mein Freund, „ich kenne ihn desto besser und bin schon lange ein Bewunderer seines Talents und seiner Gaben. Ich kann Dich versichern, er ist ein ganz vortrefflicher Rechtsgelehrter, ein kenntnißreicher und eifriger Jurist. Du kannst keinen bessern Mann für Deinen Posten finden.“

„Aber“, erwiderte ich, „der Mann ist ja, so viel ich weiß, nie in den Journalen genannt worden. Er muß wenig Anhang und Einfluß unter unsern Bürgern und Parteien besitzen.“ „Er hat gar keinen Anhang, er hat durchaus keine Partei für sich“, erwiderte mein Freund, „aber eben deswegen empfehle ich ihn Dir. Ich wiederhole Dir, er ist Dein Mann. Er hat unter keiner Partei Gegner, aber überall einige persönliche Freunde. Ueber seine Befähigung und die Solidität seines Charakters ist

nur eine Stimme. Wählst Du ihn, so wirst Du zwar beide Parteien in ihren Erwartungen täuschen, aber dies werden Dir beide verzeihen, eben um deswillen, daß Du auch ihre Gegner ablaufen ließest. Du wirst keine Partei erbittern und beleidigen. Zum Lobe Deiner Wahl werden aber viele unter ihnen etwas zu sagen wissen." — Kurzum, mein Freund überzeugte mich vollkommen von der Richtigkeit seiner Ansicht und von der Trefflichkeit seines Einfalls. „Ich gestehe es Ihnen, ich zog noch sonst schnell einige Erkundigungen über Sie ein, die alle zu Ihrem Vortheil ausfielen, und ich entschloß mich kurz und gut, Ihnen dieses Dokument auszufertigen und ich denke mir, es ist uns Beiden damit geholfen, wenn Sie annehmen."

Und dies that ich denn am Ende auch, nachdem mir meine übrigen Freunde noch einige bescheidene Zweifel, die ich in meine Tüchtigkeit setzte, beseitigt hatten. Mit den beiden Parteien ging es bei meiner Proklamirung so, wie jener weise Rathgeber des Gouverneurs es vorausgesagt hatte. Die Schreier zogen sich von beiden Seiten zurück und genossen die Schadenfreude, daß ihre Gegner nicht ihren Willen bekommen hatten. Viele bisher stille Stimmen machten sich zu meinen Gunsten laut. Ich wurde am Ende mit ziemlich allgemeinem Jubel in mein Amt installirt, und mein mich patronisirender Gouverneur blieb auch wirklich in viel höherem Grade unangefochten, als er es geblieben wäre, wenn er einen unter den beiden „großen" Candidaten genommen hätte.

Dies, meine Herren, ist also die Art und Weise, wie ich meine Carriere als amerikanischer „self made man"

gemacht habe, und wie ich aus dem Mastkorbe, in welchem ich früher so oft gesessen habe, um Wallfische oder fremde Schiffe auszuspähen, in den Gerichtspräsidenten-Stuhl gekommen bin, in welchem ich jetzt sitze, um Recht zu sprechen und die Wittwen, Waisen und Bedrängten zu beschützen."

Als wir unsern Freund an Charleston erinnerten und fragten, ob er noch je diesen Ort, von dem er auf seine Lebensbahn aussegelte und „Miß Marianna ...." und die gute Negerin „Judith", die ihn mit Segenswünschen auf diesem Wege begleitete, wieder gesehen habe, hob er von Neuem an und setzte dann zum Schluß seiner Erzählung noch Folgendes hinzu:

„In der That, meine Herren, ich habe Marianne, Judith und Charleston wieder gesehen. Es hat mir aber zwei Thränen gekostet, eine der Freude und eine des Kummers. Vor einigen Jahren bedurfte ich einer Erholung von den anstrengenden Arbeiten meines Richteramtes. Meine Gesundheit war angegriffen, und die Aerzte riethen mir zu einer Reise nach dem Süden. Ich beschloß, eine Zeitlang in einer Gegend von Florida zu wohnen, unterwegs aber auch den Ort meiner frühesten Jugenderinnerungen zu besuchen. Ich fuhr mit sehr gemischten Gefühlen in die Stadt Charleston ein, wo ich als Knabe eine so harte Sklaverei erlitten hatte, wo aber doch auch so manche freundliche Blume der Erinnerung aus der Jugendzeit mir blühte.

Nachdem ich mich eine Nacht in meinem Hotel ausgeruht hatte, machte ich mich den andern Morgen in die Straßen hinaus, um das Haus meines ehemaligen Meisters, des Herrn „...patrick", aufzusuchen und nach-

zusehen, was die Leute dort wohl machen möchten. Allein obgleich ich ehemals hier jeden Weg und Steg, jeden Stein und jede Straßenecke kannte, so hatte sich doch jetzt seit dreißig Jahren Alles so sehr verändert, die Stadt war so völlig erneuert und umgebaut, die Häuser hatten alle eine so verschiedene Physiognomie bekommen, daß ich mich nicht mehr zurechtfinden konnte. Ich fragte die Leute nach der Straße, in der wir gewohnt hatten. Niemand wußte etwas von einer solchen Straße. Sie mußte umgetauft oder völlig verbaut oder verschwunden sein. Ich fragte nach dem „Meister ...patrick." Kein Mensch kannte einen solchen Namen. Auch konnte ich ihn in dem Adreßbuche der Stadt, das ich mir geben ließ, nicht finden. Endlich dachte ich mir: vielleicht sind diese Menschen, deine ehemaligen Jugendfreunde, schon alle todt, und mit diesem traurigen Gedanken ging ich auf den Kirchhof hinaus, wo ich wohl ihre Gräber finden würde. Dort suchte ich auf allen Grabsteinen und Inschriften so lange geduldig herum, bis ich endlich richtig auf einem bescheidenen Steine die Worte las: „Hier ruht Meister James ...patrick 2c. 2c." Es war mein alter Meister, mein ehemaliger Herr und Despot, dessen Asche ich jetzt unter meinen Füßen hatte, wie damals vor dreißig Jahren seine noch lebendige Person. Ich sah aus der Inschrift, daß er vor zwölf Jahren selig verschieden sei. Von seiner Tochter Marianne war nichts gesagt. Auch fand ich nirgend in der Nachbarschaft, wo ich herumsuchte, eine Andeutung ihres Namens. Ich schöpfte also die Hoffnung, daß sie noch lebe und daß ich sie wiedersehen würde.

Der Umstand, daß das Grab des alten "...patrick" sehr ordentlich gehalten und mit frischen Blumen bepflanzt war, bestärkte mich in dieser Ansicht. „Gewiß", dachte ich, „hat Marianne diese Blumen gepflanzt. Denn trotz aller Härte und sonstiger Fehler ihres alten polternden und jähzornigen Vaters liebte ihn das fromme Mädchen doch nach irischer Weise zärtlich und nach seinem Tode wird sie sein Andenken immer hoch gehalten haben. Aber wo steckt sie nur und wo finde ich sie?"

Das Glück wollte es, daß eben, als ich mit diesen Gedanken und Untersuchungen beschäftigt war, der Todtengräber und Kirchhofsinspector vorüberging. Ich legte ihm meine Frage vor und siehe da, er konnte sie auf der Stelle beantworten. „Die Tochter Marianne des Mannes ...patrick, der hier begraben liege", sagte er, „lebe allerdings, sie heiße jetzt aber Mistreß ...son. Denn sie sei an einen wohlhabenden Herrn ...son verheirathet, und wenn ich ihn in seine Behausung beim Kirchhofsthore begleiten wolle, so könne er mir genau sagen, wo sie wohne."

Ich gelangte denn endlich zu der mir nun bald bezeichneten Wohnung des Herrn „...son", die so freundlich und schmuck aussah, daß ich gleich gewahrte, Marianne's Lage habe sich seitdem ebenso verbessert wie die meinige. Ich zog die Klingelschnur der Thür und mir pochte das Herz vor Erwartung. Ich dachte, vielleicht tritt mir die alte Sklavin Judith entgegen, vielleicht kommt — Marianne selbst heraus. Als mir aber die Thür geöffnet wurde, trat mir eine ganz unbekannte, ganz fremdartige Person entgegen. Ich glaubte schon, ich hätte mich geirrt,

und zögerte, einzutreten. „Ich möchte die Besitzerin des Hauses sprechen“, sagte ich. „Das bin ich!“ erwiderte die Dame. „O! dann hat man mich unrecht berichtet, ich suche eine andere Frau. Entschuldigen Sie meine Störung!“ Und hiemit wollte ich eben wieder gehen, um meine Irrfahrt von Neuem anzutreten, als die gute Frau, die den fremden Mann mit großen Augen anglotzte, mir freundlich nachrief, ob sie mir denn nicht dienen und die gewünschte Nachweisung selber geben könne, wenn ich ihr den Namen des von mir gesuchten Frauenzimmers nennen wolle. „Ich suche“, erwiderte ich, von dem freundlichen Ton der Stimme zurückgezogen, „eine gewisse Mistreß Marianne ...son, geborne ...patrick.“ — „Mein Herr, das ist mein Name. Das bin ich! Aber um Gotteswillen, wen habe ich denn die Ehre? wer sind Sie denn?“ — „Nun“, sagte ich, indem ich ganz in's Haus trat, „ich bin Henry ....!“ — „Wie, unser ehemaliger kleiner Henry .... Das ist ja nicht möglich!“

Es dauerte lange, bis wir uns gegenseitig verständigt, wiedergefunden und erkannt und von unserer Identität überzeugt hatten. Aber am Ende gelang es uns doch, nachdem wir uns traulich ein halbes Stündchen unterhalten und uns unsere Lebensgeschichten vorgetragen hatten.

Da ich meine Jugendfreundin so glücklich, in bequemen Verhältnissen, von einem liebenden Manne und hübschen Kindern umgeben fand, die sich allmählich alle um den bald servirten Theetisch vereinigten, und da ich Mariannen auch von mir ein Zeugniß darüber ablegen konnte, daß ich mich im Leben seit meinem letzten betrübten Abschiede vor

30 Jahren tüchtig benommen und daß Gott mir beigestanden habe, so war dies eine recht genußreiche, rührende und befriedigende Begegnung. Aber, wie ich schon andeutete, dieser hübsche Reise- und Lebensabend sollte mir durch einen Kummer doch noch etwas verbittert werden.

Marianne hatte mir zwar auf meine Nachfrage längst erklärt, daß auch die alte treue Sklavin Judith noch lebe, und bei ihr im Hause wohne, daß sie aber jetzt im hohen Alter von 90 Jahren stehe und schon seit längerer Zeit völlig erblindet sei, nicht mehr arbeiten könne und bei ihr nun das Gnadenbrod habe.

Sie erinnere sich des guten „Henry“, versicherte mich Marianne, noch oft und erzähle es auch häufig, wie sie ihn auf dem Schiffe besucht und ihm seine Kleider zugesteckt und ihre Segenswünsche mit auf die Reise gegeben habe. Dann setze sie aber immer vorwurfsvoll hinzu, ihre Segenswünsche seien nichts werth gewesen und wären nicht zu Gott gedrungen. Denn der arme Henry sei mit seinem Schiffe gescheitert, mit Mann und Maus umgekommen und läge auf dem Boden des Meeres. Es mußte ihr darüber ein falsches Gerücht zu Ohren gekommen sein, wobei vermuthlich eine Schiffsverwechselung stattgefunden hatte. Dies falsche Gerücht, das Niemand ihr zu widerlegen im Stande gewesen, habe sich bei ihr als die Wahrheit und als eine fixe Idee festgesetzt. Und sie betrauerte seitdem beständig den Tod ihres jungen Lieblings Henry. „Ich selbst“, setzte Marianne hinzu, „hielt Sie auch für verloren. Wie schön, daß Sie uns wiedergeschenkt sind! Wir wollen gleich nach dem Thee die Alte heraufkommen

lassen und sehen, ob eine Wiedererkennung und Bekehrung möglich ist."

Die alte blinde Judith wurde nach einiger Zeit herbeigebracht und setzte sich zu uns, ohne zu wissen, was man mit ihr vorhabe. Marianne fing alsbald gesprächsweise an, den kleinen Henry .... zu erwähnen, und fragte die Negerin, ob sie sich seiner noch erinnere. „Ach, liebe Zeit, ja, ja, wie sollte ich nicht des guten, hübschen Jungen gedenken! Ei ja", seufzte sie, „der arme Henry, der segelte mit meinen Segenswünschen von hier aus; aber sie halfen ihm nichts. Er scheiterte mit seinem Schiffe. Das Schiff ging mit Mann und Maus unter und mit ihm mein guter, armer Henry auch. Der liegt nun seit lange, lange auf dem Boden des Meeres!" — „Nein, Judith, nein, es ist nicht so. Henry lebt; er lebt in Newyork. Hier ist ein Herr, der von dort kommt und ihn kennt und uns Nachrichten von ihm bringt."

Aber ohne erfreut zu sein, schüttelte die Alte ihren zitternden Kopf und murmelte: „Ach nein, das kann ja nicht sein! Denn ich weiß ganz bestimmt, und James Blackstone, der Steuermann, der aus Europa kam, hat es mir selbst gesagt, daß das Schiff mit Mann und Maus unterging und mein kleiner Henry auch. Seine Knochen liegen schon 30 Jahre lang auf dem Grunde des Meeres und seine Seele ist im Himmel, und dort werde auch ich bald hingehen und ihn dort sehen unter den Engeln. Nein, nein, daß Henry noch lebt, das überredet Ihr mich nicht; denn ich weiß, er ist todt!"

„Ach, alte Judith, sprich doch nicht so thöricht. Nimm

doch guten Rath an. Wir versichern Dich, Henry lebt nicht nur, sondern er lebt sehr schön. Er ist ein großer Herr geworden. Dieser Herr hier ist sein bester Freund, der sagt, daß Henry kommen will, Dich zu besuchen!“

Dann erzählte ihr Marianne in der Kürze meine Lebensgeschichte. Die alte Negerin hörte zwar ganz still und aufmerksam zu. Zuletzt aber, als die Geschichte zu Ende war und als wir hofften, daß sie nun einige Zeichen von Freude und Theilnahme von sich geben würde, saß sie wieder ganz unbewegt da. Alte Negerinnen, die sich einmal in eine Idee oder einen Irrthum verrannt haben, sind kaum je wieder aus ihrem Irrgarten herauszubringen. „Ja“, sagte sie seufzend und kopfschüttelnd, „wenn diese schöne Geschichte wahr wäre! O! Aber das ist nur eine Phantasie, das ist ein Roman, den Ihr mir da erzählt. Das ist ein anderer Henry, von dem Ihr sprecht, das ist nicht mein armer Henry, dessen Knochen auf dem Grunde des Meeres bleichen und dessen Seele ich bald im Himmel treffen will.“

„Gute, liebe, alte Judith“, rief ich ihr endlich aufspringend laut in's Ohr, „sei doch nicht so eigensinnig. Ich versichere Dich, Henry lebt noch. Ich bin Henry selbst. Erkennst Du mich nicht an der Stimme? Gieb mir die Hand und freue Dich! Hier bin ich! Ich bin expreß hierher gekommen, Dich zu besuchen.“

Aber leider fand ich, daß meine Stimme, die nun eine rauhe Mannesstimme geworden war, wenig geeignet sei, die Erinnerungen an meine Jugend in der alten blinden Frau von Neuem zu beleben. Sie lauschte; aber sie schüttelte wieder den Kopf und sagte wiederholt in ihrem

Neger-Englisch: o, no, no, t'ain't Henry! t'ain't Henry! (it is not Henry).

Wir geriethen der alten, blinden, schwarzen Menschenruine gegenüber, in der kein Echo Antwort geben wollte, in Verzweiflung. Ich wollte so ungern ohne eine Wiedererkennung von ihr scheiden.

„Lieber Henry ....“, sagte Marianne endlich, „geben Sie der Judith Ihr Gesicht hin. Sie tastet in ihrer Blindheit immer an allen Menschen und Dingen herum und hat schon Manches durch die Finger wiedererkannt. Vielleicht fühlt sie Ihre Züge heraus.“ — Ich that schnell, wie mir geheißen, und die alte Judith legte auf Mariannens Aufforderung ihre Hand auf meine Stirn und Augen. Ihre zitternden und rauhen alten Finger spazierten nun über mein ganzes Angesicht, meine Wangen, meine Nase, meine Lippen und mein Kinn hin. Es dauerte sehr lange, denn die Bewegungen der Alten waren sehr langsam und sie fing ihr Werk mehre Male von Neuem an. Wir saßen dabei erwartungsvoll wie auf Kohlen und faßten das Angesicht der Blinden scharf und aufmerksam in's Auge. Zuweilen schien es mir, als wenn sich ihre traurigen Züge ein wenig erheitern wollten und als wenn ein leiser Anflug von Lächeln über ihr Gesicht flöge, und ich dachte dann, daß nun ein Ausbruch der Freude und des Wiedererkennens erfolgen müsse. Aber unsere Erwartungen wurden auch jetzt wieder getäuscht. Ihre Miene nahm bald wieder den Ausdruck der Traurigkeit und der Gleichgültigkeit an. Sie ließ ihre Hände von meinem Kinn herabsinken in ihren Schooß, schüttelte wieder den Kopf und seufzte: „Nein,

nein, Henry hatte eine hübsche, feine, sanfte Stimme, Henry hatte ein glattes, liebliches Gesicht! T'ain't Henry, t'ain't Henry! Henry, ach Gott, der ist ja lange todt! Mit Mann und Maus! Und seine Knochen bleichen auf dem Meeresgrunde. Der alte James Blackstone, der Steuermann, hat mir's genau erzählt. Ihr aber habt mich nur zum Besten. Und ich bitte Euch, laßt mich gehen! Denn ich bin müde und will schlafen gehen."

Wir hatten nun alle unsere Mittel, der Alten beizukommen, erschöpft. Wir wußten nichts mehr, ihren Sinn zu brechen oder zu öffnen. Ich geleitete sie zur Thür und indem ich, eine Thräne im Auge, ihr nachblickte, wie sie sich in dem Corridor längs den Wänden hintastete, hörte ich, daß sie noch einige Male vor sich hin murmelte: „O nein, davon werden sie mich nicht überzeugen, t'ain't Henry, t'ain't Henry!" — Kurz und gut, meine Herren, ich mußte unerkannt davonreisen, und mußte es dann auch bald darnach aus einem Briefe Mariannens erfahren, daß meine gute, alte Jugendfreundin fromm und still, wie sie gelebt, auch für ewig schlafen gegangen sei." —

Dies, sage ich, war die hübsche kleine Biographie, die uns der ehemalige Leichtmatrose, jetziger Oberrichter von Newyork, in seinen eigenen comfortablen, eleganten und mit Allem, was Künste und Litteratur, die Ateliers der Kupferstecher und Maler und die Büchermärkte gewähren können, reichlich geschmückten Räumen zum Besten gab, zur anmuthigen Beschließung unserer Newyorker Neujahrsfeier, die sich auf diese Weise bis lange über Mitternacht hinaus hinzog.

Eine Soiree bei dem Präsidenten der Vereinigten Staaten.

Es ist eine von den ersten Zeiten der Republik der Vereinigten Staaten her beobachtete Sitte, daß ihr politisches Haupt wenige oder gar keine Gesellschaften außer Hause besucht. Der Präsident der Union nimmt keine Einladungen bei seinen Ministern oder bei Privatpersonen an, wie sich dies doch selbst unsere Fürsten zuweilen erlauben. Auch bei den Bällen, Diners oder Soireen der bei ihm akkreditirten Gesandten erscheint der Präsident der Vereinigten Staaten nicht, obwohl dies doch selbst der Kaiser von Rußland wohl zuweilen bei den Festen der fremden Diplomaten in Petersburg thut. Er ist in geselliger Beziehung während der vier Jahre seiner Präsidentschaft fast ganz auf sein eigenes Haus beschränkt und gewissermaßen ein von der übrigen Welt abgeschnittener Klausner. — Will er Leute sehen, muß er sie zu sich in seine Zelle in's „Weiße Haus" einladen und selber den Wirth machen. Die Rolle eines gefeierten Gastes zu spielen, — diese Genugthuung wird ihm nie zu Theil.

Die demokratische Gesinnung der Bürger der Union

hat diese Anordnung zur Nothwendigkeit und zur Gewohnheit gemacht. — Sie halten sich nämlich alle gleich gut und gleich berechtigt, und wollte der Chef des Staates einmal bei einem Senator eine Einladung annehmen, so würde auch der reich gewordene Lichterzieher oder Schuster gleich dieselbe Ehre beanspruchen und es würde dann mit solchen Einladungen gar kein Ende werden. Der Präsident dürfte es sich nicht herausnehmen, wie unsere Fürsten es allerdings thun, dem Einen eine Huld und Gnade zu versagen, während er den Andern einer solchen würdigte. Er soll eben gar keine Gnade und Ungnade üben. Er hat blos seine Schuldigkeit zu thun.

Bei den Gesandten der fremden Mächte würden zwar diese Gründe nicht zutreffen. Hier mag die Scheu vor Allianzen mit Fremden („the fear of entangling alliances"), welche die Amerikaner von jeher beseelt hat, die Veranlassung zu jener Usance gegeben haben. Wollte der Präsident die Zirkel des Gesandten irgend einer Macht besuchen, so würde man alsbald eine Conspiration mit dieser Macht dahinter vermuthen. Der Präsident erwidert daher auch keine Besuche, macht keine Staatsvisiten irgend welcher Art, wie dies doch sogar die türkischen Sultane und die russischen Zaaren bei den Großen unter ihren Unterthanen zuweilen thun. Höchstens geht er einmal des Abends in der Dämmerung zu Fuße und gleichsam Incognito auf einen Augenblick zu einem Freunde, mit dem er etwas zu besprechen hat, oder nach dessen Befinden er sich erkundigen möchte.

Bei sich zu Hause dagegen kann der Präsident so viel Gesellschaft sehen, wie es ihm beliebt. Ja er bekommt dort

sogar oft mehr davon zu sehen, als ihm lieb ist. Das sogenannte „White House“ (das weiße Haus), ein ziemlich einfaches und mäßig elegant eingerichtetes Gebäude in Washington, ist ihm zwar zur Residenz oder zum Wohnhanse gegeben. Aber der arme Präsident kann auf diesen seinen Palast leider den englischen Rechtssatz „My house is my castle“ nicht anwenden. Die Thore zu dem Vorhofe dieses Hauses stehen immer offen, und eben so die Thüren des Hauses selbst. Keine Schildwache darf irgend Jemandem den Weg verrennen. Die Bürger der Union, die es gewohnt sind, alle öffentlichen Anstalten und Staatshäuser gleichsam als ihr Privatgut zu behandeln und überall ziemlich unangemeldet, wie ein Souverain in seine Domaine einzutreten, betrachten mehr oder weniger auch das White House aus diesem Gesichtspunkte. Wünscht Jemand mit seiner Familie und seinen Ladies dasselbe zu besehen, nun so geht er eben hinein und besieht es sich, ohne den Hausdiener, der schwerlich eine abschlägige Antwort geben dürfte, viel zu befragen. Bei so einer Besichtigung werden dann alle Zimmer durchtrabt und die Möbeln und Betten, Gemälde und Kostbarkeiten begafft, als wäre dies Alles zu einer öffentlichen Schaustellung dahingesetzt. Ist der Präsident nicht in Staatsgeschäften und tritt er vielleicht eben zufälliger Weise aus seinem Schlafzimmer, so rechnet es ihm die Gesellschaft nicht einmal sehr hoch an, wenn er, sich den Gästen anschließend, selbst ihren Cicerone macht, ihnen die Portraits von George Washington und anderer seiner Vorgänger explicirt und ihnen alle die wenigen Herrlichkeiten zeigt, in deren Nießbrauch für vier Jahre ihn

die große Nation gesetzt hat. — Mr. X. und seine „Lady“ Mistreß X. und die hübsche Tochter Miß X. sehen sich die Dinge an mit einer Miene, als hätten sie dies Alles selbst aus ihren Privatmitteln für den Präsidenten dahin stellen lassen.

Außer den officiellen Besuchen, die der Präsident regelmäßig an gewissen großen Feiertagen des Jahres annimmt, z. B. am ersten Januar vom diplomatischen Corps, und am 4. Juli, dem großen Stiftungstage der Union von verschiedenen Deputationen, so wie außer den täglich wiederkehrenden Berathungen und Sitzungen mit seinen Ministern, mit den Leuten seiner Partei, mit den Gesandten der fremden Mächte, die ihre Creditive oder ihre Abberufungsschreiben zu übergeben haben, oder sonst aus einem Grunde eine specielle Audienz verlangen, giebt er auch alle Woche einige Male eine öffentliche Audienz für Jedermann.

Bei diesen öffentlichen, für politische Geschäfte, Staats- und Rechtsangelegenheiten bestimmten Audienzen stürzt nun so zu sagen Jan und Allemann auf den armen Staatschef ein und sucht, wenn auch nur für einige Augenblicke, sein Ohr, wie das eines Beichtvaters, für sich zu gewinnen. Das Hauptthema der Besprechung bei diesen Audienzen ist die Besetzung der besoldeten Aemter und Stellen. Die Candidaten oder besser die Stellenjäger dringen dabei auf den Präsidenten mit einer Gier und einer Unverschämtheit ein, die fast Mitleiden mit dem armen gehetzten Manne erwecken könnte.

Die Gründe, welche sie für ihre Ansprüche auf diese oder jene ihnen begehrenswerthe Stelle geltend machen, sind ge-

wöhnlich von den Verdiensten hergenommen, die sie sich bei Gelegenheit der letzten Präsidentenwahl erworben zu haben glauben. Diese setzen sie dem Präsidenten sehr klar und bündig und so zu sagen mit geballter Faust aus einander. Sie beweisen ihm, daß er die Durchsetzung seiner Wahl in ihrem Geburtsorte oder Staate nur ihren persönlichen Anstrengungen, ihren in seinem Interesse geschriebenen Zeitungs-Artikeln, ihren Agitationen und Stumpreden, dem von ihnen angefeuerten Eifer ihrer Freunde und Parteigänger verdanke und daß er sie dafür mit nichts Geringerem als — ich will mal sagen, — mit dem Gesandtschaftsposten in Brüssel belohnen könne. Der Präsident hört sie sehr aufmerksam und geduldig an, holt seine Notizbüchelchen herbei, schlägt das Conto für „Brüssel" nach, und liest dem Prätendenten vor, wie viele sonstige Candidaten sich schon für diesen Posten gemeldet haben. Er notirt sich freilich den Namen des neuen Bewerbers auch noch dazu, erkennt zwar seine großen Verdienste in gebührender Weise an, kann ihm aber doch nur wenig Hoffnung auf Erfüllung seines Wunsches geben.

Davon ist der Candidat nun freilich gar nicht erbaut. Er macht ein sehr unzufriedenes Gesicht, — er disputirt mit dem Präsidenten eifriger, — es will sogar dem etwas entfernt stehenden Beobachter scheinen, als ob er ihm drohe. — Allein auch Andere haben dem Präsidenten schon längst die Pistole gleichsam auf die Brust gesetzt, ihm mit ihrer Feindschaft, mit Widerstand im Congreß und in anderer Weise bedroht. Eine sehr einflußreiche, eine sehr reiche, eine mit dem Präsidenten sehr intim verbundene Dame

hat an den Präsidenten in Bezug auf den in Rede stehenden Posten schon einmal ganz einfach geschrieben: „Ich verlange von Ihnen den Platz in Brüssel für meinen Mann.“ Der Präsident kann in seiner Weisheit selbst am besten erwägen, wessen Drohungen und Verdienste am meisten in's Gewicht fallen, und diesen installirt er denn seinem Wunsche gemäß, indem er zuletzt alle andern Candidaten unbarmherzig über die Klinge springen läßt.

Da im Laufe jedes Jahres immer dann und wann durch Todesfälle oder andere Umstände Stellen vakant werden, so geht diese Stellenjagd in den Audienzen des Präsidenten eigentlich während der ganzen vier Jahre seines Regiments hindurch. Am stürmischesten ist sie aber begreiflich in der ersten Zeit, kurz nachdem er sein Amt angetreten hat. Im Grunde genommen fängt sie aber schon lange vor dessen Antritt und selbst vor der Vollendung der Wahl des Präsidenten an. Denn wenn ein einflußreicher Politiker als Präsidentschaftscandidat einige Aussicht auf Erfolg hat, so drängen sich seine Freunde alsbald um ihn herum. Sie erbitten und erlangen schon jetzt — auf seinem Landsitze in Pennsylvanien, oder wo er nun eben zu Hause sein mag, — solche Privataudienzen bei ihm, wie die welche zu spät kommen, sie nachher in White House, ich möchte sagen, erzwingen. Da schließen sie denn schon im Voraus in Bezug auf die „Vertheilung der Beute“, wie die Amerikaner sich ausdrücken, — sie meinen damit die Austheilung der einträglichen Stellen, — förmliche Contracte mit ihm ab. „Ich stelle Dir meine spitzige Feder, meine weit hörbare Lunge, meine mir folgsamen Trabanten

zur Disposition und unterstütze Dich mit meinem ganzen Anhange. Doch verlange ich dagegen für mich und meine Leute die und die und die Aemter." So lauten diese Contrakte, die man freilich nicht vor Gericht aufsetzt, die aber nichts destoweniger oft sehr bestimmt und bindend sind. So kommt denn ein Präsident, schon im Voraus durch mancherlei Versprechen gebunden, in sein Amt, und muß dann sehen, wie er die späteren zudringlichen Candidaten entweder mit andern Stellen oder mit der Entschuldigung, daß er höhere Rücksichten zu nehmen habe, abfinden mag.

Außer dergleichen an gewissen Tagen wiederkehrenden Audienzen, die der Präsident ertheilt, giebt es aber noch viele Gelegenheiten, bei denen sich die freien Bürger der Republik solche Audienzen zu außergewöhnlicher Zeit nehmen. Zuweilen fällt es den militairischen Corporationen, den Schützenbrüderschaften, den Feuerspritzen-Compagnien, oder anderen Gesellschaften und Vereinen der Stadt Washington ein, in der ganzen Pracht ihrer Uniformen und ihres Gildenputzes eine große Prozession durch die Straßen der Stadt zu halten. Bei solchen Gelegenheiten pflegen sie denn auch immer dem „Weißen Hause" einen Besuch abzustatten. Mitunter dringen sie dabei in dieses Haus ein und verlangen in corpore dem Präsidenten ihre Aufwartung zu machen und ihn persönlich zu sehen. In manchen Fällen sind sie zufrieden, wenn er dabei einmal auf dem Balkon oder vor dem Portal erscheint, wo er dann natürlich eine Ansprache an sie halten muß. Recht oft freilich begnügen sie sich damit, mit Pfeifen, Trompeten und dicken Trommeln in den Vorhof besagten Hauses durch das eine

Thor ein, bei dem Hause vorüber, und dann durch das andere Thor wieder hinauszumarschieren. Dies thun unter andern auch die Schulen von Washington mit ihren Compagnien hübsch geschmückter Knaben, Mädchen und Lehrer, die auch an gewissen Tagen des Jahres mit unsäglichem Fahnengeflatter und Trompeten-Fanfaren ihre Prozessionen abhalten. Wiederum kommen solche Prozessionen und Deputationen auch von entlegenen Orten. Ja selbst die politischen Parteien von ganz verschiedenen Farben, wenn sie große Siege, die sie bei den Wahlen oder im Congreß errangen, mit Umzügen feiern, ziehen so auf dem Hofe des Präsidenten auf und fordern ihn nicht selten stürmisch heraus, auch wenn der gefeierte Sieg vielleicht eine Niederlage für die Partei und Farbe des Präsidenten gewesen ist. In einem solchen Falle muß denn der gute Präsident nicht selten eine Triumphrede mit anhören, die ihm nichts weniger als liebsam ist, und muß auch darauf eine Erwiderung von Stapel lassen, die ihm nichts weniger als glatt vom Herzen geht, und bei der er sich mit einigen Phrasen geschickt aus der Klemme zu ziehen sucht. Wer sich der Scene erinnert, die in den Stürmen der Jahre 1848 und 1849 in den Schloßhöfen unserer Fürsten ausnahmsweise aufgeführt wurden, der kann sich eine Vorstellung machen von dem gewöhnlichen Treiben und Leben vor und in dem White House. Der Präsident ist so ziemlich die ganze Zeit seiner Regierung in derselben vielbedrängten und vielbeanspruchten Lage, in welcher sich damals vorübergehend unsere Herzöge und Könige befanden.

So viel von den geschäftlichen Gesellschaften und den unfreiwilligen Besuchen, die der Präsident bei sich empfängt.

Der eigentlich geselligen Zusammenkünfte bei ihm, die nicht der Geschäfte wegen veranstaltet werden, sondern nur die Freuden des Umgangs und der Unterhaltung zum Zweck haben, giebt es auch verschiedene. Zuerst ist jede Woche ein Tag den Morgenbesuchen gewidmet, bei denen man zu einer bestimmten Stunde vor Tisch seine Aufwartung macht.

Solche Morgensprechstunden an gewissen Wochentagen pflegen alle die in Washington wohnenden angesehenen Familien, die der Minister und höheren Beamten, die der Senatoren und anderer reicher und einflußreicher Personen, die eine am Montage, die andere am Dienstage, die dritte an einem andern Tage in ihren Häusern abzuhalten. Wer sich in der Gesellschaft der Stadt bewegt, hat sich diese Tage alle gemerkt und weiß, wen er an jedem eben angebrochenen Wochentage zu begrüßen hat. Bei diesen Morgenbesuchen erscheinen indeß mehr oder weniger nur die habitués des Hauses, und die, welche Freunde einführen wollen. Sie gelten mehr nur der Familie und der Dame des Hauses als dem Herrn. Man findet daher auch meistens nur die Hausfrau oder auch wohl nur die erwachsene Tochter, wenn eine solche da ist, gegenwärtig. Die Ehemänner und Herren stecken unterdeß im Congreß, in ihren Bureaux oder anderswo in Geschäften. Es sind mit einem Worte eigentliche „Levées“, Besuche nach dem Aufstehen (lever), wie sie auch in Paris die vornehmen Familien und Damen annehmen.

Die wöchentliche Levée beim Präsidenten ist nach demselben Zuschnitt. Er selbst erscheint dabei gewöhnlich nicht. „Er steckt in Geschäften.“ Seine Gemahlin oder seine erwachsene Tochter nimmt die Gäste auf. Ist weder eine Gemahlin noch eine Tochter da, so tritt an deren Stelle eine hübsche Nichte, wie es beim Präsidenten Buchanan der Fall war, oder sonst eine Dame, die der Präsident zu dem Zweck in sein Haus genommen und sich attachirt hat, um die Honneurs zu machen.

Vermuthlich eben aus dem Grunde, weil der Präsident nicht dabei ist, sind diese Morgen-Visiten daher nicht überlaufen. Man findet dann und wann einige Mitglieder der müssigen Familien, die jungen Sekretäre und Attachés von den fremden Gesandtschaften, auch manchen interessanten alten Herrn, der vielleicht ehemals eine Rolle gespielt hat, und jetzt weder im Congreß, noch sonst in irgend einer amtlichen Stellung sitzt. Man hat daher bei diesen Levées, wo die Zimmer des White House nicht überfüllt sind, wo man sich bequem bewegt und gruppirt, nicht selten Gelegenheit zu recht interessanten Berührungen und Gesprächen, und im Ganzen glaube ich, sind sie das Hübscheste, und bei Leuten von Geschmack Beliebteste, was das Weiße Haus an Geselligkeit darbietet.

Auch seinen Garten öffnet der Präsident einmal in der Woche dem Publikum. Das Weiße Haus hat eine ziemlich anmuthige Lage. Auf der Vorderseite hat es einen mit hübschen Baumgruppen besetzten Vorhof und stößt an einen großen städtischen Platz, der von andern eleganten Häusern umgeben ist, und einem freundlichen Londoner Square ähnelt.

Auf der Hinterseite fällt das etwas erhöhte Terrain, auf welchem das White House liegt, — eine Anhöhe kann man es kaum nennen — allgemach zum Wasser des Potomac ab, und dieser lang gezogene Abhang, ein etwas hügliches Terrain, bildet den Garten des Weißen Hauses. Er ist nach der Art der Pleasure Grounds in den englischen Parks recht nett angelegt, bietet kleine Baumgruppen und Gehölze dar, große Rasenplätze in der Mitte und viel Blumenpracht längs der Wege und zur nächsten Einrahmung des Schlosses.

Einmal in der Woche nun, zu einer bestimmten Abendstunde, versammelt man sich auch in diesen hübschen Anlagen, um die Musikstücke anzuhören, welche dort mitten auf den Wiesen ein meistens aus deutschen Künstlern zusammengesetztes Orchester aufführt. Dies ist ein kleines geselliges Vergnügen, welches der Präsident hauptsächlich wohl den Bürgern der Stadt Washington bereitet. Denn diese mit ihren Familien erscheinen dabei am häufigsten. Da indeß der Genuß guter oder doch leidlicher Musik in Washington etwas Seltenes ist, so profitiren auch gern Andere davon, und man sieht dabei mitunter auch einen Theil der „höheren" Gesellschaft.

Der Präsident theilt indeß diese musikalischen Soireen unter freiem Himmel mit dem Congresse. Denn einmal in der Woche finden dieselben am andern Ende der „Pennsylvania Avenue" in demjenigen Garten statt, der den Hügel des Capitols umgiebt. Die besagte Pennsylvanische Avenue ist bekanntlich eine breite, anderthalb englische Meilen lange Straße, die in gerader Linie das „Capitol" (das

Congreßhaus) und die Residenz des Präsidenten verbindet, und die eben daher wohl die vornehmste und belebteste Straße von Washington geworden ist. Sie hat die brillantesten Läden der Stadt. In ihr tummelt sich die geschäftigste Menge zwischen dem Capitol und White House, ihrem Nordpol und Südpol. Längs ihres Trottoirs läuft auch die vornehmste und fast allein besuchte Promenade der eleganten Welt der Stadt. An einem Concertabend nun, wie gesagt, fluthet diese Welt nordwärts, um die deutsche Musik im Garten des Präsidenten zu genießen, an den folgenden aber strömt sie südwärts, um sich zu demselben Zweck im Capitolgarten zusammenzufinden.

Auch bei diesen musikalischen Soireen, die ohnedies nur im Frühling und Sommer statt haben können, erscheint der Präsident selber gewöhnlich nicht. Er läßt die Leute vor seinem Hause sich nach Kräften amüsiren. Und es muß daher nothwendiger Weise noch ein Tag bestimmt werden, an welchem er endlich *selber* sein Volk bei sich empfängt und in Person den Wirth macht. Die gewöhnlich am Dienstage stattfindenden, Jedem zugänglichen Soireen des Präsidenten sind denn nun eigentlich die Hauptgesellschaften, welche der Präsident dem Publikum giebt. Die Amerikaner nennen sie, obwohl der Name hier etwas mißapplicirt ist, auch „Levéen" (the Presidents Levées) oder wie sie das Wort aussprechen „Lewíes", mit dem Accent und der langen Dehnung auf der letzten Sylbe, während die Engländer beides auf die erste Sylbe werfen.

Bei diesen Levées macht denn der Präsident der Vereinigten Staaten seine Thüren weit offen und Alles, was

einen schwarzen Rock besitzt, ist dazu eingeladen. Eine besondere Vorschrift für die Anordnung der Toilette, wie bei unseren Höfen, wo die Hoffouriere „weiße Cravatten, weiße Westen“ oder „schwarzes Halstuch und halbe Trauer“ ansagen, giebt es natürlich nicht. Denn auch „Trauer“ oder „halbe Trauer“ legt man am Hofe des Präsidenten um Niemand an. Jeder kommt wie ihn sein Schneider gemacht hat. Sogar der Frack ist nicht de rigueur und viele erscheinen im Ueberrock. Die meisten putzen sich freilich so gut als sie können heraus, mehr aber ihrer selbst, als des Präsidenten wegen. An Bedienten ist natürlich in der Haushaltung des Präsidenten kein Ueberfluß. Jeder hilft sich daher aus dem Wagen und versteckt im Vorhause seinen Mantel, Hut und Stock, so gut er kann. Die meisten kommen zu Fuß herangetrabt.

Man findet eine Suite von leidlich hübsch dekorirten Zimmern, die ziemlich gut meublirt und erleuchtet sind. Viele Pracht kann der Präsident mit seinen „25,000 Dollars jährlich“ nicht entfalten und es giebt in Newyork manchen „Merchant Prince“ (Kaufmannsfürst), der von weit mehr Luxus und Comfort umgeben ist, als das Haupt der großen Republik. In der Nähe des Eingangs von einem der vordern Zimmer findet man den Präsidenten postirt, so daß der Strom der eindringenden Gäste bei ihm vorüberparadirt. Die „citizens“, ihre Frauen und Töchter am Arme, treten gruppenweise ein. Da der Präsident sie unmöglich alle kennen kann, und doch den Anschein haben möchte, als begreife und schätze er den hohen Werth der ganzen Familie schon längst, so hilft er sich dabei vermittelst

eines Adjunkten-Paares aus, die sich in aller Stille und Schnelligkeit den Namen des Eintretenden sagen lassen und denselben dann dem Präsidenten wieder zuflüstern: „Herr James Bradford Cook aus Ohio.“ Der Staat ihrer Herkunft wird immer dabei genannt, wie bei den Russen ihr Gouvernement. „Wie geht es Ihnen, Herr James Bradford Cook? Sehr froh, Sie bei mir zu sehen. Wie befindet sich Ihre Frau?“ sagt der Präsident dann laut, indem er zugleich des Herrn ausgestrecktes Patschhändchen ergreift und es kräftig schüttelt. Auch mit allen eintretenden Mitgliedern der ganzen Bradford Cook'schen Familie „schüttelt er die Hände,“ eins nach dem anderen.

Dies Händeschütteln ist sein Hauptgeschäft für den ganzen Abend und es ist die eigentliche Pointe der „Levée, wie bei unsern Hoffesten der Knix vor den Majestäten. Um mit ihrem Präsidenten die Hand zu schütteln, dazu kommen die Leute, und er darf es bei Keinem versäumen. Da oft tausende von Personen bei einer solchen Gelegenheit erscheinen und da unter diesen oft Hinterwäldler mit tüchtigen Greifwerkzeugen sind, bei denen das Hin- und Herschütteln der Hand oft so kräftig geschieht, als sägten sie Holz, so ist es ein ziemlich anstrengendes Geschäft, das auch die Präsidenten nicht länger als höchstens zwei Stunden aushalten können. Meistens ziehen sie sich beim Schlusse mit einem lahmen Arme zurück. Zuweilen haben sie sich schon von ihrem Adjunkten den Arm dabei führen und stützen lassen. Ja, von einem Präsidenten — ich entsinne mich nicht mehr, welcher es war — erzählt man sich, daß er an dieser Ceremonie des Handschüttelns gestorben sei.

Er hatte ein Uebel am Arme, welches bei einer solchen Handschüttel-Levée sich so verschlimmerte und entflammte, daß schließlich der Tod herbeigeführt wurde. Weiß der Präsident von der vorüberpilgernden Familie etwas Näheres, so thut er in der Schnelligkeit noch wohl einige Fragen über dies oder jenes Mitglied derselben. Da aber schon ein neues Paar hereingetrabt ist, so hat er nicht viel Zeit und läßt die Leutchen bald in die gefüllten Räume der inneren Gemächer abschwenken.

Hier trifft man nun auf ein buntes Gewühl von Herren und Damen, welche dort die beim Präsidenten angefangene Handschüttelei untereinander fortsetzen. Es sind darunter immer manche Personen, die wohl die Neugierde eines transatlantischen Reisenden erregen können, und jedenfalls sind diese Levées im Weißen Hause in den Vereinigten Staaten diejenigen Reunionen, welche die meisten Chancen darbieten; die wenigen Weltberühmtheiten, welche Amerika besitzt, hat man hier die beste Gelegenheit beieinander zu sehen, und mit solchen Männern, wie der Besieger Mexico's, der jetzt alte, aber noch immer rührige General Scott es ist, — oder mit einem ehemaligen Präsidenten der Republik Texas, den schönen, wie eine Tanne gewachsenen und durch seine vielen ritterlichen Abenteuer interessanten General Howston, — oder mit einem einst sehr energischen, unternehmungslustigen und liebenswürdigen, jetzt aber etwas gealterten Staatsmann wie Lewis Caß; — oder auch mit noch einigen andern Größen bekannt zu werden.

Da Washington, die Bundeshauptstadt des mächtigsten amerikanischen Staates, die Capitale desjenigen Volkes,

welches sich vorzugsweise Amerikaner nennt, ist und in dem „Concert Americain“ jedenfalls die vornehmste Rolle spielt, so kann man in jenen Levées auch sonst noch mehre Männer von Bedeutung bei einander finden, als vermuthlich in den geselligen Kreisen irgend einer anderen amerikanischen Stadt. Da sind zahlreicher, als sonstwo in der Neuen Welt, alle Mächte Europa's vertreten; da sieht man Abgesandte aus allen Theilen, Republiken und Kaiserthümern Amerika's beisammen; da kann man sogar chinesische oder japanesische Gesandten, oder auch einen Botschafter des Königs der Sandwich-Inseln als etwas Gewöhnliches erblicken.

Es sind in den letzten paar Jahrzehnten von Washington aus viele interessante, halb politische, halb wissenschaftliche Expeditionen in alle Theile Süd- und Nordamerika's auf der einen Seite bis zum Nordpol und auf der andern bis nach Chili und zur Magellansstraße ausgeschickt und geleitet worden. Und die Führer dieser merkwürdigen Expeditionen, die immer wieder in Washingten vorsprachen, fand man — wenn irgendwo — doch auf diesen Rendezvous beim Präsidenten. So erblickte ich dort einst mitten im Gewühl der Damen den muthigen Ersteiger der Rocky Mountains, den Anbahner der Landwege zum Stillen Ocean und durch die Wüsteneien von Californien, den noch in der Mannesblüthe stehenden Fremont, einen Mann von hübschem Aeußeren und liebenswürdigem Wesen, der damals als ein Candidat für die Präsidentenwahl bezeichnet wurde. So, ein paar Schritt weiter, den schmalen, zierlich gebauten, aber charakterfesten Erforscher der Nordpol-Gegenden, den

Dr. Kane, der damals schon von der Krankheit ergriffen und gebrochen war, die er nicht überwinden sollte und die ihn in Cuba unter einen mit Lorbeeren bepflanzten Grabhügel brachte. Und wieder in der Mitte einer anderen Gruppe von Damen den, soweit die Salzwelle wogt, berühmten Hydrographen Maury, einen lebhaften, beredten kleinen Mann, der das Unglück hat, ein wenig zu hinken, und der diesem Umstande sowohl seine Untauglichkeit zum praktischen Seedienste, als seine Muße zu theoretischer Beschäftigung und seine großen Erfolge in der Oceanographie und den verwandten Branchen verdankt. Auch der Mann, welcher zuerst an die alten verrammelten und verrosteten Thüren des japanesischen Reiches pochte und dasselbe zum ersten Male durch einen halb erzwungenen Handels-Traktat und Friedensschluß für die westliche Civilisation eröffnete, bewegte sich unter uns, der Admiral Perry, damals ein wohlbeleibter, lebensfroher, behäbiger Seemann, der sich von einem Passagierboot-Capitain zu einem Admiral und Flottenführer emporgeschwungen hatte, der aber jetzt, wo ich dies schreibe, auch schon der Natur seinen Tribut gezahlt hat.

Alle diese amerikanischen Distinktionen erscheinen einem Europäer, der in solcher Gesellschaft an Orden, Sterne und brillante Uniformen gewöhnt ist, um so interessanter, da sie sich außer dem, was in ihren ausdrucksvollen Mienen und ihren Biographien geschrieben steht, durch nichts Aeußeres weiter auszeichnen. Sie tragen alle bis zum Präsidenten und seinem Premier hinauf die einfach schwarze Uniform eines Gentleman unserer Tage. Die amerikanische Republik

gewährt bekanntlich denen, die sich um sie verdient machen, nichts zum Lohne als klingendes Geld, keine Medaillen, Kreuze, Sterne und Ehrenzeichen irgendwelcher Art, und sie gestattet es ihren Bürgern und Dienern auch nicht, Geschenke und Gaben dieser Art von europäischen Mächten anzunehmen.

Hievon giebt es allerdings eine Ausnahme. Eine gewisse Classe der Landsleute der Bürger der Union hat das Privilegium, nicht nur Dekorationen und Ehrenzeichen anzunehmen, sondern auch mit der ganzen Pracht derselben sich auf den Levées des Präsidenten zu produciren. Man hat nicht selten Gelegenheit, daselbst mitten unter den einfachen schwarzfarbigen Kostümen unserer civilisirten Mitchristen und mitten unter den seidenen Gewändern der nach neuester Pariser (etwas amerikanisirter) Mode gekleideten Damen die wilden tättowirten, befederten Köpfe der Chippeways, der Sioux, der Irokesen oder anderer Kinder des Westens zu erblicken. Wenn irgend eine petitionirende und supplicirende Gesandtschaft eines fernen Stammes in Washington zugegen ist — und dies ist bei dem vielen Unheil und Drucke, den die große Republik auf die Eingeborenen ihres weiten Gebietes übt, beinahe zu allen Zeiten der Fall —, so öffnet der Präsident, der große „Vater der Rothen", wie der Weißen, auch ihnen die Pforten seiner Levées, und die guten Leute, mit ihren zottigen Mänteln angethan, mit ihren Tomahawks in der Hand, mit den dicken silbernen Medaillen, welche ihnen die Regierung bei verschiedenen Gelegenheiten als Ehrenzeichen um den Hals hing, geschmückt und mit den Adlerfedern, die sie sich selbst

für erschlagene und skalpirte Feinde dekretirten, in den Haaren, und von ihren Dolmetschern und „Indianischen Agenten“ („Indian agents“) angeleitet, ziehen denn auch bei diesen Soireen auf, schütteln die Hand mit dem Präsidenten und mit anderen „großen Männern“ und vertheilen sich mit den übrigen auf gleichem Fuße in den Sälen, welche ihren Augen, sollte man denken, so brillant und glänzend erscheinen müssen, wie die in ihren Märchen und Dichtungen besungenen Lichtkammern der Sonne selber, obgleich sie auf Alles ganz gleichmüthig und ohne Erregung hinzublicken scheinen.

Eine gewisse Elite der Gesellschaft bleibt meistens in den kleinen Zimmern in der Nähe des Präsidenten und seiner Familie zurück. Die Masse aber fluthet in einen großen Saal hinein, der am Ende der Zimmerreihe sich eröffnet. Dort erschallt Musik, dasselbe deutsche Orchester, das man schon bei den oben erwähnten Gartensoiréen vernahm und das in einer kleinen Nebenhalle Posto gefaßt hat. Getanzt wird da freilich nicht. Aber dennoch entwickelt sich nach einer ziemlich allgemeinen amerikanischen Gewohnheit eine Art Polonaise. Die Herren, die keine Damen mitbrachten, suchen sich eine aus und fangen an, mit ihr im Saal herumzuwandern. Dem einen Paare schließen sich schnell andere an und so entsteht denn in der ganzen großen Versammlung bald ein kreisender Wirbel von voreinander und hintereinander herschreitenden Personen. Ist der Saal nicht überfüllt, so geht der bunte karawanenartige Reigen auch durch die anstoßenden Räume bis in eine Gegend, wo die Wege vermauert sind und wo

die Riesenschlangen-Prozession sich wendend dahin zurückfluthet, wo sie anfing.

Manche drehen sich in dieser Promenadenmühle geduldig zwei Stunden lang herum. In der Mitte des Wirbels bildet sich ein Kern freistehender Herren, welche die hübsche Kette an sich vorüber die Revue passiren lassen und sich, zu Zeiten heraustretend, einem Paar im Gespräche anschließen. Ich habe diese sonderbare Gewohnheit in mehren Gesellschaften in Washington und ebenso auch in Newyork und sonst in den Vereinigten Staaten wieder gefunden. Kaum sind 50 oder 100 Amerikaner in demselben Raume beisammen, so entsteht ohne alle Verabredung diese im Saale kreisende Polonaise, die oft nicht eher aufhört, als bis man Abschied nimmt.

Auch auf den Dampfschiffen bei einer Ueberfahrt über den Ocean traben, wenn es leidliches Wetter ist, die amerikanischen Herren- und Damen-Passagiere eben so unermüdlich und wohlgeordnet hintereinander her. Dort, auf den Dampfschiffen, wo die Räume so eng sind und wo jeder doch die Beine gern ein wenig strecken will, ohne dem Andern in den Weg zu laufen, ist die Sache sehr gut angebracht. Vermuthlich ist sie auch dort am Bord der Schiffe erfunden und vielleicht von ihrem Deck in die Festland-Salons übertragen, wie denn so vieles unter den Amerikanern noch daran erinnert, daß sie über See her ihr Land entdeckten und eroberten und daß sie ein Volk sind, welches von Seefahrern abstammt. Die den Amerikanern eigene Unruhe und Rastlosigkeit („resslessness“) mag auch ihren Antheil daran haben. Es ist, als wenn

sie auch ihre Gesellschaften laufend abmachen wollten. Es sticht dies recht ab gegen den ruhigen Geist der Reunions in Paris, Spanien und andern Ländern, wo man sich zur Unterhaltung mit den Damen lieber recht gemächlich in Sophas und Divans niederläßt und wo möglich sich einen gemüthlichen Winkel des Salons dazu sichert. Aber freilich fehlt es in Amerika noch oft an einer reichen Auswahl von Möbeln, Sitz- und Ruheapparaten, und selbst wenn diese da sein sollten, so werden sie für große Gelegenheiten wohl ausgeräumt, damit die Zimmer so viele Menschen als möglich fassen können, und da ist es denn allerdings in dem Gedränge noch immer besser, sich zu einem kleinen Marsche zu verabreden und zu ordnen, als festgebannt in der erstickenden Masse an einem Flecke anzuwurzeln.

Auch meine Rothhäute sah ich zuweilen mit in den Wirbel jener Prozession hineingerissen und ernst und gravitätisch mit den andern Damen und Herren durch die Säle marschiren. Nur eine Hautfarbe ist auf diesen Levées im Weißen Hause nie gesehen worden uud mit einer gewissen, sehr zahlreichen Classe seiner „Kinder" hat der „Große Vater von Washington" dort nie die Hände geschüttelt, obgleich es keinen Zweifel leidet, daß sich mit einem gesprächigen, zuweilen sogar „studirten" Neger — es giebt bekanntlich ganz gebildete Aerzte und Theologen unter ihnen — eine viel ausgiebigere Unterhaltung führen ließe, als mit so einem stummstolzen, stier vor sich hinblickenden canadischen Caziken.

Kurz vor 9 Uhr beginnt die Musik den Yankee-

doodle zu spielen. Es ist das Zeichen zum Aufbruch und der Kehraus der Präsidenten-Levée, die regelmäßig mit diesem höchst trivialen amerikanischen Nationalliede, zuweilen auch wohl mit dem edleren Hail Columbia beendigt wird, wie alle halbofficiellen oder öffentlichen Zusammenkünfte in England mit dem God save the Queen.

Der Aufbruch und Ausgang der Gesellschaft, wenn sie zufällig besonders zahlreich war, bietet einige Schwierigkeiten dar in Bezug auf die Wiedererlangung der Hüte, Mäntel, Stöcke, Regenschirme &c., die man, wie ich sagte, beim Eintritt ablegte. Alles stürzt sich über diese im Vorhause aufgehäuften Gegenstände her und jeder wühlt unbarmherzig und rücksichtslos in dem Haufen herum, um sein Eigenthum zu suchen, und ist am Ende herzlich froh, wenn er noch irgend etwas zum Schutz gegen Kälte und Regen Dienliches wiederfand, was die Anderen ihm übrig ließen. So etwas erlitt ich wenigstens einmal bei einem übervollen Schluß- und Abschieds-Levée bei einem der letzten Präsidenten. Ich weiß nicht, ob es häufig vorkommt.

Uebrigens sieht man, daß es bei allen diesen Gesellschaften in und beim „Weißen Hause", die ich nannte, ziemlich mäßig und nüchtern zugeht. Denn Erfrischungen, Eis, Thee, oder gar etwas Souperartiges wird nicht dabei gereicht. Gelage, Bälle und Banquette giebt es beim Präsidenten gar nicht. Sparsamkeits-Rücksichten verbieten dieselben. Daher ist es auch sehr weise, daß die besagten Levées so früh, um 9 Uhr, wie ich erwähnte, schließen. Jeder hat dann noch Zeit, zu seiner Entschädigung andere, in dieser Beziehung ergiebigere Gesellschaften aufzusuchen.

Das Salz und Brod des Präsidenten genossen zu haben, können sich verhältnißmäßig nur wenige rühmen. Denn Diners giebt er nur selten, und meistens nur in kleinen Cirkeln, zu denen dann wohl ihm besonders empfohlene Fremde oder seine intimeren Freunde eingeladen werden. Mitunter muß er freilich sich auch zur Veranstaltung eines größeren diplomatischen Diners entschließen. Doch von diesen läßt sich eben nicht viel Amüsantes und Originelles berichten.

Als das Melancholischeste bei dem ganzen Leben im „Weißen Hause“ ist mir immer die Art und Weise erschienen, in welcher die Präsidenten selber von diesem Treiben im Hause Abschied nehmen. Es geschieht dies in so republikanischer, ich meine in so formloser, einfacher oder vielmehr nüchterner und ungeselliger Weise als möglich. Mich däucht, so wie für die Installirung eines Präsidenten und für seinen Eingang in's „Weiße Haus“, so hätte doch auch, nachdem er seine schweren Geschäfte pro patria beendigt, für seinen Exodus irgend eine anpassende Form oder Feierlichkeit erfunden werden müssen. Feiern wir doch sowohl den Eintritt in's Leben in der Taufe, als den Ausgang bei der Beerdigung. Und übergiebt doch selbst der Commandant einer eroberten Festung die Schlüssel der Thore unter Beobachtung einer gewissen Etiquette und eines entsprechenden Ceremoniells. Für dergleichen ist bei dem Wechsel im Weißen Hause nicht gesorgt.

Wenn ein neugewählter Präsident, nachdem er auf dem Capitol inaugurirt ist, im Triumphe zu seiner Residenz hineinzieht, so haben seine Vorgänger schon in aller Stille

decampirt, wie bei uns die Miethleute beim Ende ihres Termins. Der alte Präsident und die Seinigen, deren Stern vor der neu aufgegangenen Sonne erblichen ist, sind von allen Leuten längst vergessen. Kaum Einer hat sie im Getümmel beachtet. Niemand hat ihnen am letzten Tage ihrer Herrlichkeit ein Ständchen gebracht. Kein Lorbeerkranz oder ein sonstiges Ehrenzeichen ist ihm überreicht worden. Keine Danksagungsreden sind an ihn gerichtet. Nur der Eine oder Andere hat zufällig gesehen, wie die Frau des alten Präsidenten und seine Tochter, während ihr Mann und Vater auf dem Capitol vor allem Volke den Stuhl abtrat, in ein paar zweispännigen Droschken, mit allerlei Gepäck beladen, von Niemandem begleitet, aus den Pforten des Weißen Hauses hinaus rollten.

Dies, sage ich, ist recht ungesellig. Es ist aber ganz in dem Geiste des höchst unpoetischen, republikanischen Regiments in Amerika. Dieser Geist hat es nicht gewollt, daß dem Präsidenten des großen Reiches nach seinem Austritt auch noch sonst irgend ein Vortheil, eine Ehre oder Auszeichnung bleibe. Nach unsern europäischen Begriffen sollte die Person eines Mannes, der so hervorragend war, daß er 4 Jahre lang mit starker Hand das Ruder eines großen Staatsschiffes in Sturm und Sonnenschein lenkte, für immer gewissermaßen markirt sein, wie es z. B. die Consuln in Rom nach ihrem Abgange als „Consulares“ durch gewisse Vorrechte im Staate waren. Aber wenn auch nicht mit Glanz und Heiligenschein, so sollte man die Ex-Präsidenten doch wenigstens mit den nöthigen Subsistenz-Mitteln umgeben. Aber ein Präsident der Vereinigten

Staaten bekommt während seiner Amtsverwaltung zwar alle Jahre die ihm bestimmte Entschädigung für Zeitverlust und für den nöthigen geselligen Aufwand, seinen Gehalt von 25,000 Dollars richtig ausgezahlt. Aber damit Punktum! Hat er dabei nichts ersparen können, so mag er nachher sehen, wie er sich als Advokat, oder als Farmer, oder als Postmeister weiter durchschlägt. Er tritt ganz und vollständig, wie eine ausgepreßte Citrone, in die Obskurität zurück, aus der er hervortauchte. Kein Ehrensitz im Senate, kein Titel irgend welcher Art, kein Purpursaum an seinem Kleide bleibt ihm. Uns Europäern will es scheinen, daß die große Republik dabei ihre eigene Ehre und Würde wenig wahre.

Auch sonst thut man dort in der Gesellschaft Keinem etwas darauf zu Gute, daß er einmal Präsident der Vereinigten Staaten gewesen ist. Auf einer Reise traf ich einmal zufällig mit einem solchen Expräsidenten „Mister P." in einem der großen Hotels von Boston zusammen. Er stand unter einem Haufen von Tabackkauern im „Barroom" und trank sein Glas Wasser mit Rum. Er nahm seinen Reisesack selbst unter dem Arm und fuhr im Omnibus mit uns zum Bahnhofe. Auf der Reise wurde er auf allen den Stationen, wo man ihn einst, da er noch das Werkzeug seiner Partei gewesen war, mit Jubel, Hurrah, Trompeten und dicken Trommeln begrüßt und auf den Schultern getragen hatte, vollkommen ignorirt. Nirgends war er von Freunden oder alten dankbaren Anhängern umgeben. Ueberall sah ich ihn einsam und verlassen, incognito baldmöglichst seinen Weg weiter fördernd. Da

er außer Amt und Gewalt war, so bedurfte seiner Niemand mehr und er schien völlig vergessen von diesen seinen demokratischen Landsleuten, denen Undankbarkeit für geleistete Verdienste, Schwäche der Erinnerung an vergangene Dinge, Mangel an historischem Sinn, Geringschätzung aller großen Geister, Talente und Distinktionen, wesentliche Elemente und gar Erfordernisse eines ächt republikanischen Sinnes zu sein scheinen.

Ein Expräsident der Vereinigten Staaten, wenn er ein bißchen auf Lorbeeren ruhen und ein wenig die Genugthuung und das Gefühl genießen will, daß sein Name doch nun in das Buch der Weltgeschichte eingetragen worden, kann nichts Besseres thun, als schnell nach der Niederlegung seines Amtes nach Europa zu reisen. Da bringen *wir* ihm dann das Alles — die Kränze, die Beweise von Respekt und die Auszeichnungen — entgegen, von dem ihm wenigstens ein bißchen auch dann und wann unter seinen eigenen Landsleuten zu Theil werden *sollte*.

Ein amerikanischer Dichterkreis.

Schilderung nach dem Leben.

I.

Vor zehn Jahren war in Boston, dem Athen der Vereinigten Staaten, ein Kranz von ausgezeichneten Männern, Dichtern, Philosophen und Historikern beisammen, dem seitdem nun schon die Zeit und der grausame Tod manche schöne Blüthe wieder geraubt hat. Als ich damals jenseits des Oceans weilte, wurde ich mit den meisten dieser trefflichen Männer bekannt, sah wie sie lebten und unter einander verkehrten, hatte auch hie und da Muße und Gelegenheit zu beobachten, wie die schönen Werke, mit denen sie die Welt beschenkt haben, entstanden, und da ich zu gleicher Zeit ihre kleinen Geburtsorte und ihr Vaterland, die neuenglischen Staaten, kreuz und quer bereiste, so lernte ich auch die Natur und Verhältnisse des Schauplatzes kennen, auf dem solche Männer erzogen wurden und sich bewegten.

Die Namen und die Schriften der meisten amerikanischen Autoren sind auch dem deutschen Leser mehr oder weniger bekannt, ohne daß man ihm jedoch über ihre Persönlichkeit und ihre Lebensumstände so häufig berichtet hätte, wie

über die von Schiller und Göthe oder von andern unserer gefeierten europäischen Dichter. Diese Umstände haben mich zu dem Glauben veranlaßt, daß die folgenden Mittheilungen über das Thun und Treiben und über das Stillleben amerikanischer Schriftsteller meinen Lesern interessant sein würden.

Wer aber ein dotterreiches Ei aufklopfen will, mag zuvor die Gestalt der äußern Schaale ein wenig betrachten. Wie der Botaniker, der Blumen und Kräuter präsentirt, zuerst ihren Standort bezeichnet und schildert, so will auch ich als Berichterstatter über literarische Produkte vor Allem einen Blick auf das Land und die Umgebung werfen, in der sie aufwuchsen.

Vor allen Städten der amerikanischen Union ist Boston diejenige, welche sich am meisten den Charakter eines europäischen Ortes bewahrt hat. Dies fällt gleich auf den ersten Blick in ihrer äußern Physiognomie und Bauart auf. Die Stadt breitet sich über mehre kleine Inseln und Halbinseln in dem innersten Winkel der Bay von Massachusetts aus. Ihr eigentlicher Kern ist auf einer derselben concentrirt, bei welcher sich alle Vortheile der Position, nämlich Tiefe des Wassers, Zugänglichkeit von der See her und andere Hafen- und Verkehrsbequemlichkeiten der Art vereinigen, daß sie alsbald das Centrum des Lebens, die Börse und der Markt der Umgegend werden mußte.

Von der Mitte aus führen eine Menge Straßen radienförmig nach der Peripherie der Insel, und andere schlingen sich im Parallelismus mit dieser Peripherie (ähnlich wie in Moskau um den Kreml) herum.

Das alles ist schon ein bißchen europäisch. Man hat daher in Boston Straßen, die bergauf und bergab gehen. Man könnte hie und da sogar einen Hemmschuh gebrauchen. Auch sind die Straßen überall etwas krumm und schief — in Amerika eine wahre Wohlthat, wo sie sonst immer wie unsere alten langweiligen Pappelchausseen in's Unendliche geradeaus laufen. Es giebt daher an manchen Straßenecken in Boston, das nicht wie die andern amerikanischen Städte nach Schachbrettart in lauter gleichartige Vierecke zerschnitten ist, Ueberraschungen; es giebt ordentliche Häusergruppen, die Stadt hat eine Physiognomie, und könnte sogar hie und da einem Architekturmaler einige Beschäftigung geben — lauter in den Vereinigten Staaten sonst unerhörte Dinge.

Wie man in manchen Gegenden Neuenglands zuweilen sich einbilden kann, in der Grafschaft Kent zu sein, so glaubt man sich, in den Straßen von Boston irrend, oft in die Mitte von London versetzt. Die Häuser sind dort eben so schlicht und einfach gebaut wie hier. Sie haben nicht so viel prahlerischen Säulen- und Marmorschmuck wie in New-York und Baltimore. Auch findet man in Boston noch solche reizende grüne Squares wie in London, und mitten in dem Gewühl eben solche kleine stille friedliche „culs de sac“, die von dem übrigen Straßensystem zum ungestörten Wohnen abgeschlossen sind.

Aeußerlichkeiten dieser Art pflegen auch immer in den Sitten der Städtebewohner und in dem Geiste derselben ihre Parallele zu haben, und ich glaube daher, daß Boston durchweg noch jetzt mehr englisch und europäisch ist als

irgend eine andere Stadt der Union. Es kann dies in vielen Dingen nachgewiesen werden, z. B. gleich darin, daß hier von einer öffentlichen Aufsicht und Polizei, wie wir sie in Europa haben, mehr gefunden wird als irgendwo in Amerika. Man sieht hier ziemlich viele Polizeidiener das Benehmen des Publikums überwachen. Wenn es auch nicht „so arg" ist wie in London, so fällt es doch den Amerikanern aus dem Westen und Süden auf, und sie schelten daher Boston und Massachusetts zuweilen einen Polizeistaat.

Selbst in dem Umstande, daß in Boston zuerst die Fahne der Opposition gegen die Despotie des Mutterlandes erhoben wurde, und daß die Stadt daher gewöhnlich als die „Wiege der amerikanischen Freiheit" bezeichnet wird, mag man einen Beweis dafür finden, daß die Bevölkerung hier vorzugsweise von altem angelsächsischen Kerngeiste durchdrungen war und ist.

Dasselbe fällt insbesondere auch in dem wissenschaftlichen, geistigen und geselligen Leben von Boston auf, das uns Europäern mehr zusagt, als das Treiben in andern amerikanischen Orten. Boston hat im Verhältniß zu seiner Bewohnerzahl mehr öffentliche und Privatbibliotheken und wissenschaftliche Vereine als irgend eine andere Großstadt der Union, und dazu eine Menge gutorganisirter Wohlthätigkeitsanstalten für Kranke, Arme, Irre, Blinde, die in den Vereinigten Staaten für Musteranstalten gelten. Die Stadt ist daher auch mit Recht als das „amerikanische Athen" gepriesen worden.

Sie hat jetzt mehr als hundert Buchdruckereien, in

denen eine Menge Zeitschriften gedruckt werden. Unter diesen die beste und älteste amerikanische Vierteljahrsschrift, die sogenannte „North American Review“, die sich den Quarterly Reviews von Edinburg und London an die Seite setzen läßt, und die von den ausgezeichnetsten amerikanischen Autoren mit Material versehen wird.

Die „historische Gesellschaft“ Bostons ist die älteste dieser Art im Lande. Sie hat seit dem Anfange dieses Jahrhunderts eine Reihe interessanter Memoiren publicirt, und mit der Geschichte keines Theils der Union hat man sich so eifrig und so umständlich beschäftigt, wie es die Gelehrten von Boston mit der Geschichte ihrer Stadt, ihres Staates (Massachusetts) und ihres Landes (Neuengland) gethan haben. Das von einem Bostoner, Herrn Lowell, gestiftete und reich dotirte sogenannte „Lowell-Institut“ ist auch eine Anstalt, die für Verbreitung von Kenntniß und Bildung kräftiger wirken kann als irgend eine andere der vielen Anstalten dieser Art in den Vereinigten Staaten. Es hat dem Fleiß und Talent so bedeutende Prämien zu bieten, daß sogar die größten wissenschaftlichen Autoritäten Englands es zuweilen der Mühe werth gefunden haben, nach Boston hinüber zu segeln, um dort in den Sälen des Lowell-Instituts ihre Ideen mitzutheilen und ihre Schriften vorzulesen. In einer seiner Vorstädte (Cambridge) hat Boston die beste und älteste Universität der Vereinigten Staaten (das bekannte Harvard College), und außerdem besitzt es im Kern der Stadt selbst eine medizinische Hochschule. Die Stadtbibliothek übertrifft in ihrem jetzigen reformirten Zustande an Größe

und Zweckmäßigkeit die Einrichtung mancher städtischer Büchersammlungen bei uns.

Auch im Besitz von Privatleuten findet man in Boston merkwürdige und für Wissenschaft und Kunst interessante Sammlungen, die den in dieser Stadtgemeinde waltenden ernsten und strebenden Sinn bekunden. Selbst während meines Aufenthalts daselbst im Winter und Frühling 1857 entdeckte und besuchte ich deren nicht wenige. So fand ich einen Leinwand- und Kattunhändler, der mir in der Hafengegend zuerst sein großes Lager und Packhaus zeigte, mich dann in seinem Cabriolet in die Vorstadt zu seinem Suburbanum hinausnahm, wo ich in einem reizenden eigens dafür gebauten Erker seines Hauses eine Bibliothek fand, welche alle die ersten Ausgaben der seltensten und jetzt mit Gold aufgewogenen Urschriften über die Entdeckung und Besiedlung Nord-Amerika's enthielt. Dieser treffliche Bostoner Bürger war ein sehr eifriges Mitglied der „historischen Gesellschaft" und hatte selbst mehrere Memoiren über seine Spezialität (die älteste Geschichte der amerikanischen Ansiedlungen) publizirt. Sein mit den zierlich gebundenen amerikanischen Urdrucken reichlich geschmücktes Erker-Cabinet war sein Lieblings-Secessus nach den Comptoir- und Börsengeschäften des Tages.

Desgleichen führte man mich in einer Vorstadt Boston's zu einer andern Villa und Bibliothek eines Mannes, der es sich zur Aufgabe gesetzt hatte, die Ausgaben der Bibel möglichst vollständig zusammenzubringen. Seine Sammlung ist in Amerika einzig, und bestand damals, als ich sie sah, aus nicht weniger als 1200 Bibeln in allen mög-

lichen Editionen und Formaten, die in allen Sprachen und Ländern der Welt gedruckt waren, und unter denen sich die größten typographischen Seltenheiten befanden.

Auch eine ausgezeichnete Kupferstichsammlung, die von einem Bostoner Kaufmann zusammengebracht war, verschaffte man mir zu sehen Gelegenheit. Sie bestand aus vielen Tausenden der besten Stiche aus allen Schulen, Ländern und Epochen. Der Besitzer hatte sie kürzlich an die Universität von Cambridge geschenkt, wo sie nun unter der Leitung eines deutschen Kenners in eigens für sie bestimmten Räumen geordnet und deponirt wurde.

Eines Abends wurde ich in Boston zu einer Soirée bei einem Herrn eingeladen, bei dem ich zu meiner Verwunderung wieder eine andere Art von Kunstsammlung fand. Es war ein theils historisches, theils ethnologisches Museum, das der Besitzer in einer Reihe eleganter Zimmer aufgestellt hatte, und dessen Besichtigung er uns, seinen Theegästen, bei glänzender Beleuchtung gestattete. Seine Spezialität waren die Waffen und Rüstungen. Die Wände seiner schön dekorirten Zimmer waren mit einer Menge alter prachtvoller Ritterrüstungen aus Europa von exquisiter Auswahl und in sehr geschmackvoller Aufstellung bedeckt. Er hatte dort alle Formen von Waffen, wie sie vor der Erfindung des Pulvers in Schwang waren, vereinigt. In dem einen Zimmer war auf den sammetenen Tapeten der Wände alles neben einander gruppirt, was in Japan schneidet, sticht und mordet. In dem andern Winkel dasselbe aus China und noch aus mehren andern Ländern. Ich glaube, ich habe nie so viele verschiedene For-

men von Messern, Beilen, Streitäxten und Spießen beisammen gesehen, als in dieser zugleich geschmackvollen und lehrreichen Thee-Soirée bei unserm Bostoner Freunde.

Freilich war an jenem Abende die Gesellschaft, in der wir uns befanden, auch noch außerdem sehr interessant. Unter anderm hatten wir in unserm Kreise die ausgezeichnete Fanny Kemble, die seit ihrer Verheirathung mit einem Amerikaner den Vereinigten Staaten angehört. Der Umstand, daß auch diese höchst geistreiche Künstlerin vor allen übrigen amerikanischen Städten sich Boston zu ihrem Wohnsitz erwählt hat, mag ebenfalls ein gutes Zeugniß für diesen Ort ablegen. Sie trug dort zur Zeit meiner Anwesenheit einige Stücke von Shakespeare öffentlich vor, und ich hatte Gelegenheit, von ihr „den Kaufmann von Venedig" zu hören. Es war in einem großartigen und prachtvollen Saale, der bequem 2000 Menschen faßte, und beinahe so viele hatten sich auch an jenem Abende von der nach Vorlesungen immer begierigen Bevölkerung der Stadt eingefunden. Ich habe Tieck, Devrient und viele andere unserer besten dramatischen Vorleser häufig gehört. Aber ich muß sagen, Fanny Kemble schien mir bei weitem das mächtigste und umfangreichste Talent dieser Art zu sein. Sie ist eine prachtvoll gebaute Persönlichkeit, besitzt eine starke Brust und Stimme und ein energisches, fast männliches Organ. Den Abend, als ich sie hörte, war sie, in Folge einer Erkältung etwas heiser, und fühlte sich, wie sie selbst sagte, sogar schwach und hinfällig. Nichtsdestoweniger wußte sie sich so zusammenzunehmen, daß man kaum etwas davon merkte. Sie entrollte uns alle weib-

lichen und männlichen Figuren des Stücks — auch die Juden — so charakteristisch und klar, daß ich mir immer dachte, ich sähe das Ganze wie auf einer Gobelin-Weberei in großartigen Zügen und mit prächtigen Farben nachgebildet. Sie begleitete ihre Lektüre mit lebhaften Gestikulationen, doch markirte sie diese letzteren nicht mehr, als man es bei einem Vortrag dieser Art thun sollte. Das Bostoner Publikum war stilllauschend und entzückt, und eben dieses Publikums wegen, mit dem ich hier beschäftigt bin, lasse ich diese kurzen Bemerkungen über Fanny Kemble einfließen.

Von sämmtlichen wissenschaftlichen Bestrebungen und Sammlungen Bostoner Kaufleute hab' ich natürlich keine Notiz nehmen und Selbstanschauung gewinnen können. Daß ich aber bei den dortigen ausgezeichneten Gelehrten vortreffliche Büchersammlungen fand, versteht sich wohl von selbst. Es ist in Boston noch viel von der guten englischen Maxime geblieben, daß jeder ein Buch, welches er gebrauchen muß, auch selbst besitzen und als sein Eigenthum in seinem Hause haben will. Dieses Prinzip, das bei uns in Deutschland leider wenig gilt, hat daher bewirkt, daß in jener jungen amerikanischen Handelsstadt die Privathäuser viel reichlicher mit Büchern versehen sind, als bei uns. Es wandern jährlich zu diesen Bibliotheken eine Menge schöner und seltener Werke aus Europa ein. Wie der Kaiser Nikolaus von Rußland seine militärischen Agenten in allen Staaten unterhielt, so haben die Amerikaner bei uns überall ihre litterarischen und Bücheragenten, die begierig unsere raren Schriften und Drucke für sie aufkaufen.

Wenn es gilt, eine besondere Neigung zu befriedigen, so scheuen die Amerikaner fast eben so wie die Engländer keine Kosten. So lernte ich unter andern einen wohlhabenden amerikanischen Bücherliebhaber kennen, dessen Spezialität Shakespeare war. Er hatte alle einigermaßen werthvollen Editionen von Shakespeare in seinem eleganten Hause vereinigt. Nur eine der allerseltensten und primitivsten Editionen, von der überhaupt auf der ganzen Welt nur drei Copien vorhanden waren, fehlte ihm noch. Als er in Erfahrung brachte, daß eine dieser Copien in London bald zum Verkauf kommen sollte, sandte er auf seine Kosten einen eigenen Agenten dahin, dem er geheime Instruktionen und carte blanche zum Ankauf des besagten Shakespeare à tout prix mitgab. Die Sache gelang, ich glaube mit einem Aufwand von mehreren tausend Dollars. Der kostbare Band wurde über's Wasser hinübergeschafft. Als er in der Neuen Welt ankam, lud der beglückte Liebhaber alle Shakespearefreunde der Stadt ein, und gab ihnen eine brillante Soirée, bei welcher das gewonnene Kleinod — ein altes räucheriges Buch — auf einem goldgestickten Sammetkissen unter schönster Beleuchtung entfaltet wurde. Die halbe Nacht hindurch wurden dabei Toaste und Reden ohne Ende gehalten, und schließlich das gewonnene Werk der Bibliothek, wo es nur eine kleine Lücke füllte, einverleibt.

Von jeher ist dieses wie gesagt malerisch gelegene, an Europa erinnernde, gut regierte, mit Anstalten und Sammlungen aller Art versehene Boston der Geburtsort sowohl als auch der Sammelplatz bedeutender Männer gewesen.

In Bezug auf Staatsmänner rivalisirte es zuweilen mit Virginien. In Bezug auf Hervorbringung von Dichtern und literarischen Distinktionen kommt keine amerikanische Stadt ihm gleich. Von Benjamin Franklin an, der auf einer der kleinen Inseln des Hafens von Boston geboren wurde, und den man als den Bacon der Vereinigten Staaten betrachten kann — denn wie in des Engländers Bacon Schriften sich der Charakter der Engländer, alle Anlagen und Tendenzen und die ganze Lebensphilosophie dieses Volkes in prophetischen Umrissen verzeichnet finden, so sind die Werke von Franklin der Katechismus und Codex des amerikanischen Wissens und Wesens, in welchem man so zu sagen alles, was die Amerikaner geworden sind, im Embryo erblickt — von diesem Franklin an bis auf Everett und seine Zeitgenossen herab hat es, sage ich, der Stadt Boston nie an bedeutenden Männern gefehlt. Hancock, der mit dem Virginier Jefferson die Verfassung der Vereinigten Staaten konstruirte, lebte in Boston. Die ausgezeichnetsten unter den wenigen Präsidenten, welche dem Norden angehörten, die beiden Adams, waren aus Boston, begannen und beschlossen hier ihre Laufbahn. Daniel Webster, der talentvollste amerikanische Redner der Neuzeit, ist auch innerhalb des Gesichtskreises der Thürme von Boston geboren, erlangte in Boston seine Ausbildung und verbrachte hier den größten Theil seines Lebens, wenn er gerade nicht auf dem Capitol in Washington beschäftigt war. Ja, es giebt ganze Geschlechter in Boston, wie z. B. die Winthrops, die Biegelows u. A., die seit dem Beginn

der Stadt reich an Erzeugung vortrefflicher und begabter Persönlichkeiten gewesen sind.

Auch jetzt wieder, im Jahre 1857, der Zeit meiner Anwesenheit, war dort der Kreis berühmter, einflußreicher und achtungswürdiger Männer nicht klein, und ich hatte Gelegenheit, die meisten derselben persönlich kennen zu lernen. Bei dem freisinnigen und geistvollen Theodor Parker, der als hochgeachteter Bürger in Boston wohnt, klopfte ich freilich leider vergebens an. Ich hatte nicht das Glück, ihn, dessen Haus sonst allen Deutschen geöffnet ist, anzutreffen. Von dem edlen, nicht weniger freimüthigen und hochherzigen Channing, dessen fromme, menschenfreundliche und philosophische Schriften wir von Jugend auf verehrt haben und der hier an einer der Hauptkirchen Bostons als „Apostel der Unitarier“ wirkte, aber schon längst dahin war, fand ich nichts mehr als einen Sohn, der seines großen Vaters Gedächtniß ehrt. Die Webster und Adams waren auch schon alle seit einigen Jahren hinübergegangen, obgleich ich noch ihren persönlichen Freunden und Bekannten begegnete, die mir von ihrem Thun und Leben erzählten.

Auch den gelehrten und geistreichen George Ticknor verfehlte ich, den trefflichen Geschichtschreiber der spanischen Literatur, ein ächtes Kind Bostons, dort geboren und erzogen und dort beständig mit seinen Studien und Arbeiten beschäftigt, wenn nicht, wie leider zur Zeit meines Aufenthaltes, auf Reisen in Europa abwesend. Ich sah nichts von ihm als seine vortreffliche spanische Bibliothek, die er ganz zum Zwecke seiner in alle Sprachen übersetzten classischen Arbeit gesammelt hat.

Dagegen lebte damals noch der nun seit einigen Jahren zur Betrübniß aller seiner Freunde und Verehrer abberufene William Hickling Prescott, einer der ausgezeichnetsten Autoren Amerika's. Ich sah ihn zuweilen sowohl in seinem Hause als in Gesellschaft und ergriff jede Gelegenheit, die mir dargeboten wurde, ihm zu nahen. Da er aus einer alten neuenglischen Familie stammte, da er ganz in Boston erzogen und ausgebildet wurde und auch beinah immer in Boston lebte und arbeitete —, er ist nur einmal in Europa gewesen und hat auch in den Vereinigten Staaten keinerlei bedeutende Reisen gemacht — so mochte ich ihn als ein ganz ächtes Bostoner Kind nehmen, und als ein Beispiel der besten Art von Ausbildung und Erziehung betrachten, die diese Stadt zu geben vermag. Er war ein Mann von einem äußerst würdevollen, angenehmen und liebenswürdigen Wesen, ganz Gentleman in seinem Behaben. Von dem „Grau der Theorie" und von dem Staub der Bücher und Gelehrsamkeit hatte er nicht den geringsten Anflug. Obgleich den ganzen Tag in Bücher vertieft, erschien er, wenn er aus seinen litterarischen Bergwerksschachten an's Tageslicht trat, eher wie ein geschmeidiger und blanker Lebemann oder Diplomat. Viel ähnliches fand ich in seinem Wesen mit dem des liebenswürdigen französischen Historikers Mignet, dem Verfasser der vortrefflichen Geschichte der Französischen Revolution. Selbst in seinen Gesichtszügen erinnerte mich Prescott an Mignet. Bieten nicht auch die Geistesprodukte dieser beiden Männer manche Aehnlichkeit? Er war damals schon in der Mitte der Sechziger und doch hatte

sein fein und schön geschnittenes Antlitz noch viel Anmuth und Jugendreiz. Von seiner oft beklagten Augenschwäche war im Umgang wenig oder nichts zu merken. Er wußte von seiner geringen Sehkraft so guten Gebrauch zu machen, daß er sich in Gesellschaft z. B. auch beim Mittagstische in allen Stücken selbst zu helfen und geschickt aus der Affaire zu ziehen verstand. Auch äußerlich sah man es ihm nicht an, daß er auf dem einen Auge völlig und auf dem anderen halb erblindet war. Uebrigens sprach er es selbst oft aus, daß gerade diese von andern so beklagte Augenschwäche die Ursache gewesen sei zu seiner Hingebung an wissenschaftliche und geschichtliche Studien. Sie erschwerte freilich seine Arbeit sehr. Er mußte mit einem großen Aufwand von Kosten Andere in die Bibliotheken und Archive Spaniens schicken, um dort die ihm nöthigen Documente zu copiren. Er konnte diese Documente und seine übrigen Hilfsquellen (zum Theil wenigstens) nur durch Vorleser benutzen. Er selbst mußte vieles ohne Beihilfe seiner Hand und Finger — die doch, wie jeder ächte Schriftsteller weiß, dem Kopf so wesentlichen Beistand leisten, und so zu sagen, mit denken helfen — in seinem Kopfe verarbeiten und dann dictiren. Zu Zeiten konnte er nur mit Hilfe einer seine Hand führenden Maschine oder Vorrichtung schreiben. Ich sage „zu Zeiten“. Denn periodenweise war die Sehkraft seines einen erhaltenen Auges so gut, daß er alles Mechanische seiner Kunst eigenhändig zu besorgen vermochte. Nichtsdestoweniger verdankt die Litteratur die trefflichen, wie Prescott selber eleganten, fein ausgearbeiteten, polirten und runden Werke über Peru, Mexico, Isabella

und Philipp II. bloß dieser halben Blindheit. Denn hätte er seine beiden Augen gesund behalten, so würde er nicht in diese Stellung eines in Studium und Nachdenken vertieften Einsiedlers hineingedrängt, sondern auf die von ihm bereits betretene praktische Laufbahn eines Rechtsgelehrten, Advokaten und zum Schluß wahrscheinlich eines amerikanischen Staatsmannes hinausgetrieben worden sein. Oder vielleicht auch hätten ihn seine andern liebenswürdigen Eigenschaften und verführerischen Gaben ganz zum Weltkinde gemacht.

Ein etwas jüngeres schriftstellerisches Talent Bostons war damals der Historiker John Lathrop Motley, den man in mancher Beziehung seinem Landsmann Prescott an die Seite stellen kann. Wie dieser, ist auch Motley aus einer angesehenen Familie Bostons. Wie dieser, betreibt er sein Fach, die Geschichte, aus reinem Eifer für die Sache. Seine Verbindung mit der Muse ist keine Vernunftheirath. Er nahm sie aus freier Wahl und Liebhaberei. Wie Prescott sich die Aufhellung der spanischen Geschichte des sechzehnten Jahrhunderts, die für Amerika so wichtig ist, wählte, so widmete sich Motley einer andern Partie der Geschichte Europa's, die für die neue Welt eben so viel Interesse hat, nämlich der Geschichte der Niederlande während des sechzehnten und siebenzehnten Jahrhunderts, die bekanntlich auch unser großer Schiller behandelt hat. Die Niederlande waren damals, zur Zeit der Entwickelung ihrer Macht, auf dem ganzen amerikanischen Continent außerordentlich einflußreich und legten unter anderm auch die Fundamente des Staates von New-York. Dieser Staat und seine zum Theil noch jetzt

holländischen Bürger betrachten daher die Niederlande gewissermaßen als ihr Mutterland, und deren Geschichte als einen Theil ihrer eigenen Vorgeschichte. Sie interessiren sich dafür ungefähr auf ähnliche Weise wie die Franzosen für die Geschichte der alten Franken und Westgothen in Deutschland. Außerdem vergleichen sie natürlich gern ein Ereigniß, wie den Aufstand der Niederlande gegen Spanien, mit ihrem eigenen Aufstande gegen England. Motley wählte daher ein in Amerika *sehr populäres* Thema. Nachdem er als junger Mann und als Attaché der amerikanischen Gesandtschaft in St. Petersburg die Welt etwas kennen gelernt hatte, reiste er in Deutschland, hielt sich mehrere Jahre in Dresden, im Haag und in andern Orten Europa's auf, um die dortigen Bibliotheken für seinen Zweck zu benutzen. Schon vor zwölf Jahren las er uns in Dresden in einem kleinen Kreise einzelne Abschnitte seines seitdem berühmt gewordenen Geschichtswerkes, z. B. seine Darstellung der Hinrichtung des Grafen Egmont und Hoorn, vor, und kehrte dann nach Amerika zurück, wo er seine Arbeit publicirte. Diese Arbeit, die nun auch in Deutschland bekannt geworden ist und hoch geschätzt wird, wurde mit großem Beifall aufgenommen. Die Kritik stellte den Verfasser als Historiker seinem Freunde Prescott an die Seite und ich traf ihn damals wieder in Boston, eben als man ihn mit Lorbeern geschmückt hatte. — Er war ein schöner Mann im kräftigsten Lebensalter, von angenehmen Formen, ein dunkles Lockenhaupt, wie man es zuweilen mitten unter der sonst mehr blonden angelsächsischen Race erscheinen sieht. Leider gefiel er sich damals nicht

gleich wieder in seinem Vaterlande, und kehrte, während ich noch in Boston weilte, rasch nach Europa zurück. Vielleicht hatte er sich zu lange auf unserem Alten Continente aufgehalten und hatte nicht Geduld genug, den Proceß der Reamerikanisirung durchzumachen, dem ein lange abwesender Amerikaner sich ebenso unterwerfen muß, wie ein einwandernder Europäer dem der Amerikanisirung. Er ging nach London, wo er seitdem einige Jahre lebte, indem er seine Studien fortsetzte und nebenher mit seiner liebenswürdigen Familie ein willkommener Liebling in den gebildeten Cirkeln war, bis ihn die Ereignisse der letzten Jahre zu dem Gesandtschaftsposten am Kaiserhofe zu Wien geführt haben.

Man hat in einem weitverbreiteten Kupferstich das Studirzimmer A. v. Humboldt's dargestellt. Aber ich muß gestehen, daß man von einigen der Arbeitskabinette der Bostoner Gelehrten, die ich zu besuchen Gelegenheit hatte, ein viel anziehenderes Bild entwerfen könnte. In der Einrichtung derselben, in der pittoresken Anordnung der Bücher, Schriften und Raritäten, in den eben so ingeniös als bequem construirten Sitz- und Schreibapparaten, in dem Bilder- und Büstenschmuck dieser gemächlichen, meist von oben erleuchteten Räume findet man eine Vereinigung des englischen Strebens nach Comfort und des amerikanischen Trachtens nach äußerem Glanz. Wie von „Merchant Princes", so könnten die Amerikaner — in der sonstigen Welt etwas ziemlich Unerhörtes! — auch von Autorfürsten sprechen.

Unter den ausgezeichneten Männern, die ich in ihren

geräumigen und eleganten Boudoirs und Studir-Clausen besuchte, war auch Edward Everett, einer der bedeutendsten Bostonier, der sich erst als Prediger, dann als Professor der griechischen Sprache, und ferner als Schriftsteller und Redner eine sehr hervorragende Stellung in den Vereinigten Staaten verschafft hat, und noch jetzt (im Jahre 1857) ein kräftiger und rüstiger Sechziger war. Jedes tüchtige Buch, das Einer geschrieben hat, jede Art von Auszeichnung, die Jemanden „vor das Publikum" und in den Mund der Leute bringt, kann in Amerika auch als politisches Kapital benutzt werden und zu Ansehen und Einfluß im Staate führen. Der Prediger und Professor Everett, der eine Zeitlang jene oben von mir erwähnte „Nordamerikanische Revue" redigirte, und in derselben die Sitten und die Verfassung seines Vaterlandes sehr geschickt lobte und vertheidigte, wurde daher auch bald ein Congreßmitglied, ein Führer der alten Whigpartei, ein Gouverneur von Massachusets und endlich ein Diplomat und amerikanischer Gesandter in England. Wie mehre andere amerikanische Politiker, die den englischen Gesandtschaftsposten bekleideten, wurde er dann auch mehre Male als Präsidentschaftscandidat genannt. Doch ist er nie bis zum „Stuhle" durchgedrungen, weil seine Partei, die alten Whigs, leider ihr früheres Ansehen nicht behauptet haben. Seit der Niederlage und Auflösung dieser Partei lebte Everett daher den stillen Wissenschaften und der Verbreitung von Kenntnissen. Namentlich war er damals, als ich ihn kennen lernte, damit beschäftigt, einen Vortrag oder vielmehr eine sorgfältig ausgearbeitete und glänzende

Rede, eine sogenannte Oration (Oration) über den Charakter Washingtons in den Städten der Union, in denen er herumreiste, vor verschiedenen Auditorien öffentlich zu halten. Washington's Eigenschaften wurden darin von ihm natürlich auf das glänzendste beleuchtet, und bei dem Vergleiche mit unsern großen Männern und Regenten Friedrich dem Großen, Joseph II., Napoleon I. ꝛc. kamen diese denn ziemlich schlecht weg. Er hatte seine Composition vollkommen memorirt, und trug sie in jeder Stadt, welche ihn dazu aufforderte und so zu sagen im Triumph dazu einholte, mit vielem Ausdruck und großer Emphase vor, und war schon seit mehreren Jahren mit der Verbreitung dieses Eulogiums beschäftigt. Es wurde dabei Entree genommen wie bei einem Concert, und damit die Rede nicht den Reiz der Neuheit und ihre Brauchbarkeit verlöre, waren alle amerikanischen Zeitungen aufgefordert, keine stenographischen Berichte darüber drucken zu lassen. Sie blieb daher jeder Stadt so lange unbekannt, bis sie daselbst vom Redner selber mündlich mitgetheilt war. Das gewonnene Geld sammelte Everett zu einem patriotischen Projekte, nämlich zum Ankauf des Wohnhauses des Generals Washington in Mount Vernon in Virginien, für welchen Zweck sich ein Frauenverein gebildet hatte. Für diesen Frauenverein hatte Everett damals (im Jahre 1857) durch jene seine „Washington Oration" schon ein Capital von mehr als 40,000 Dollars (60,000 preuß. Rthlr.) zusammengebracht. Es möchte außer Amerika schwerlich ein anderes Land sein, in welchem durch eine einzige gelungene und effectvolle Ausarbeitung von wenigen Seiten ein solches Capital beschafft

werden könnte. Auch ist die ganze Angelegenheit noch sonst für das Land bezeichnend, und eben deßwegen theilte ich sie hier mit.

Man könnte von einer ganzen, nicht unbedeutenden historischen Schule von Boston reden. Denn fast alle neuen bedeutenden Historiker Amerika's sind aus dieser Bostoner Schule hervorgegangen. Auch George Bancroft, der sich die Geschichte der Vereinigten Staaten selbst zum Gegenstande seiner Bestrebungen gewählt hat, und durch sein jetzt beinahe vollendetes Werk berühmt geworden ist. Der Lebenslauf dieses Mannes hat die größte Aehnlichkeit mit dem von Everett. Wie dieser wurde er innerhalb des Weichbildes von Boston geboren, in Cambridge, der Vorstadt von Boston gebildet, ging wie jener nach Deutschland, nach Göttingen, wo er bei Heeren, Eichhorn und Schlosser seine Richtung für historische Wissenschaft erhielt. Wie Everett begann er seine Laufbahn als Lehrer, als Professor an der Universität Cambridge, und wie diesen führte ihn dann sein Talent und sein bald angesehener Name in aufsteigender Linie zu wichtigen Aemtern und Staatsposten. Er war eine Zeitlang Marineminister in Washington, dann amerikanischer Gesandter in England und endlich, da er in dieser politischen Richtung nicht weiter reussirte, zog er sich wie Everett ganz von der großen Bühne in die ruhigere Atmosphäre seines Studirzimmers zurück, und lebt seit einer Reihe von Jahren still den Wissenschaften und einer angenehmen Geselligkeit. Während des Winters wohnt er jetzt in New-York, und während des Sommers in einer reizenden Villa in der Nähe des Neu-Englischen

Bade-Ortes und Hafens von New-Port an den Ufern der inselreichen großen Bay von Narraganset, von wo aus er jedoch zu Zeiten sein altes Boston wieder besucht. Ich habe Gelegenheit gehabt, auch diesen thätigen und energischen Gelehrten in seiner Winter- wie in seiner Sommerumgebung zu sehen. Winters in New-York steckt er so ganz in seiner reichen Bibliothek vermauert wie eine Biene in ihren Honigwaben. Dort in der Mitte dieses großen Geld- und Geschäftsbabels konnte man schon in der Dunkelheit des frühen Morgens seine Studirlampe schimmern sehen, die er eben so wie sein Feuer im Ofen sich selbst anzündete, um seinem bequemlichen amerikanischen Domestiken für den Tag nicht die Laune zu verderben. Es gewährt eine besondere Freude, Leute, die sonst nichts treibt, als das „innere Feuer", die keine „Schulstunden" und Professorenzwang, keine Amtspflichten, keine Berufs- und Brodnoth haben, die vielmehr, wenn jenes innere Feuer nicht brennte, sich alle möglichen langschläfrigen Bequemlichkeiten verschaffen könnten — es ist ein besonderer Genuß, sage ich, solche Leute früh Morgens um fünf Uhr bei zehn Grad Kälte sich in die Finger pusten und im Zimmer ein wenig herumlaufen zu sehen, um alsbald über Papier und Feder herzufallen und dem drängenden Geist Erleichterung schaffen zu können. Und bei dieser Gelegenheit mag ich hier nebenher bemerken, daß meinen Erfahrungen zufolge jener Eifer und jenes „help your self" bei den Litteraten Amerika's gar nicht so selten ist. So gedenke ich unter andern auch immer noch mit Vergnügen des alten Senator Benton, dessen „Amerikanische

Congreßgeschichte"; obgleich ein vortrefflich geschriebenes Buch und eine Fundgrube für die Kenntniß der Politik, der Parteien und der ausgezeichneten Persönlichkeiten Amerika's, leider sehr wenig in Deutschland bekannt ist. Auch diesen alten tapfern Senator Benton aus Missouri, einem sonst seiner leidenschaftlichen Wunderlichkeiten wegen viel angegriffenen Mann, erinnere ich mich, ein Mal früh Morgens um sechs Uhr angetroffen zu haben, wie er sich den Ofen heizte, ein Täßchen Kaffee wärmte, um dann, ohne seine Hausgenossen zu stören, der Morgenstunde für seine „Congreßgeschichte" das Gold aus dem Munde zu nehmen.

Er war damals über siebenzig Jahre alt und längst ein Großvater. Dennoch schrieb er sein mühsames Werk mit so fester und geläufiger Hand, daß die Blätter fast ohne Correcturen vom Schreibtische in die Presse wanderten, und daß in wenigen Monaten ganze Bände davon gedruckt werden konnten. Und dabei konnte er dieser Arbeit nur die Morgenstunden und die späten Abendstunden widmen. Denn so lange die Sonne hoch stand, glaubte sich der alte Herr in den Debatten des Congresses und in den politischen Comités herumzanken zu müssen. Zuweilen unterbrach er auch für eine Zeitlang ganz den Flug seiner Feder, weil er es durchaus für nöthig hielt, einen raschen Ausflug in's Innere von Amerika zu machen, um in irgend einer Stadt, für irgend einen politischen Zweck zu agitiren und Reden zu halten. Ja, einmal mußte er sogar die höchst traurige Unterbrechung erleben und verschmerzen, daß sein ganzes Schreibkabinet mit allen darin enthaltenen Samm-

lungen und Manuscripten in den Flammen aufging. Er hatte dasselbe zeitweilig in der Nähe des Capitols von Washington in einem leichtgebauten hölzernen Gebäude aufgeschlagen, das eines Tages Feuer fing.

Diese Feuersbrünste sind eine fast regelmäßige und beständig drohende Calamität der amerikanischen Litteraten und Dichter, ihrer Bibliotheken und Manuscripte. Ich hörte während meiner kurzen Anwesenheit in den Vereinigten Staaten von einer ganzen Reihe von Fällen, wo bedeutende litterarische Unternehmungen mitten im besten Fortschritt durch Feuersbrünste völlig auf den Sand gesetzt und unterbrochen wurden. Der siebenzigjährige Senator Benton verlor bei jener Gelegenheit seine ganze Bibliothek, einen großen Theil seines bereits fertigen Manuscripts und eine Masse von Materialien, Excerpten und Quellen, die er für einen neuen dicken Band seiner Congreßgeschichte zusammengebracht hatte. Da ich mit ihm und seiner Familie etwas näher bekannt war und auch selbst als Schriftsteller ein besonderes Mitleiden mit ihm empfand, so besuchte ich ihn nach einigen Tagen, um ihm meine Betrübniß und Theilnahme zu bezeigen. Es traf sich, daß der damalige Präsident Pierce auch eben zu demselben Zweck auf Privatbesuch bei ihm sich eingefunden hatte. Wir trafen den alten Mann, zu unserer Ver- und ich kann wohl sagen Bewunderung, nicht im geringsten bewegt und aufgeregt. Er war von seiner kahlen Brandstätte schon in das Haus seines Schwiegersohnes, des berühmten Reisenden und Präsidentschaftscandidaten Fremont, hinübergezogen, hatte sich dort bereits einen neuen Tisch und sonstiges Zubehör

zurechtzimmern lassen, und war dabei, sein Manuscript wieder herzustellen und alles Verbrannte zum zweiten Male zu schreiben. Mit angelsächsischer Kaltblütigkeit und einem freundlichen Gesicht, die mich an den von Montaigne erwähnten römischen Stoiker erinnerten, der sich auch nicht aus der Fassung bringen ließ, als ihn bei einer Rede mitten auf dem Forum in Rom ein Hund heftig in's Bein biß — erzählte er uns die Geschichte seines Bücherbrandes. Er gab zu, daß ihm ein Quartband seines Werkes mit allem dazu gehörigen weitläufigen Material vollkommen zerstört sei. „Doch", sagte er lächelnd — er schaukelte dabei einen seiner kleinen hübschen Enkel auf dem Schooß — „in das Unabänderliche müsse man sich finden. Er habe die Arbeit gleich am heutigen Morgen von neuem angefangen; er habe glücklicher Weise das meiste von dem Niedergeschriebenen noch im Kopf. Die fehlenden Materialien hoffe er, zum Theil wenigstens, wieder zusammenbringen zu können, und er denke der Fortgang des Drucks solle nicht viele Tage, kaum ein paar unterbrochen werden".

Ich sage, dieser Mann kam mir in der Lage, in welcher er sich damals befand — für einen Schriftsteller kann es keine kummervollere geben, sie glich der eines Seekapitäns, der mit einem reich beladenen Schiff auf eine Sandbank rannte — wie ein alter Römer vor. Wirklich hatte auch der alte Herr etwas Römisches in seinen Gesichtszügen, die man gleich auf eine Münze hätte prägen können.

Bekanntlich — doch in Deutschland ist es vielleicht kaum bekannt geworden — hat seitdem der unerbittliche

Ueberwinder aller Helden auch den alten Senator Benton mitten aus seiner irdischen Thätigkeit für immer herausgerissen. Die Feuersbrunst konnte er stoisch überwinden, aber der Tod, der ihn vor sechs Jahren ereilte, hat ihm sein Werk nicht zu beendigen erlaubt, das indeß selbst in den Theilen, in welchen es vor uns liegt, einen außerordentlich nützlichen Stoff für die Zeitgeschichte der amerikanischen Staaten seit dem Anfang dieses Jahrhunderts enthält, und deutschen Publicisten und Staatsmännern namentlich in diesem Augenblick eine sehr erwünschte Fundgrube sein möchte.

Doch ich kehre zu George Bancroft zurück. Im heißen Sommer flüchtet er sich, wie gesagt, wie es auch viele andere thun, an den luftigen Strand von Newport, und ich erinnere mich mit Vergnügen der unterhaltenden Reise, die ich einst dorthin machte, um ein paar Tage in dem Hause jenes Historikers zu verbringen. Die besagte freundliche Stadt, vor hundert Jahren sogar eine hoffnungsvolle Rivalin von Newyork, ist jetzt hauptsächlich nur noch als einer der beliebtesten Seebadeorte der Union bekannt. Ein großer Theil der fashionablen Welt der amerikanischen Hauptstädte, auch der Politiker und Diplomaten von Washington, strömt im Juli und August hierher zusammen. Prächtige Dampfer, theils von Newyork her durch den Long-Island-Sound, theils von Boston durch den Insel-Archipel der Narraganset-Bay, führen täglich Hunderte von Menschen dahin. Auf einer dieser grünen triftenreichen Inseln an einer hübschen geschützten Bucht liegt Newport, umgeben von einer Fülle von Land-

häusern und Gärten, die sich in langen Reihen längs des Seestrandes hinziehen. Und eine dieser gastlichen Villen gehört jenem berühmten Geschichtschreiber, den sowohl als solchen, wie auch als ehemaligen Staatsminister und Gesandten ein Schimmer von Glanz und geselligem Ansehen umgibt, und der, so zu sagen, zu dem Newporter „Lions“ gehört.

Als wir am Abend spät in dieses liebenswürdigen Autors Haus eintraten, trafen wir ihn mitten im Kreise seiner Damen, denen er eben ein fertig gewordenes Capitel seiner Geschichte der Vereinigten Staaten aus dem Manuscripte vorlas. Er lud uns zum Anhören ein, und sagte mir, daß es bei ihm Gewohnheit und Gesetz sei, seine Arbeiten auf diese Weise erst dem häuslichen Kreise mitzutheilen und das Urtheil, die Ausstellungen und Fragen seiner Damen, namentlich aber seiner vortrefflichen und hochgebildeten Frau, anzuhören. Dies, sagte er, scheine ihm das beste Mittel, Unklarheiten, Unschönheiten, Stylrauhigkeiten in seinen Schriften zu entdecken, und darnach dann die letzte Feile anzulegen. Ich habe solche zweckmäßige Verfahrungsweisen bei den amerikanischen und englischen Schriftstellern häufiger gefunden. Bei den Deutschen sind sie, glaub' ich, seltener, wären ihnen gewiß aber sehr zu empfehlen.

Newport ist den Kennern der amerikanischen Antiquitäten auch als ein Ort bekannt, wo es mitten unter den jetzigen Gebäuden ein altes Mauer-Octogon gibt, das, wie die dänischen Gelehrten glauben, noch lange vor Columbus gebaut ist, und das ihnen zufolge von den alten

normännischen Seefahrern und Helden herrühren soll, die Amerika um das Jahr 1000 herum besuchten. Es war mir interessant genug, dieses in vielen Schriften besprochene Monument — das aber die Leute an Ort und Stelle bloß für das Grundgemäuer einer alten Windmühle, welche einem der früheren Bürger von Newport gehörte, halten — in Begleitung des Geschichtschreibers der Vereinigten Staaten selber zu besuchen. Bancroft war der Meinung, daß die Newporter Bürgersleute eher Recht haben möchten, als die Gelehrten in Kopenhagen. Und ich halte nach Ansicht des Dinges ebenfalls die Meinung der letzteren so wenig begründet, daß ich sie kaum einer Widerlegung werth finde. Bekanntlich gibt es hier im Süden Neu-Englands in der Mitte eines Gebüsches und Sumpfes am sogenannten Taunton River, auch noch einen großen Felsen, auf dem man allerlei Runzeln und Figuren entdeckt hat, welche die dänischen Gelehrten für eine Runeninschrift halten, die ebenfalls von jenen alten Normannen, den vorcolumbischen Entdeckern Amerika's, herrühren soll. Die Dänen haben in jenen Steinrissen sogar deutlich die Züge „Thorfinn," d. h. den Namen eines jener in den isländischen Sagen genannten normannischen Helden erkennen wollen, während andere glauben, daß es Zeichen und Memoranda's von Indianerhand seien, und wieder andere, daß die sogenannte Inschrift nichts sei, als einige von natürlichen Umständen herrührende Spalten, Rillen und Risse im Stein.

Herr Bancroft erzählte mir, mit welchen Schwierigkeiten er auf einer wissenschaftlichen Excursion, bald im Wasser

und Sumpfe watend, bald durch Gebüsche sich Bahn schaffend, bald in einem kleinen Canoe bis zu jenem Felsen durchgedrungen sei, um sich zu überzeugen, daß er sich weder für die eine, noch für die andere, noch auch für die dritte Ansicht entscheiden könne, und daß er in seiner Allgemeinen Geschichte der Vereinigten Staaten gewissenhafter Weise nichts weiter darüber sagen dürfe, als was er darüber gesagt habe, nämlich daß auch diese viel besprochene Taunton-River-Felsen-Inschrift die Anwesenheit der Normannen in diesen Gegenden nicht sicher mache.

Doch ich beeile mich, nun nach diesem Ausfluge zu den Landhäusern und Studien von Newport und zu der Benton'schen Brandstätte in Washington, zu welcher mich der Bostoner Bancroft verleitete, per Dampf durch die hübschen Gefilde von Rhode-Island und Massachusetts nach Norden zu unserm Boston zurückzukommen. Denn ich hätte mich dort noch wohl manches trefflichen Mannes und Bekannten zu erinnern. Und wie sollte dabei nicht vor allen auch das Bild des edlen Senators George Sumner vor meine Seele treten, eines der gefeiertsten Männer von Boston, den ich sowohl hier in dieser seiner Vaterstadt, in welcher er neben seiner alten Mutter und seinen Geschwistern seine Mußezeit verbrachte, als auch in Washington, wo er auf dem Capitol seine feurigen und kühnen Reden gegen die Negersclaverei vom Stapel ließ, gesehen habe. Ich hatte dort einst selbst eine dieser preiswürdigen Reden mit angehört, eben dieselbe — welche (obwohl sie mehrere Stunden lang dauerte, doch von dem ganzen Senat, selbst von den südlichen im Herzen vor Wuth

kochenden Mitgliedern mit lautloser Stille vernommen wurde) — über Sumner jenen brutalen Ueberfall hereinbrachte, in Folge dessen er, von einem der „südlichen Ritter" mit meuchelmörderischen Stockschlägen niedergeworfen, wochenlang zwischen Leben und Tod schwebte.

Wie höchst traurig und rührend war es damals, den großen, hoch und stark gebauten Mann, wie eine Tanne gefällt, auf dem Schmerzenslager hingestreckt zu sehen! Dabei sein edles Antlitz, in dem der volle Freimuth, die helle Intelligenz und der hohe Sinn seines Geistes sich aussprach, blutrünstig und ganz zerfetzt, als wäre es unter den Klauen eines Bären gewesen. Deutsche, Engländer, Franzosen, Spanier und Italiener waren es, welche an dem Tage seiner Beschimpfung zuerst zu ihm eilten, und an seiner Hausthür sich trafen, um ihm ihre Theilnahme und Hochachtung zu bezeigen, und ihm einen Ehrenkranz um seine blutigen Schläfe zu legen. Es war damals auch wieder unser Europa gewesen, dem er als Invalide zueilte, und das ihn als einen Märtyrer der Freiheit hoch aufnahm und ihm Balsam der Genesung in die Seele und Adern träufelte. Damals, als ich in Boston weilte, war er eben aus der alten Welt zurückgekehrt, nachdem man in Paris wie in London sich bestrebt hatte, ihn mit Auszeichnungen zu überhäufen.

Jetzt saßen wir zuweilen mit diesem edlen Manne und dabei auch mit mehreren der oben genannten traulich en petit comité zusammen, und ich empfand ein Gefühl aufrichtigen Wohlbehagens darüber, daß ich damals in Boston so, mit Männern, die in der Menschheit zu den

seltenen gehören, die Angelegenheiten der Länder und Völker revidiren konnte. Aber wie reizend wurden unsere Comités nicht erst, wenn wir, wie es häufig geschah, zusammen nach dem lieblichen Orte Cambridge hinausfuhren, um auch da wieder anderen trefflichen Männern zu begegnen.

II.

Jenes Cambridge, im Staate Massachusetts, ist eine der ältesten Städte in den Vereinigten Staaten. Es wurde schon im Jahre 1631, ein Jahr später als seine Nachbarin, Boston, gegründet. Der Ort hat jetzt mehr als 30,000 Einwohner, die mit ihrem Häuser- und Straßennetz eine breite Halbinsel an der Mündung des Charlesflusses bedecken. Heutiges Tages ist es nur noch ein Vorort Bostons, mit dem es durch lange Brücken und Pferdeeisenbahnen verbunden ist.

Die Cambridgebahn führte uns an einem schönen Maitage zuerst über und längs der Gewässer des Charlesflusses, dann durch freundliche Häuserreihen, und endlich nach einer Stunde Fahrt mitten auf den Hauptplatz des berühmten „Harvard-Collegiums", der ältesten und bedeutsamsten Universität der Vereinigten Staaten. Diese merkwürdige Hochschule wurde schon im Jahre 1638 von einem reichen Engländer Harvard gestiftet, und sie kann daher in Bezug auf Alter sich mit den meisten unserer deutschen Universitäten messen. Viele derselben auch übertrifft sie, obwohl nicht durch den Reichthum ihrer wissenschaftlichen Sammlungen, doch durch die Anmuth ihrer Lage und

Bauart. Der Theil von Cambridge, den das besagte Kollegium mit seinen verschiedenen Baulichkeiten, Studenten- und Professorenwohnungen erfüllt, ist wirklich reizend, und erinnert in manchen Zügen an den alten schönen Musensitz gleichen Namens in England. Es ist alles ringsumher so waldig, so buschig, so grün und frisch. Die Bibliothek, ein hübsches kleines Gebäude, liegt mitten auf einer Wiese. Fleißig ausgetretene Fußpfade führen von allen Seiten durch das Gras zu ihr hin. Freilich würde es nicht schaden, wenn sie einige tausend Bände mehr in ihren Repositorien besäße. (Sie ist einmal, wie fast alle Bibliotheken Amerika's, abgebrannt.) Ein Hain dichter, hoher und alter Bäume beschattet verschiedene neben einander gruppirte große Häuser, die Wohngebäude der Unbemittelten unter den vierhundert Studenten. Die wohlhabenderen wohnen unter den Bürgern im Orte verstreut. Einer dieser alten Bäume, eine Linde, die schon damals alt war, als vor 230 Jahren der alte Harvard dieses Orakel stiftete, spielt eine Rolle in dem jährlich am 3. Juli wiederkehrenden Stiftungsfeste der Universität. Ich hatte einmal Gelegenheit, dieses Fest, welches die Cambridger Studenten „the Commencement“ (den Anfang, nämlich den neuen Beginn des Studienjahres) nennen, mitzumachen. Die jungen Leute zogen am Abend jenes Tages, der außerdem mit gar manchen andern Feierlichkeiten, Prozessionen und Festreden verbracht war, mit einer Musikbande herum, und führten unter Gesang äußerst mannigfaltige Ringeltänze und Spiele um die besagte alte Linde aus. Einer alten Sitte gemäß war in einer Höhe von

9 bis 10 Fuß rings um den Baum herum in seiner Rinde ein Kranz von Blumensträußen befestigt. Am Schluß ihrer Reigen und Gesänge erstürmten die Studenten auf ein gegebenes Zeichen diese Blümenfeste. Sie mußten ziemlich hohe Sätze an dem dicken Stamm hinauf machen, um die Bouquets zu erhaschen, und hüpften und sprangen und purzelten in ihrem Eifer dabei über einander hin. Die errungenen duftenden Trophäen brachten sie ihren Schwestern und schönen Cousinen, welche in den Fenstern und Balkonen der um den Platz stehenden Gebäude lehnten und der ganzen Jubelscene zusahen. Ein Ball in dem Festsaale schloß diesen munteren Commencementtag, den ich, wie gesagt, einmal mitfeierte, aber in seinen Einzelheiten hier nicht weiter beschreiben will.

Alle die Tummelplätze und Wohnhäuser der Studenten, auch ihre Kirche und ihre Lehrsäle, schließt ein breiter Kranz von äußerst freundlichen mit Gärten untermischten Häusern ein, unter denen sich die Wohnungen der Professoren und Lehrer der Universität verstreut finden. Das Ganze ist in allen Richtungen von langen Alleen hoher Bäume durchzogen, auch jedes einzelne Haus von großen Linden, Ulmen und Kastanien beschattet und jeder Garten und Vorhof von grünen und blühenden Hecken und Grasplätzen eingefaßt. Die Häuser sind alle in einem ungemein gefälligen Styl gebaut, einfach, ländlich, mehr breit als hoch, meistens einstöckig. Es sieht aus, als hätte man Hunderte von Landhäusern und Villen mit ihren Wiesen und Parks so dicht als möglich auf- und ineinander geschoben. Aus diesem anmuthigen Irrgarten oder Wald ragen auch die Kuppeln

der Cambridger Sternwarte, der chemischen Laboratorien und einiger Gewächshäuser, Museumsgebäude 2c. hervor.

Dieselbe ansprechende Grazie und Anmuth, die mir in der Anordnung des Innern dieses gefälligen Musensitzes entgegentrat, fand ich bei einem ferneren Ausflug weiterhin in der entlegenen Umgebung des Ortes. Wie Boston und Cambridge selbst in ihrer Bauart mehr als irgend eine andere amerikanische Stadt an England erinnern, so ist auch die Landschaft, welche um sie her ausgebreitet ist, in vieler Beziehung eine so treue Kopie der englischen Natur, daß man den Namen des großen Landes, in welches die englischen Kolonisten von hierher eindrangen, recht treffend und naturgemäß findet. Es scheint dieses „Neuengland“ in der That ein zweites England zu sein. Die Bodenfläche ist koupirt, überall leise gewellt und hübsch gehügelt. Wie in vielen Theilen von England fährt man, wie zu Schiff über die Seewogen, hügelauf, hügelab. Frische Thäler, blumige Weidestriche senken sich zwischen die bewaldeten Höhen. Kleine, äußerst klare Seen, hier „Ponds“ genannt, an denen das neue England noch reicher ist als das alte, füllen jede natürliche Vertiefung des Bodens und jeden Thalgrund. Nirgends ist eine Wüstenei zu entdecken. Denn alles ist mit sehr gefälligen, reinlichen und von fleißigen Ackersleuten bewohnten Dörfern und Gärten, Landhäusern und Anlagen aller Art bedeckt. Die reichen Bostoner haben ebensoviel Geschmack an der Villeggiatur wie die Engländer, und ihre Villen, die in dieser heiteren Landschaft um Cambridge herum am dichtesten verstreut sind, gleichen den englischen Gentlemanssitzen mehr als die Land-

sitze irgend einer andern Gegend der Vereinigten Staaten, als z. B. die ländlichen Behausungen eines virginischen Pflanzers.

Wir hatten für eine dieser Villen zu einem ländlichen Fest eine Einladung. Sie gehörte einer im ostindischen und chinesischen Handel, dem eigentlichen nervus rerum von Boston, reich gewordenen Familie. Wir fanden bei ihr die Elite der gebildeten Gesellschaft der Stadt beisammen, die sich dort an einem schönen sonnigen Nachmittag vereinigt hatte. Damen und Herren in eleganten Toiletten spazierten und wogten in den weitgeöffneten Sälen und Veranden der weitläuftigen Villa, und auf den Wiesen und in den kleinen Wäldchen des Parks aus und ein. Ein gutbesetztes Orchester, das unter den Bäumen aufgestellt war, gab uns dazu den Takt und die Stimmung. Die Gewächs- und Weinhäuser waren so großartig und geräumig, wie man sie selbst in England nicht überall sieht. Was aber den lukullischen Luxus der Küche, oder vielmehr nur des kühlen Nachmittagsimbisses, die „Tasse Kaffee“ betraf, zu der man uns eingeladen hatte, so fehlte uns an unserm Frühlingstage doch wenig von dem, was sonst bloß in dem Füllhorn der herbstlichen Pomona zu stecken pflegt. Die Tische seufzten unter der Last frischer Erdbeeren, völlig gereifter Trauben und anderer Früchte, zu denen natürlich auch Westindien seinen Beitrag geliefert hatte. Denn Westindien (Cuba, Havana), das man jetzt von Boston und von Newyork mit Dampfschiffen in wenig Tagen erreicht, liefert nun seine Ananas, seine Orangen und Pisang fast eben so reichlich auf die Tafeln der amerikani-

schen „Merchant-Princes“, wie auf die der cubanischen Pflanzer. Dieser Lieblingsausdruck der Amerikaner, das Wort „Merchant-Princes“ (Kaufmannsfürsten), das sie zwar etwas zu häufig wiederholen, hat allerdings etwas Wahres in sich. Denn nach dem, was ich theils selbst hie und da gesehen, theils von andern gehört habe, übersteigt der von diesen nichts weniger als engherzigen Herren auf ihren Villen (die, wie hier bei Boston an den neuenglischen „Ponds“ herum, so bei Newyork den Hudsonfluß hinauf und dann längs des reizenden Long-Islandsundes liegen) entwickelte Luxus und die bewegliche Flüssigkeit und verschwenderische Gastfreundlichkeit ihres Mammons Alles, was man anderswo sehen kann. Der londoner Kaufmannsamphitryon ist ein wahrer Knauser gegen seine newyorker und bostoner Korrespondenten, die, so sehr sie sich sonst in ihre Kredits und Debits vertiefen, alles Rechnen verlernt zu haben scheinen, wenn sie sich splendid zeigen w o l l e n.

Bei der Rückfahrt von unserer heiteren Gesellschaft kamen wir bei mehreren jener kleinen reizenden neuenglischen „Ponds“ vorüber, die der Reihe nach „Mystic Pond“ (von einem Fluß Mystic so genannt), „Spy Pond“ (der Spionssee) und „Fresh Pond“ (frischer See) heißen. Sie waren wie blankgeputzte Spiegel in dem buschigen, waldigen und wiesenreichen Teppich des Landes eingelassen. Es sind diese drei Seen einige der vornehmsten Magazine und Erzeugungsorte jener vorzüglichen Waare, des schönen bostoner Krystalleises, dessen Verschleißung durch die Welt auf der einen Seite bis nach Europa, auf der andern bis nach Indien so viel willkommene Kühlung und am Bord aller

Passagierschiffe der Welt die Wohlthat stets frischer Nahrungsmittel und anderer merkwürdiger Reformen in unsern Haushaltungen verbreitet hat.

Auf der Rückfahrt von unserer Inspektion der neuenglischen Villen und Seen begegnete uns noch Etwas, was ich für den Leser als ein Einschiebsel mittheilen mag, weil ich die kleine Angelegenheit für das Leben in den amerikanischen Städten sowohl im Allgemeinen, als auch namentlich für eine Professoren- und Poëten-Stadt Cambridge charakteristisch halte.

Als wir nämlich am besagten Abend in der Dunkelheit eben in eine der Straßen unseres Cambridger Gartenlabyrinthes einbogen, hielt unser Kutscher plötzlich mit einem Ausruf, als hätte er ein Gespenst gesehen, die Pferde an und klagte ganz laut: „Ach! da ist schon wieder das verwünschte Schulhaus! So hole doch dieser und der die Schulhausdirektoren, die nicht wissen, wo sie Einem überall ihren alten Kasten in den Weg rollen sollen!“ Wir wußten anfänglich nicht, was unsern guten Mann zu diesem Monologe veranlaßte, erkannten aber wirklich bald, als wir aus dem Wagen blickten, die dunkeln Umrisse und Mauern eines zweistöckigen hohen Gebäudes dicht vor uns, das auf großen Rollen und Bäumen mitten auf der Straße lag, und uns den Weg völlig absperrte. Wir waren genöthigt, umzukehren, um auf weiten Umwegen zu unserm Ziel zu gelangen. Unterwegs erzählten mir denn meine amerikanischen Begleiter die schnurrige Geschichte von diesem in den Straßen der Stadt herum spukenden und die Kutscher neckenden Schulhause.

Besagtes altes Schulhaus hatte bisher auf einem strittigen Grunde gestanden. Man hatte schon lange darum prozessirt. Endlich war der Prozeß von der Antischulhauspartei gewonnen. Die Gemeinde, der es gehörte, hatte die Baustelle abtreten und sich nach einem neuen passenden Platze für die Aufstellung ihres Schulhauses umsehen müssen, hatte denselben in einer entlegenen Gegend zwei Meilen von der alten Stelle gefunden und sich daselbst angebaut. Das Schulhaus, das man nicht abzubrechen, sondern in seiner bisherigen Einrichtung zu conserviren wünschte, hatte sich daher zu demselben hin auf die Wanderung begeben. Es wurde nach amerikanischer Weise auf Walzen gestellt, und vorn an einen in die Erde gerammten Pfahl gebunden, zu dem es mit Schrauben und Flaschenzügen heran gelootst, und der dann wieder eine Strecke weiter in den Boden gepflanzt wurde. So hatte es sich jetzt schon mehre Wochen hindurch auf seinem Schneckengange fortgekrebst. Unterwegs hatte es bereits allerlei Unheil angerichtet, und in den Lokalblättern des Orts Cambridge, welche die Bewegung dieses zwischen den Hecken und Gärten herumirrenden Gebäudes mit ihren Berichten verfolgten, hatte es alle Tage einen kleinen Artikel darüber gegeben. Bald hatte der ungethüme Fensterkasten unterwegs eine Mauer oder eine Gartenhecke beschädigt, bald bewies man, daß er an eine Stelle gekommen sei, wo er ganz ungebührlich lange gerastet und der Cirkulation der Stadt wesentlich geschadet habe, und daß die Direktoren ihn lieber einen andern Weg hätten führen sollen. Eines Morgens aber gab es in allen Blättern von Cambridge einen all=

gemeinen Aufschrei über das Schulhaus. Es war auf seiner Reise etwas völlig Unerhörtes geschehen, und jede Zeitung brachte einen langen Leitartikel darüber. Das Gebäude war nämlich in einer der von ihm passirten Straßen an einem Engpaß zwischen zwei sehr alten schönen Bäumen in die Klemme gerathen. Die Schulhausdirektoren hatten nicht Lust gehabt, das schwerfällige Ding den langwierigen und kostspieligen Weg noch einmal zurücklegen zu lassen. Sie wollten vorwärts. Und sie erhandelten sich daher von dem nächsten Anwohner und Hauseigenthümer der Straße die Erlaubniß, die beiden im Weg stehenden alten Bäume zu fällen und so ihrem plumpen Möbel freie Bahn zu schaffen. Die Bäume wurden in der That über Nacht um's Leben und Dasein gebracht. Das Schulhaus passirte. Aber o weh! unter welchem Hohngeschrei der entrüsteten patriotischen Blätter! die Aufsätze, die hierüber und zu Ehren der alten geopferten Kastanienbäume geschrieben wurden, und die man mir nachher mittheilte, waren in der That ganz vortrefflich und pikant abgefaßt. Ich las sie alle mit Vergnügen, und hatte meine Freude an dieser in Amerika ungewöhnlichen Entrüstung im Interesse des Alterthums. Freilich wurde darin auch deutlich nachgewiesen, daß weder die Schuldirektoren, noch auch der von ihnen angesprochene Eigenthümer, ein Recht gehabt hätten, über die Bäume zu disponiren. Die Aufregung darüber war in der That so groß, daß das alte Schulhaus, welches noch andere Bäume bedrohte, doch am Ende weichen, mit großen Mühen und Kosten einen ganz andern Cours steuern, und auf baumlosen Umwegen seinem

Stande und Ruheplatze zuschleichen mußte. Und daher war es denn auch gekommen, daß es, wie ich erzählte, uns und unserem ungeduldigen Kutscher an jenem Abende so unverhofft in den Weg trat. Wie und unter welchen noch ferneren Abenteuern der unruhige Gast doch noch endlich auf feste Grundlage gelangt ist, habe ich später nicht weiter in Erfahrung gebracht. Goethe sagt: „Selbst die festen Felsen beben." Aber was mögen wohl unsere Schulkinder zu diesem Lande sagen, wo sogar die Schulhäuser auf acht oder vierzehn Tage spazieren gehen? Daß es während der Zeit Ferien gab, ist übrigens durchaus nicht unbedingt nöthig. Vielleicht wurden die Schulstunden nichtsdestoweniger unterwegs abgehalten, bald an der einen, bald an der andern Straßenecke. Man sieht bekanntlich in den amerikanischen Städten nicht selten solche fortgewälzte Gebäude, in denen die Leute auch während der Wanderung wohnen, ihr Geschäft forttreiben, handeln und Visiten empfangen.

Dieses Geschichtchen vom spukenden Cambridger Schulhause theile ich dem Leser hier, wie gesagt, nur deswegen mit, erstlich, weil es so ein kleines amerikanisches Landstadtgeschichtchen ist, wie es bei uns nicht vorkommt, und dann, weil es meine Cambridger Freunde, Professoren und Dichter vor dem Vorwurfe der den Amerikanern so allgemein zur Last gelegten Mißachtung alter Bäume bewahrt.

Und dies Alles wäre denn nun so etwas über die Beschaffenheit der äußern Einrahmung desjenigen Bildes, welches die anmuthige Universitätsstadt Cambridge bei Boston gewährt. Was nun den „Dotter des Eies", den Kern und die Seele dieses Bildes betrifft, ich meine die aus-

gezeichneten Menschen, die hier leben, so mag ich zunächst bemerken, daß sich schon der Studenten wegen nicht weniger als dreißig Professoren zwischen den Gebüschen und „Ponds“ von Cambridge angesiedelt haben. Da aber der Ort, wie ich zeigte, so einladend ist, da die Universitätscorporation eine nicht unwichtige Rolle auch in der Politik der Vereinigten Staaten spielt, und der Professorenkreis viel geistiges Leben und Bewegen veranlaßt, so haben sich auch noch sonst manche andere gebildete und bedeutende Männer gern daselbst niedergelassen und jenem Mittelpunkte angeschlossen. Und außer Boston selbst möchte wohl in der ganzen Union keine zweite Stadt zu finden sein, die so viel Geist und Gelehrsamkeit in ihren Ringmauern, oder besser gesagt, zwischen ihren Gartenhecken, faßte, wie Cambridge.

Gleich ostwärts von dem Fleck, an dem ich damals dort für einige Zeit mein Zelt aufgeschlagen hatte, führte mich eine schattige Allee direkt in die Wohnung eines höchst trefflichen Mannes, des Naturforschers Agassiz, der mir seine Thür des Abends freundlich offen hielt. Agassiz, ein Schweizer von Geburt, bekanntlich der Erfinder der berühmten Gletschertheorie, hat sich, seitdem er im Jahre 1846 hierher nach Cambridge übersiedelte, mit einer liebenswürdigen Amerikanerin verheirathet. Er hat sich das Englische so vollkommen angeeignet, daß man ihm bei seinen Reden und Vorträgen, deren ich einige zu hören Gelegenheit hatte, kaum den Ausländer anmerkt. In den gelehrten Gesellschaften, oder wo er sonst Gelegenheit hat, den Mund aufzuthun, spricht er mit einer bewunderungswürdigen Umsicht, Beredsamkeit und Klarheit. Er ist eine

Persönlichkeit von kräftigem Körperbau und von mannhafter Erscheinung und auch dergleichen imponirt den Amerikanern, und hilft bei ihnen einem „großen Manne“. Zudem hat er sich völlig dem Studium und der Darstellung der lebenden Geschöpfe der neuen Welt hingegeben. Und dies ist in den Augen der Bürger der Vereinigten Staaten, die ja den ganzen langen amerikanischen Continent als ihr Vaterland oder Erbtheil betrachten, ein patriotisches Bestreben. Kein Wunder also, daß der — noch außerdem natürlich ausgezeichnete — gelehrte, in seinem Fach so tüchtige, und in der Welt so allgemein anerkannte Agassiz den Amerikanern lieb werden mußte, die ihn bald wie einen der Ihrigen behandelten, und den sie nun gern ihren „Humboldt“ nennen.

Allerdings bekam seinerseits auch Agassiz bald Ursache genug, mit seinen neuen Landsleuten zufrieden zu sein. Anfänglich ging es ihm in dem Lande seiner Wahl zwar keineswegs so glatt und gut, wie er es wohl schon damals verdient hätte. Es kostete ihm noch selbst nach 1846, wo er doch in Europa bereits als Naturforscher so hoch stand, viele Mühe, in Amerika sich die Wege zu allgemeiner Anerkennung und zu einer gesicherten, seinem Streben entsprechenden Stellung zu bahnen. Eine Zeitlang mußte er das etwas unbequeme Leben eines amerikanischen „Lecturers“, das in dem nach Belehrung begierigen Neu-England so zu sagen ein Geschäft, ein Stand und Gewerbe geworden ist, führen. Wie ein „Lecturer“ wanderte er von Ort zu Ort herum, indem er bald hier, bald dort seine schönen und lehrreichen Vorträge in's Publikum schleuderte. Mit

seinen nach einem umfangreichen Plan begonnenen Studien und Arbeiten über die amerikanische Thierwelt und mit ihrer Publicirung wollte es ihm dennoch nicht glücken. Kein Verleger, keine gelehrte Gesellschaft wollte sich zu ihrer Veröffentlichung verstehen. Der treffliche Gelehrte sah sich in mancherlei Noth und Sorge verstrickt, bis denn eines Tages auf einmal, wie es in Amerika nicht selten geschieht, der „brave Mann" und der Retter hervortrat. Ein gebildeter und patriotischer Kaufmann von Boston fuhr eines schönen Morgens bei Agassiz vor, und kam mit der Erklärung heraus: er habe gehört, daß es ihm mit seinen werthvollen Arbeiten und kostbaren Zeichnungen aus der amerikanischen Thierwelt so schwer werde, wie einer Biene mit ihren dicken Wachs- und Blumenstaubballen, er wolle ihm dazu verhelfen, daß er sein Wachs zu Zellen verarbeiten könne. Die Proposition des hochgesinnten Kaufmanns — eines ächten „Merchant-Prinzen" — lief darauf hinaus, daß er ein Capital von 20,000 Dollars für den Beginn des großen Agassiz'schen Werkes über die amerikanische Fauna anwies, und sich mit dieser Summe an die Spitze einer zu demselben Zweck eröffneten Subscriptionsliste stellte. Schon mit diesem einen Subscribenten konnte sich eine Bostoner Verlagshandlung bereit erklären, die Sache zu übernehmen. Aber es folgte nun bald ein solcher Schweif von Subscribenten zu 1000 oder ein paar 100 Dollars nach, daß die Summe schnell bis zu der Höhe von einer Million hinaufstieg, und daß daraus eine der großartigsten und merkwürdigsten litterarischen Unternehmungen wurde, die je durch Privatanstrengungen zu Stande

gekommen ist. Es ist aber fast immer so in Amerika, so wie zum Theil auch in England, daß, wenn Einer erst die Fahne erhebt und recht hoch schwingt, dann eine ganze Schaar nachfolgt. Hat man den Hauptfelsen nur in's Rücken gebracht, so kommt ein ganzer Bergsturz hinterdrein. Bei uns in Deutschland ist weit mehr Sisyphusart. Viele deutsche Autoren haben ihre Last so oft auf den Berg zu schleppen, von dem sie so oft wieder herunterrollt, und ihre Gewebe spinnen sie zusammen, reißen sie, wie Penelope, wieder auf, weben von neuem, und niemand verhilft ihnen zu einem recht eclatanten Durchbruche und Siege.

Nach dem besagten Entschluß jenes „braven Mannes" ist nun der energische und treffliche Agassiz im Stande gewesen, sich wie ein Seidenwurm in einen so dichten Cocon von Hülfsmitteln und weitreichenden Fäden und Verbindungen hineinzuspinnen, wie man ihn jedem Forscher wünschen möchte, der etwas Großes beschafft. Geschickte Zeichner und Maler konnten nun aus Europa verschrieben werden, um unter der sicheren Leitung des Kenners das Charakteristische im Aeußern und Innern der amerikanischen Geschöpfe darzustellen. Mit Seecapitänen, mit Fischern, mit Jägern und Reisenden konnten Verbindungen angeknüpft werden, um Species von diesen Geschöpfen in Fülle aus allen Theilen des Continents herbeizuschaffen. — Laboratorien und anatomische Säle zur Secirung und zu mikroskopischer Untersuchung konnten in gewünschter Weise hergestellt werden. Die Liberalität und der patriotische Sinn der Amerikaner zur Förderung des großen Unternehmens bewährte sich glänzend, und es liefen oft aus den entferntesten

Gegenden die seltensten Thiere ein, welche zuweilen von ganz unbekannten Personen auf weiten und kostspieligen Wegen kostenfrei hergesandt wurden, um sich dem Auge des Professors in Cambridge zu präsentiren. — Wie in Amerika denn immer, sei es bei der Entzündung eines Krieges oder sonst bei einer andern „Erweckung“ („Revival“), Freiwillige hervortreten, so kamen auch in diesem Fall, außer den des lieben Brodstudiums wegen arbeitenden Studenten, mehrere unabhängige junge Leute herbei, theils um als Liebhaber der amerikanischen Naturkunde unter der Leitung des großen Meisters zu arbeiten, theils um ihm beim Seciren, Ausbalgen, Ordnen und Beobachten ihre Dienste anzubieten. Und so sind denn jetzt schon mehrere Bände des schönen Werkes erschienen und der Welt überliefert, welches den ganzen weiten Kreis der Thierwelt der einen Hälfte unseres Globus in so großartiger und umfassender Weise und mit so mannigfaltigen Mitteln, wie sie noch nie beisammen waren und wie sie nur ein Agassiz concentriren konnte, erschöpfen will. Dies Alles hatte ich, wie gesagt, im Osten meiner Cambridger Wander-Station.

Westwärts davon hatte ich über ein paar Wiesen und zwischen ein paar Hecken rechts und links hindurchzugehen, und gelangte dann in ein stets säuselndes Baumdickicht, in einen hübschen Ulmen-Hain, in dessen Mitte wieder ein anderer meiner dortigen Freunde seine Werkstatt und seine Wohnung, ein hübsches ländliches Gebäude, errichtet hatte. Es war der treffliche Professor Palfrey, der in den letzten Jahren durch seine jetzt endlich publicirte

Geschichte von Neu-England in weiten Kreisen bekannt geworden ist.

Die Geschichte von Neu-England ist jedenfalls das wichtigste Thema, mit dem ein amerikanischer Historiker sich befassen kann. Denn Neu-England ist in vieler Beziehung der Eckstein und Drehpunkt der Vereinigten Staaten. Die dort in Boston, in Massachusetts und in den Nachbarstaaten gepflanzten und großgezogenen politischen Gesetze und Grundsätze sind von der ganzen Union adoptirt, die dort entwickelten religiösen Meinungen und Formen über alle Staaten des Bundes tonangebend verbreitet, und die dort aufgewachsenen „Yankees“ sind das Salz des Landes geworden. Ich glaube daher auch meinen deutschen Landsleuten, die von den Bestrebungen und der jenen Dingen gewidmeten Arbeit des Historikers Palfrey noch so wenig Notiz genommen haben mögen, einen Gefallen zu thun, wenn ich sie auf dieselbe auch hier ein wenig aufmerksam mache. Ich sah sie damals im Proceß ihrer Gestaltung begriffen. Da mein werther Freund nicht zu denen gehörte, denen anderweitige „Berufsarbeiten“ oder Sorgen um die liebe „Existenz“ den Kopf heiß machen, so konnte er seine ganze Muße recht gemächlich seinem Werke widmen. Er besaß auch selbst in seiner Privatbibliothek zu eigenem Besitze die besten Ausgaben der alten Bücher, die ihm als Quellen dienten, und hatte es nicht nöthig, sie aus „königlichen“ oder aus „Stadtbibliotheken“ zusammenzuleihen. Und dieser Umstand ist sehr wichtig bei schriftstellerischen Arbeiten. Denn so wie ein rechter Mann nie zur Miethe, sondern unter seinem eigenen Dach auf

seinem eigenen Grund und Boden wohnen sollte, so sollte auch ein Gelehrter die Bücher, die er bedarf, und mit denen er einen freundschaftlichen und intimen Umgang pflegen muß, selbst besitzen und sie sein eigen nennen. Auch bei dem Drucke seines Werks konnte sich mein Freund viele Vortheile verschaffen, die bei uns wenig im Schwange sind. Er vollendete sein Manuscript, so weit er es zunächst bringen konnte. Dann ließ er es erst einmal auf bequemen weitrandigen Bogen zur Probe drucken. Hatte er es so aus dem Dornengesträuche des Manuscripts heraus und in den Hauptumrissen klar gedruckt vor sich, so begann dann die Nacharbeit, die unbarmherzige Wegschneidung des Ueberflüssigen und die Beifügung des noch ferner nöthig Befundenen. Darnach kam erst der zweite Satz und Druck in derjenigen Form, in welcher das Buch vor dem Publikum erscheinen sollte. Auch Prescott und andere amerikanische Schriftsteller verfuhren bei dem Druck ihrer Werke in ähnlicher Weise, indem sie zwischen ihrem Manuscripte und der Abschließung ihres Werkes unter der Presse noch einen formlosen und vorläufigen Druck eintreten ließen, etwa wie ein Maler seinen Carton oder seine Farbenskizze. Wer viel schriftstellert, der weiß, daß man über einem Druck ganz anders und viel besser nacharbeitet und feilt als über einem Manuscripte. In Deutschland, wo man die Bücher meistens sofort so setzt, druckt und gestaltet, wie sie bleiben und in den Handel kommen sollen, liegen Schriftsteller, Setzer und Drucker immer mit einander in Streit und viele Verbesserungen und Ausmerzungen unterbleiben, weil man nicht derb zu- und wegzuschneiden wagt.

Doch dies sind für die meisten meiner Leser vielleicht zu handwerksmäßige Dinge, die nur der Künstler von Fach versteht und schätzt. Mehr Interesse werden für sie vermuthlich einige andere Mittheilungen, die ich über meinen Freund, den Historiker Palfrey, machen kann, namentlich einige über gewisse Ereignisse in seinem Leben, die sich auf die auf der Tagesordnung stehende Sclavenfrage beziehen, und die diesem Manne, dessen Werk vielleicht einige meiner Leser zur Hand nehmen werden, so sehr zur Ehre gereichen. Ich wollte, man könnte von vielen Amerikanern ein solches Stückchen erzählen, wie das folgende von Herrn Palfrey: Herrn Palfrey's Gemahlin — war eine Südländerin, aus einem der Sclavenstaaten gebürtig. Und dort in ihrem Geburtslande fiel ihr vor einigen Jahren durch den Tod eines Verwandten eine Anzahl von etwa 100 Sclaven, die einen Capitalwerth von ungefähr 50,000 Dollars repräsentiren mochten, als Erbstück zu. Herr Palfrey und seine Frau wurden dieser Erbschaft zufolge für einen Augenblick Seelen- und Sclavenbesitzer. Da sie aber beide sehr fromm, sehr freisinnig, sehr uneigennützig und von sehr strengen Grundsätzen waren, so erschien ihnen diese Erbschaft nichts weniger als willkommen, und durch einen gemeinsamen Beschluß suchten sie sich derselben baldmöglichst zu entledigen. Sie ließen mithin ihre sämmtlichen Neger nach dem Norden kommen, gaben ihnen in dem Vorhof ihrer Villa und unter den Bäumen jenes säuselnden Ulmenhaines, von dem ich sprach, ein hübsches Fest, und überreichten dabei jedem der Herbeigeeilten ein verbrieftes und versiegeltes Document, welches

ihre Freilassung enthielt. Da den armen Schwarzen manchmal nicht viel mit einem solchen Papier, welches zu gleicher Zeit auch den bisherigen Herrn von einer weiteren Verbindlichkeit zur Fütterung und Versorgung seines bisherigen „Eigenthums“ entbindet, gedient ist, so ließ das christliche Ehepaar, um die Wohlthat vollkommen zu machen, es sich auch noch sonst manches Sümmchen und manche Mühe kosten, um ihre Freigelassenen in Lebensstellungen zu bringen, die ihnen ihr Weiterkommen und ihre Zukunft sicherten. Sie wurden mit Kleidung, Werkzeugen und kleinen Capitalien versehen, und der eine ward als Holzhauer oder Tischler, der andere als Kellner, ein dritter als Barbier, ein vierter als Hausanstreicher (oder, wie die Amerikaner sagen, „white-washer“, d. h. Weißwascher), die Frauen als Köchinnen oder Wäscherinnen — denn dies alles pflegen einige der Lebensbeschäftigungen zu sein, denen die freien Neger im Norden sich hingeben, und in denen sie gedeihen — untergebracht.

Wie mancherlei Sorgen, Mühen und Kosten auf diese Weise aus jener Erbschaft und aus jenem Freiheitsfest meinen edeln Freunden erwuchsen, mag man sich leicht denken. Schwerlich aber wird man es in Deutschland für möglich halten, und doch ist es leider wahr, daß ihnen in Folge dieses großmüthigen Actes auch noch selbst im freien Norden der Union so mancher bittere Tadel, ja Verhöhnung und Feindschaft, zu Theil werden sollte. Daß die Leute im ganzen Süden, wo sie davon erfuhren — und natürlich wurde die Sache bald genug durch die Posaunen der Tagesblätter allgemein ruchbar — bei jener Verfügung an

keine frommen Beweggründe, an keine Großmuth glaubten, daß dort vielmehr das Ganze nur als ein reiner Partei-streich, als eine „abscheuliche Demonstration“ der „verruchten Abolitionisten“, aufgefaßt wurde, versteht sich freilich von selbst. Merkwürdiger aber und trauriger war es mir zu hören, daß seit jenem schönen Freiheitsfeste mein verehrter Freund Palfrey auch mit mehreren seiner ehemaligen, ihm sonst sehr gewogenen Bekannten, mit einer ganzen, den südlichen Ansichten huldigenden Clique in Boston, zerfallen sei. Es wurden mir mehre Familien in dieser reichen Stadt, dem „Hauptbollwerk des gottlosen Abolitionismus“, wie die Südländer es nennen, namhaft gemacht, in deren Häusern Herr Palfrey ehemals ein- und ausging, bei denen er sich aber nach seinem höchst uneigennützigen Erbschaftsverzicht auf Seeleneigenthum nicht mehr sehen lassen durfte. Man schalt Herrn Palfrey leichtsinnig, überspannt und nannte sein Freilassungs-Fest einen Poeten-Streich. Und eben deswegen hielt ich die Sache, hier, wo ich mit Poeten beschäftigt bin, auch der Mittheilung werth und am Platze.

Ich könnte meine Leser noch bei einigen anderen meiner nächsten angenehmen Nachbarn, bei dem ausgezeichneten Mathematiker von Cambridge, Herrn Pearce, der neuerdings so merkwürdige Beobachtungen über die Configuration der aus dem Wasser hervorragenden Partien unserer Erdkruste gemacht hat, oder bei dem vortrefflichen Hellenisten meines Musensitzes, Prof. Felton, der in Griechenland so interessante Reisen und Studien ausgeführt hatte und dessen Haus einem Alterthumsmuseum glich,

oder bei dem Nestor der dortigen Musensöhne, dem alten Astronomen Herrn Bond, der in Europa wie in Amerika auf allen Sternwarten geschätzt ist, — und auch sonst noch bei manchem strebenden und flammenden Lichte dieser Himmelsgegend einführen. Doch mag ich das — um meine Auslassungen hier nicht allzuweit auszudehnen — auf ein andermal versparen. Nur mit einem in Deutschland allgemein geläufigen und sympathischen Namen muß ich meinen Bericht noch krönen, und ich darf hoffen, daß die Leser mir eine Begleitung zu dem Hause des ersten jetzt lebenden Dichters der Union, des eben so liebenswürdigen als weit und breit verehrten Henry Wodsworth Longfellow, nicht abschlagen werden.

Wie gern und wie oft eilte ich, nachdem ich ihn einmal gemacht, auf dem schattigen Wege, der mich durch viele kleine buschige Nebengassen endlich auf die breite Hauptstraße und dieser entlang zu dem altmodigen Landhause hinausführte, in welchem im Jahr 1775 und 1776 General Washington sein Hauptquartier hatte, und von wo aus derselbe damals die mühseligen Operationen zur Organisirung der ihm anvertrauten großen, aber aller Disziplin baren und von Munition und Waffen entblößten Hauptarmee leitete, und schließlich die siegreiche Vertreibung der Engländer aus Boston bewirkte. In diesem durch Washington geweihten und den Historikern des Freiheitskampfes merkwürdigen Hause wohnt jetzt Longfellow, der Dichter. In denselben Zimmern und Räumen, aus denen vor einem Säculum Armeebefehle und die andern rauhen Werke des Mars hervorgingen, hat jetzt eine Reihe von

Jahren hindurch die stille Muse gewaltet und es sind daselbst „Hyperion", „Evangeline" und „Hiawatha" besungen, und noch viele andere friedliche und zarte Compositionen, die der ganzen Welt bekannt wurden, entworfen worden.

In zahlreichen gemüthlichen Dichtungen hat Longfellow dort dasselbe bürgerliche Leben Neu-Englands, welchem Washington die Selbständigkeit errang, und dessen historische Entwickelung, wie ich eben sagte, Herr Palfrey zeichnete, in gefälligen Gemälden dargestellt. Longfellow ist natürlich selbst ein Neu-Engländer, und zwar aus dem nördlichsten Staate des Landes, aus dem großen Waldlande Maine, wie man denn von den Vereinigten Staaten die allgemeine Bemerkung gelten lassen kann, daß ihre Dichter und Schriftsteller mehr aus dem Norden, als aus dem Süden gekommen sind, welch letzterer mehr die großen Staatsmänner des Landes hergab. Fast alles, was in den Vereinigten Staaten im Dienste der Musen sich auszeichnete, hat in Boston und Newyork oder innerhalb eines nicht sehr weiten Rayons um diese Städte herum das Licht der Welt erblickt, während vom großen Washington herab bis auf Clay und andere Männer der Neuzeit die meisten Generale und Präsidenten als Kinder virginischer Pflanzer geboren wurden. In der ärmeren und rauheren Natur des Nordens ist vielleicht zum Theil die Phantasie reger, zum Theil die Bekanntschaft mit anderen Litteraturen und die Schulbildung viel größer. Die Sklaverei und die schwüle Luft im Süden mag die Einbildungskraft geschwächt haben, wogegen die Leitung und Erziehung

der Sklaven von Jugend auf Regierungstalente weckte und übte.

Longfellow ist ein germanischer Name, und vermuthlich ein alter angelsächsischer Familienstamm. Er scheint nichts mit Irland und Celtenthum gemein zu haben, und ich glaube überhaupt mich nicht zu irren, wenn ich behaupte, daß die meisten Dichterblüthen Amerika's an dem ächten alten angelsächsischen Holze herausgeschlagen sind. Irische Namen finden sich auf dem amerikanischen Parnaß äußerst wenige, obgleich sie im gemeinen Leben fast an jeder zweiten Hausthür stehen. Sollte das auf dem grünen Erin selbst so phantastisch erregte celtische Geschlecht bei seiner Verpflanzung nach Amerika den poetischen Duft eben so verlieren, wie es dort seine in Irland selbst zuweilen sogar liebenswürdige und naive Originalität völlig einbüßt? Der Angelsachse ist überhaupt ein tüchtigerer Mann und Mensch, und daher auch ein schwunghafterer Poet. Er verliert selbst mitten im Geschäftsgewühl der Neuen Welt nicht so schnell Gemüth und Humor wie der leichtere Celte.

Longfellow ist — dies frappirte mich gleich, wie er uns seine Thür öffnete und uns entgegentrat, — von Kopf bis zu Fuß ein Angelsachse, in seinem äußern Wesen wie in seinem Charakter. Sein Antlitz und Blick sind frei und offen, seine Züge einfach und edel gezeichnet, und haben noch jetzt, da er schon über die Mitte der Fünfziger hinaus ist, etwas Jugendliches. Vor 40 Jahren, wo er schon in seinem neunzehnten Lebensjahre eine Professur der neuen Sprachen übernahm, mag er ein schöner, mit Anmuth begabter, talentvoller Jüngling gewesen sein. Aus seinen

sanften blauen Augen leuchtet ein warmes Wohlwollen und diesem Blick im Auge entspricht der Ton seiner Stimme, die angenehm, wohlklingend und metallisch ist, als wenn sie vom Herzen käme. Ich bemerkte zu wiederholtenmalen, daß, wenn er im Gespräch heftig und zornig erregt wurde — was indeß nur geschah wenn von Ungerechtigkeiten und Härten anderer Menschen oder etwa von der Negersklaverei, die er verabscheute, die Rede war — er dabei in ein falsches und ihm nicht natürliches Pathos und Feuer verfiel, als wenn er sich dazu in Positur setzen müßte. Diesen gezwungenen Jähzorn mit erkünsteltem Stimmenwechsel, mit einer bloßen hohlen Maske des Abscheues und der Bitterkeit, kann man bei allen gefühlvollen Menschen beobachten, deren Grundstimmung Wohlwollen ist, ebenso wie man umgekehrt eine gekünstelte Freundlichkeit, ein übersüßes Lächeln, eine hohle Maske gezwungenen Wohlwollens bei Denjenigen gewahrt, die von Natur sauertöpfisch oder cholerisch sind.

Von einem Zunft- und Klassengepräge entdeckte ich keine Spur an Longfellow. Man merkt es ihm nicht gleich an — außer natürlich, wenn man anfängt, mit ihm über litterarische Dinge zu sprechen — daß er der Kaste der Gelehrten und Dichter angehört. Er macht auf den ersten Blick den Eindruck eines Gentleman, etwa eines behäbigen und gastfreundlichen Landedelmannes nach englischem Schnitt. Freilich sind in Amerika überall die Gelehrten und Poeten, und überhaupt alle Stände und Gewerbe nicht so gestempelt wie bei uns, und lassen sich aus der Menge durchweg nicht sogleich herausfinden.

Sowohl seine Nation, die seine schönen Werke begierig gekauft hat, als sein eignes Glück und Geschick haben ihm auch ungefähr die Lebensstellung eines unabhängigen Landedelmannes gegeben. Seine eigenen Gärten, Wiesen und Gründe breiten sich unter den Fenstern seiner reichhaltigen Bibliothek aus. Er lebt, zurückgezogen von allen Geschäften und Aemtern, in schönster Unabhängigkeit nur den Musen und der künstlerischen Gestaltung seiner Inspirationen. Wie oft dachte ich, wenn doch auch unserm Schiller, oder Bürger, oder Claudius die Götter ein solches Leben gewährt hätten. Wie leicht hätten sie dahin kommen können, wie gut könnten überhaupt auch jetzt noch manche deutsche Schriftsteller dahin gelangen, wenn sie nur im Stande wären, gewisse äußerst praktische und zweckmäßige Einrichtungen der amerikanischen Autoren in Bezug auf ihre mühseligen Arbeiten nachzuahmen; z. B. unter anderem die Art und Weise, wie diese sich den Gewinn aus ihren Werken sichern. Einige von ihnen, (vermuthlich jedoch wohl nur die hervorragenden) haben ihre Schriften stereotypiren lassen, und haben die Stereotypplatten unter eigenem Schloß und Riegel aufgestapelt in einem Magazin der nächsten großen Stadt. Ihr städtischer Agent oder ihr Buchhalter führt die Aufsicht über dieses Magazin. Kommt nun ein Buchhändler aus dem Westen oder Süden des Landes zu dem Schriftsteller, und meldet ihm, daß er die letzten Exemplare seines Werkes verkauft habe, und daß er z. B. tausend oder zweitausend neue Exemplare wünsche; legt er dafür auch gleich den gehörigen Wechsel bei, so giebt der Autor besagtem Buchhänd-

ler eine Ordre an seinen städtischen Agenten auf so und so viel fernere Abdrücke, die der Kunde sich unter Aufsicht des Magazinverwalters abziehen lassen kann. Darnach werden die stereotypischen Platten wieder bei Seite gelegt und verschlossen, bis eine neue Erndte gehalten werden kann. Hätte, sag' ich, auch bei uns jeder Schriftsteller seine Werke so in seinem eigenen Stall, so könnten sie wohl milchende Kühe für ihn werden, während sie, wie wir es jetzt treiben, meistens nichts mehr als ein Getreide sind, das er auf den Acker eines andern säete.

Was mir während meiner Berührungen mit Longfellow besonders auffiel, war die Uebereinstimmung seines Behabens und Wesens mit dem in seinen Schriften waltenden Geist. Nach dem, was ich von ihm kannte, konnte, so schien es mir am Ende, ihr Verfasser nicht anders aussehen, als wie er sich mir darstellte. Dies war ein seltener Fall. Denn wie häufig lernt man nicht begabte Männer und große Geister kennen, bei denen man auf die frappantesten Widersprüche zwischen ihrem Wesen und dem Charakter ihrer Produktionen zu stoßen glaubt! Man hat mit Entzücken die zarten und äußerst sentimentalen Verse und Gedanken eines Autors gelesen, eilt, wenn sich auf der Reise Gelegenheit findet, zu ihm, um seine Bekanntschaft zu machen, und ist betroffen, in ihm eine plumpe Figur, etwa einen großen Biertrinker oder Schmaucher vor sich zu finden. So schwärmt man für einen phantasievollen Dichter von Romanzen und interessanten Rittergeschichten. Man bildet sich ein, dieser Poet müsse einem romantischen Troubadour gleichen, und hat man ihn vor sich,

so ist es vielleicht ein schwaches, kränkliches, scheues Männchen, das man sich allenfalls am Schneidertisch denken könnte. Manche Autoren sind mit der Feder äußerst gesprächig, beredt, kühn, die in ihrer persönlichen Erscheinung nicht den geringsten Anflug von einem solchen frischen, sprudelnden Leben besitzen, und die im gewöhnlichen Verkehr sogar oft zungenlahm, einsilbig und redefaul sind. In den Werken vieler Autoren bewunderte man die Präzision, Schärfe und Deutlichkeit ihrer Gedanken und des Ausdrucks, und empfängt man einen Brief von ihnen, so hat man die größte Mühe, die unschönen, verschränkten, verkritzelten Schriftzüge zu entziffern. Longfellow gehört nicht in die Klasse solcher Geister, bei deren Bekanntschaft man sich desappointirt fühlt. Er ist vielmehr von Kopf bis zu Fuß so, wie man ihn nach seinen Schriften erwartet. Diese athmen ein warmes Gefühl für alles Gute, Schöne und Hohe, sie sind mehr anmuthig und zart als energisch und schwungvoll. Sie zeugen mehr von einer allgemeinen harmonischen Geistesbildung, von feiner Empfänglichkeit, von großer Klarheit des Verstandes und der Auffassung, als von auffallender Originalität des Verfassers. Sie behandeln die mannigfaltigsten Gegenstände: Historisches, die Gegenwart, das gemeine Leben, Europäisches, Amerikanisches und Indianisches, und haben sich nicht in einer Richtung hin verrannt. Longfellow's Lyra ist nicht, wie z. B. die von Thomas Moore, nur auf eine Melodie und ihre Variationen gestimmt. Sie ist auch nicht so leidenschaftlich, so stürmisch und stark gefärbt wie z. B. die von Byron. Wahrscheinlich hat daher Longfellow die Be-

merkung, die er einmal gegen einen französischen Reisenden äußerte, namentlich in Bezug auf seine eigene Natur gethan: „Ce quil y a de meilleur chez les grands poétes“, hat er gesagt, „n'est pas ce qui est national en eux, mais ce qui est universel. Leurs racines appartiennent au sol natal, mais leurs branches flottons dans une atmosphère non patriotique“.

Mit allen diesen Eigenheiten in seinen Schriften fand ich sein Wesen und seine äußere Erscheinung, seine Bildung, seine Unterhaltung, ja sogar auch seine Handschrift in vollster Harmonie.

Ja! es ist wohl merkwürdig, wie man die Muse eines Poeten sogar in seiner Handschrift sich abspiegeln sehen kann. Longfellow's Handschrift ist sehr deutlich. Er versieht und korrigirt sich beim Schreiben nie. Er setzt seine Linien in sehr regelmäßig weiten Abständen, so daß das Ganze recht klar übersehen werden kann. Zwischen zwei Worten ist immer ein bestimmter und breiter Zwischenraum. Auch ist er ein Freund von vielen Absätzen in seinen Briefen, als wenn sie aus lauter Strophen beständen. Die Züge der Buchstaben sind hübsch abgerundet. Sie scheinen alle nach dem Modell des ovalen „O“ gebildet zu sein. Selbst die einfachen langen Linienstriche vieler Buchstaben, z. B. des „h's“ oder „l's“ zieht er ovalartig auseinander. Diese durchgehende Rundung in den Schriftzügen ist doch sonst durchaus keine auffallende Eigenthümlichkeit der englischen oder amerikanischen Handschrift. Auch darin weicht Longfellow von dieser ab, daß er seine Buchstaben nicht so schräg von der Rechten zur Linken liegen und laufen läßt,

wie man dies meistens bei den Engländern gewahrt. Er zieht sie senkrecht herab. Dadurch bekommt seine Handschrift etwas sehr Ruhiges und Gesetztes; sie hat nichts Flüchtiges, Fliegendes und Geschäftsmäßiges.

Zieht man nun diesen seinen Autographen Rock und Stiefel an, und giebt ihnen Gesicht und Farbe, so hat man wieder ein Bild des klaren, runden, geraden, schlichten, verständigen und verständlichen Longfellow vor sich, der auch, wenn er den Mund aufthut, eine äußerst anziehende Unterhaltungsgabe entwickelt. Er spricht sich über alle Dinge mit Wohlwollen und warmer Theilnahme aus. Die Beobachtungen, die er gemacht hat, die Anekdoten, Erinnerungen und Erlebnisse, die sich in seinem Kopfe festgesetzt haben, und die er mit sich herumträgt, und auch gern und fleißig mittheilt, haben nichts Bitteres oder Sarkastisches. Sie sind alle sehr harmloser und menschenfreundlicher Natur, obwohl er doch dabei für das Komische im Leben einen sehr regen Sinn zeigt, und zuweilen in das herzlichste Gelächter — auch nicht häufig in Amerika — ausbricht. Weit entfernt ist er von dem verstörten, zerstreuten, präoccupirten und melancholischen Wesen, das man wohl zuweilen bei den Gelehrten und Poeten anderer Länder findet. Seine Kenntniß der Sprachen und Litteraturen aller Nationen der gebildeten Welt ist sehr ausgebreitet. Auch hat er seine Bibliothek eben so reich wie seinen Kopf mit den Blüthen und Früchten aller dieser Litteraturen geschmückt. Besonders ist er den Deutschen, ihren Dichtern und ihrer Sprache, die er selbst gut schreibt und spricht, zugethan. Vor Allen hoch verehrt er unsern

Schiller, dem er sich verwandt fühlt. Er hat viele Gedichte unsers Schiller den Amerikanern durch Uebersetzungen näher gebracht, auch manche Themas in ähnlicher Weise wie Schiller behandelt, z. B. den Bau des Schiffs, wie Schiller den Guß der Glocke, auch den Pegasus im Joche, auf amerikanische Weise modifizirt. Wiederholt ist er nach Europa herübergefahren, und hat fast alle Gegenden unseres Continents bereist. In unserm deutschen Vaterlande hat er dabei immer am längsten und liebsten verweilt. Den „gereisten Mann" merkt man daher nicht nur seiner Tournure, sondern auch seinen Gedichten an, die vielleicht eben deshalb so voll von solchen lebhaften, malerischen und treffenden Schilderungen sind, wie sie nur jemand geben kann, der selbst an Ort und Stelle war, und die Inspiration der Lokalität auf sich einwirken ließ. Doch greift seine Phantasie nicht immer weit in die Ferne und Vergangenheit hinaus. Wie allen ächten Poeten lächelt ihn vorzugsweise die Gegenwart an, und er schmückt und beleuchtet mit seinem innern Licht das Naheliegende und seine nächste Umgebung (z. B. in einem sehr bekannten Gedichte auf seine eigene gemüthlich tickende alte Hausuhr, die neben seiner Treppe steht). Ich sagte schon, daß ein Theil seiner Dichtungen sich mit seinem Geburtslande Neuengland, mit dessen Dorf- und Familienleben und mit dessen Naturscenen und häuslichen Sitten beschäftigt.

Wie sein Kopf allen Ideen, wie seine Bibliothek allen Litteraturen, so steht auch sein gastfreundliches Haus allen Wanderern offen, und man trifft bei ihm mit Reisenden, interessanten Männern und Frauen aus Deutschland, Dänemark, England und Amerika zusammen.

Da wurde es mir denn des Abends oft nicht leicht, mich einem solchen Kreise zu entziehen. Sehr bald aber kam leider auch der Tag, der mich dem freundlichen Cambridge und seinen Dichtern auf längere Zeit entrückte. Ich reiste dem Norden zu, in das Innere von Neuengland hinauf, zu den White Mountains von Newhampshire und zu den lieblichen Thalschluchten am Fuße des beinahe 7000 Fuß hohen Mount Washington und zu den kleinen freundlichen Geburtsorten Longfellow's, Bancroft's und anderer ausgezeichneten Neuengländer. Als ich nach einiger Zeit von dort wieder südwärts zurückkehrte, erfuhr ich, daß in den Ferien des heißen Hochsommers die ganze Universität von Cambridge aufgelöst, zerschmolzen und ausgestorben sei. Wie in München während des Sommers sich alle Welt, und namentlich die gelehrte Welt, auf die kühlen Alpen und Sennhütten der bayerischen Hochgebirge flüchtet, so ziehen sich dann die Inspirirten von Cambridge und Boston an den Meeresstrand zurück. Und zwar haben sie daselbst einen Lieblingsplatz, eine kleine weit in's Meer hinausragende felsige Halbinsel, das sogenannte Ländchen Nahant, wo die meisten von ihnen sich alljährlich versammeln. Da jetzt auch Longfellow und Agassiz und Prescott und andere der von mir Genannten dort weilten, so beschloß ich ebenfalls dahin zu eilen, um diesen Männern noch einmal vor meinem Abschiede von der Neuen Welt die Hand zu drücken. Ich mag hier mithin meine Schilderungen aus jener amerikanischen Universitätsstadt mit ein paar Bemerkungen über dieses Nahant, das ja dem Gesagten zufolge als die Sommerresidenz der Cambridger

und Bostoner Musensöhne zu betrachten ist, und zu Cambridge und Boston gleichsam als ein Anhängsel in intimster Verbindung steht, abschließen.

Ich erreichte jenen interessanten Fleck auf dem Deck eines durch Dampf beflügelten Schiffs. Statt der blumigen Wiesen Neuenglands hatte ich nun die salzigen Weidegründe der Amphitrite, und statt des friedlichen Viehs das Getümmel der Meereswogen um mich. Statt der Spiegel der kleinen Seen oder „Ponds", die dort dem Landteppich eingefügt waren, umarmte hier nun das Meer die kleinen und größern Inseln der Bay von Massachusetts, an denen wir, ihre anmuthigen Bilder und Scenen betrachtend, vorübersegelten. Die ganze Küste von Massachusetts im Norden von Boston ist außerordentlich zerrissen, und von den Wogen in eine Menge kleiner Inseln, Halbinseln und dazwischen liegender Häfen und Buchten gespalten. Die Ländertheilchen und Inselsplitter sind alle verschieden in Form und Charakter, einige von ihnen sind bloße Sandbänke, die mit dem nackten Rücken wie Wallfische aus dem Meere hervorragen. Andere — die meisten — sind hügelige, mit Gras und hie und da mit Bäumen bedeckte, anmuthige Wiesengründe. Fast alle sind mit Häusern, mit seemännischen Etablissements, Leuchtthürmen, Magazinen, Befestigungen, Zollhäusern oder sonstigen Hafenanstalten oder auch blos mit einsamen Hirten- und Fischerwohnungen geschmückt. Einige stellen sich als kahle nur von Seevögeln belebte Felsenspitzen dar.

Nahant selbst, als eine der größeren Landparzelen, ist gemischter Natur. Es hat Felsen, Hügel, Wiesen und

Sandbänke zugleich. Auch ist es in geographischer Hinsicht zwitterhaft, zuweilen eine Insel, gewöhnlich eine Halbinsel.

Den Hauptkörper bildet ein hohes, felsiges Stück Land, das mit einem Umfang von etwa drei oder vier englischen Meilen weit in's Meer hinausgeworfen ist. Mit dem Continent ist es durch eine ganz schmale und niedrige Sandzunge wie durch ein dünnes Band von zwei Meilen Länge verbunden. Es liegt also gleichsam wie ein großes Kriegsschiff da, das durch ein Ankertau mit dem Ufer befestigt wurde. Für gewöhnlich führt ein Fahrweg auf dem Saum jener Landzunge hin. Doch ist mitunter auch bei hohen Fluthen alle Verbindung abgeschnitten, und Weg und Zunge stehen unter Wasser.

Der besagte Hauptkörper der Insel spaltet sich wieder in zwei Theile wie die Scheeren eines Hummers. Die Felsen beider Scheeren bäumen sich breit und hoch auf, und zwischen beiden senkt sich verbindend ein niedriger Thalgrund herab, in welchem die Hauptgruppe der Häuser, der Gärten und Gebüsche liegt. Es ist als wären zwei Inseln hier zusammengekoppelt, und daher ist dem Ganzen auch seit uralten Zeiten der Name Nahant — ein indianisches Wort, das so viel bedeutet als etwa die „Zwillinge“ oder auch „zwei verbundene Dinge“ — zu Theil geworden. Eben deshalb setzt noch jetzt wohl das Seevolk den Inselnamen in den Plural, und spricht von „den Nahants.“

Beide Inselscheeren umklammern auf ihrer Südseite einen kleinen Busen oder Hafen, in den wir nun einliefen,

um unsere Cambridger Gönner und Freunde in ihrer, wie man in Tyrol sagen würde, „Sommerfrische“ aufzusuchen und von ihnen Abschied zu nehmen. Wir fanden sie in ihren respektiven freundlichen Holzhäusern mitten in dem gesellschaftlichen Getümmel, von welchem der sonst so öde Zwillingsfelsen in der heißen Jahreszeit belebt zu sein pflegt. Er ist eines der besuchtesten Seebäder dieser Küste. Viele „boarding houses“ oder wie es in der Schweiz heißt „Pensionen“ sind allmählig zwischen den ursprünglichen Fischerhütten emporgewachsen. Manche Freunde der Meeresfrische haben sich hier auch ihre eigenen eleganten Villen errichtet, und haben dieselben, den Seewinden trotzend, mit Gartenanlagen umgeben. Auf der Höhe der einen der beiden Felsenscheeren ist für das täglich aus- und einfluthende Reisepublikum ein solches kolossales Hotel erbaut, wie man sie in den amerikanischen Städten und Badeorten gewöhnlich findet. Es hat eine prachtvolle dominirende Lage, und von ihm zieht sich durch die kleine Insel ein centraler Fahrweg hinab, der ihre ganze Bewohnerschaft verbindet, und wie die breite Hauptpromenade in Interlaken zwischen den beiden Seen den ganzen Tag von dem reitenden, fahrenden und spazierenden Publikum belebt ist.

Die Südseite der Halbinsel von Nahant ist ihre Licht- und Lebensseite. Da sind der Hafen und die Landungsplätze, da breitet sich der freundliche Ort bis zum Uferrande aus. Da eröffnet sich der Anblick der stets von kleinen und großen Schiffen wimmelnden Bay von Massachusetts, die einen der großen geschäftigen Bienenkörbe Ame-

rika's, das emsige Boston im Busen birgt. Da stehen im warmen Sonnenschein die Sommerhäuser Prescott's und einiger anderer von mir erwähnten Historiker, die hier im Anblick dieses regen Lebens das Thun und Treiben der Menschen und ihre Schicksale schilderten.

Der nördliche Abfall der Insel „Stony Beach", das „steinige Ufer" genannt, ist mehr für die Dichter. Er ist von den Wogen und Stürmen, den Gehülfen des zerstörenden Zeitgottes, in tausend Runzeln und Felsrücken zerklüftet und sieht verwittert aus, wie die dem Nordwind zugekehrten Seiten unserer Bäume. In der Ferne sieht man nach Norden noch viele der anderen Zacken und Inseln der Küste bis nach dem entlegenen „Marble-Head" (Marmorkopf) hinauf, der den schönen Hafen des ältesten Städtchens Neuenglands, den von Salem, deckt. Auch liegen nach dieser Seite hin mitten im Ocean zwei hohe spitze Felseneilande, auf deren Gipfeln zwei kleine weiße Gebäude wie Einsiedeleien schimmern, allerliebste Ruhepunkte im wogenden Ocean für die Seevögel, so wie für das Auge des Menschen. An diesem Stony Beach nun lagen mitten zwischen den Klippen heraufgezogen die Körper großer Fische und anderer Seeungethüme, die der Naturforscher Agassiz hier in Sicherheit gebracht hatte und an Ort und Stelle in Muße zu seciren pflegte. Da waren auch die Vorgebirge und Leuchtthürme, von denen aus der Dichter Longfellow seine Augen wie seine Phantasie in's Freie hinausschweifen ließ, so wie auch das Treibholz, das er in seinem Gedichte: „Das Treibholzfeuer" besungen hat, dort zusammengefegt wird. Der Boden, „den der Dichter betrat,"

ist geheiligt, wie vielmehr der Fleck, den er lange und häufig bewohnte, wo er der Mutter Natur am Busen lag, deren Bilder und Scenen er stets in sich aufnahm, und die sich oft, selbst unwillkürlich, in seiner Einbildungskraft und in seinen Träumen und Gesängen wieder abspiegelte, und deren ich daher hier nicht um ihrer selbst willen, sondern um ihrer Bewohner und der Dichter willen gedacht habe.

Stets angenehm wird mir die Erinnerung an das Abschiedsmahl sein, das auf jener romantischen Halbinsel gefeiert wurde, und bei dem wir fast alle jene von mir oft genannten und uns so sympathischen Männer beisammen hatten.

Die alten niederländischen Maler haben sich in ihren Frucht- und Blumenstücken und in ihren sogenannten „Stillleben" bemüht, die Braten, Weinflaschen, Krystallbecher, Trauben und Orangen, welche die Tafeln ihrer reichen Zeitgenossen bedeckten, in Farben reizend darzustellen. Aber wie soll man eine solche Mahlzeit auf den Nahants treffend mit Worten malen, bei der ein Longfellow an dem einen Ende, ein Agassiz an dem andern präsidirte, und wo ein Prescott mein Nachbar zur Linken, ein Motley zur Rechten war, und wo mein Gegenüber sich als ein langer, hagerer, etwas trocken aussehender Mann darstellte, den man mir „Ralph Waldo Emerson" nannte (es war der berühmte Essayist und Philosoph) und wo auch sonst noch, zwischen den Tischaufsätzen und Blumensträußen hindurch, die unsere Tafel zierten, meine Blicke auf die charaktervollen und männlichen Antlitze anderer edler Persönlichkeiten fielen, auf das greise Haupt eines Wintrop, oder auf die lebhaften Gesichtszüge eines solchen

Wohlthäters der Menschen, wie es der in Europa sowohl, als in Amerika, berühmte und verehrte Blinden- und Taubstummenerzieher Dr. Howe war, und wo ich dann so mitten dazwischen saß, ich, über den schon vor Jahren ein englischer Phrenolog nach einer sorgfältigen Schädelbetastung den Ausspruch gethan hatte: Freund! Du hast ein merkwürdig stark entwickeltes Bewunderungs- und Verehrungsorgan. Wenn ich bedenke, wie selten solche begabte und thatenreiche Männer auf der Welt sind, wie sie als einzelne unter Millionen dastehen, und wie viel seltener es sich noch trifft, daß man auf Reisen ein ganzes Dutzend von ihnen im engen vertraulichen Kreise bei einem Glase Wein für eine Zeitlang gesund und munter und noch in der Kraft der Jahre beisammen sehen kann, so finde ich, daß wir solche Momente, die der Zufall herbeiführt und die zuweilen nie im Leben des Wanderers wiederkehren, noch immer nicht genug packen und schätzen.

Mir erschien die Gallerie lebendiger Bilder, die sich an unserer damaligen Tafel am Meeresstrande vor meinen Augen entfaltete, eben so anregend wie der Anblick der hohen Gipfel einer Gebirgskette. Jeder der Gipfel hatte seine ihm eigene Figur und Höhe, seine besondere Bedeutung und Namen, und ich genoß diese Stunden ebenso wie z. B. eine Aussicht vom Rigi auf die Alpen. Gewöhnlich aber haben wir für solche Naturgenüsse eine viel größere Empfänglichkeit als für das Erhebende und Großartige an unsern Mitbrüdern, den Menschen. In der Natur tritt uns das Großartige, die glänzenden Sterne, die hohen Gletscherhörner ꝛc. viel handgreiflicher und imposanter ent-

gegen. Daß es unter den Menschen eben so weite Unterschiede wie zwischen einem Montblanc und einer Sanddüne, wie zwischen einem Alpha im Orion und dem verschwindenden Licht-Nebel in den „Wolken des Magellan" giebt, vergessen wir leichter. Es gehört schon eine ziemliche Abstraction und Einbildungskraft dazu, nicht nur um es zu empfinden, sondern namentlich auch um es, wenn der rechte Zeitpunkt da ist, sich recht gegenwärtig und fest zu halten, daß man von Heroen umgeben ist. Diese Heroen sind fünf bis sechs Schuh hoch wie wir, scheinen nicht viel anders einherzuschreiten als wir. Sie essen und trinken, und loben den Geschmack der Suppe oder des Bratens, wie wir. Hat da nicht Longfellow, der zart empfindende Poet, der „amerikanische Schiller" seine Lippen über einem grünen Glase Rheinwein, und erklärt sich, wie auch andere gewöhnliche Leute, entzückt über diesen materiellen Stoff! Lacht dort nicht Prescott, der in seinem Cabinet mit lauter Kaisern und Königen Umgang pflegte und die ernsten Geschicke der Völker und Staaten erwog, laut auf, bis ihm die Thränen in den Augen stehen, über einen Witz, welchen Emerson, der schwärmerische und enthusiastische Philosoph, so eben von seinem Sitz aus entsandte, und zwar einen so trockenen und trivialen Witz, wie ein Anderer ihn auch vielleicht zu Stande gebracht hätte! Und hat nicht auch der feurige Parlamentsredner, George Sumner, gegen das Ende der Mahlzeit seine Hände gekreuzt, die Augen geschlossen, und ist, wie es uns andern auch wohl begegnet, müde und matt in Stummheit und sanften Schlaf verfallen! Von diesen und ähnlichen Wahrnehmungen, die man, wie gezeigt, auch

mitten in bedeutungsvoller Gesellschaft macht, lassen sich die meisten Reisenden, wenn sie einmal ihr gutes Glück in einen solchen Cirkel führt, verleiten, ziemlich gleichgültig dreinzuschauen, und die Gelegenheit sich nicht so zu Herzen zu nehmen, wie sie es wohl verdiente. Ich ließ die mir gebotene nicht entschlüpfen, ohne über die Menschen, die ich vor mir hatte, mancherlei Bemerkungen zu machen, von denen ich schon einige wenige in diese Mittheilungen für meine Leser habe einfließen lassen. Alles Charakteristische, was ich innerhalb der flüchtigen, aber kostbaren Stunde auffaßte, sah und hörte, erschöpfend wiederzugeben, würde mich hier zu weit führen. Aber eine allgemeine Beobachtung, die mich bei dem Anblick meiner Umgebung damals wieder sehr frappirte und beschäftigte, will ich doch schließlich hier nicht unterdrücken.

Wenn man Bücher wie die von Mistreß Trollope, Capitän Basil Hall oder Dickens liest, so sollte man glauben, daß es in Amerika kaum etwas gäbe, wie das, was man „gute Gesellschaft" und „guten Ton" nennt. Die Millionen mögen jene Autoren richtig geschildert haben. Wenn man sich aber in solche amerikanische Kreise versetzt sieht, wie der war, der mich damals umgab, fängt man an anders darüber zu denken, und wird am Ende geneigt, zu behaupten, daß in Amerika ein dem Lande ganz eigenthümlicher guter Ton existirt. Ich gebe zu, daß er selten ist. Ich glaube auch, daß der Amerikaner, um ihn sich in recht ausgebildetem Grade anzueignen, wenn auch nicht, wie sein twice past the line Madeira, der — nebenher mag ich es bemerken — in einigen Bostoner Häusern in höchst

vorzüglicher Qualität bewahrt wird — den Aequator, doch den Ocean zwischen Amerika und Europa ein oder einige Mal passirt haben muß. Erst in und durch Europa wird der Amerikaner in der Regel recht genießbar. Das gebe ich zu. Was ich aber behaupte, ist: daß der Amerikaner einen ganz eigenthümlichen Stoff für die Politur, die Europa ihm geben kann, mitbringt, und daß, wenn er sich seine amerikanischen Hörner erst abgelaufen hat, eine Art Schliff herauskommt, der seine besonderen und charakteristischen Vorzüge besitzt, und den man in Europa nicht in dieser Weise wieder findet. Bei den Amerikanern von guter Erziehung gewahrt man dann eine große Einfachheit im Benehmen, eine sehr wohlthuende männliche Würde. Keine solche gewisse Manierirtheit und Schönthuerei — nichts von der kostbaren süßlichen Höflichkeit, der Prüderie und Ueberfeinerung, auch gar nichts von dem Weltschmerz und der krankhaft weichlichen Zerrissenheit, in die man in Europa hie und da verfällt. Ich habe sowohl in Boston als in Newyork zuweilen kleine Privatklubs besucht, unter Herren aus dem Gebildeten, Gelehrten- und Kaufmannsstande, Predigern, Advokaten 2c., in denen der Ton alle jene Vorzüge in hohem Grade vereinigte. In diesen kleinen, versteckten und öffentlich wenig hervortretenden Clubs — es mochten freilich gewählte Kreise sein, und ich kann nicht beurtheilen, wie häufig und zahlreich sie sind — waren Humor und Heiterkeit so gut gezügelt, Witz und Scherz mischten sich so angenehm mit dem Ernsten und Belehrenden, daß ich für Männer selten angenehmere Versammlungen gesehen habe.

Und mit dieser allgemeinen Bemerkung, wie gesagt, mag ich denn die Schilderungen meines Dichterkreises von Boston, Cambridge und von den Nahants hier beschließen.

Kohl, Johann Georg,

Vom Markt und aus der Zelle populäre Vorträge und vermischte kleine Schriften

Bd.: 2

Hannover (1868)